Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : :
Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" erscheint am 1. und 15. jeden Monats und kostet im Jahr: Argentinien $7\frac{1}{2}$ Pesos, Canada $2\frac{1}{2}$ Dollar, Vereinigte Staaten von Nord-Amerika $2\frac{1}{2}$ Dollar. In Deutschland im Vierteljahr 300 000 Mk. Anzeigenpreise nach Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung:
G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Kurfürst No. 8224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36 681; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 1. September 1923. - - Nr. 17/35 des 2. Jahrgang.

Aus dem Alltag für die Zeit

Anmerkungen zu Bildern aus dem Dasein der Wolgadeutschen.

I.

Das vornehmste Arbeitsprinzip des neuen deutschen Reichskanzlers Stresemann, das im Zusammenschluß aller staats b e j a h e n d e n Kräfte der deutschen Republik gipfelt, veranlaßt zur Nutzanwendung auf die wolgadeutsche — U n e i n i g k e i t. Freilich, solche Lebenslehren verklingen im allgemeinen zumeist wie die Stimme des Wüstenpredigers, dennoch: auch unter Steinen kommt schließlich die Saat hervor.

Herr Dr. Stresemann hat mit guter Absicht in seiner ersten Reichstagsrede mit der Außenpolitik begonnen. Die Außenfront Deutschlands muß geschlossen und stark sein, wo anders die Achtung selbst der Freunde und Neutralen zerbröckelt.

Wird die A u ß e n f r o n t d e s w o l g a d e u t s c h e n S t a m m e s gewahrt? Liegt sie in stammesbejahenden Händen?

Unser Schicksal hat in weitesten Kreisen Europas und Amerikas Mitleid erregt. Hie und da wohl auch Achtung: für die Zähigkeit, für die Hilfsbereitschaft, hauptsächlich unserer Amerikaner, für unsere nationale Treue. Aber unsere Uneinigkeit, die Zerrissenheit unserer äußeren Stammesfront, die Unerquicklichkeit des Wäschewaschens vor anderer Augen machen die Achtung zunichte, verwandeln das Mitleid mit unserer Not in ein Mitleid, das den Schwächen gilt. Die Stammesbejahung liegt auch nicht im ewigen Betonen des bloßen Festhaltens am Deutschtum, sondern auch im Hervorheben dessen, was unser Stamm kulturell und wirtschaftlich positives g e s c h a f f e n hat. Es ist nicht überwältigend viel, aber im Vergleich mit den Verhältnissen, unter denen wir tagaus tagein gelitten haben, ist es viel. Dies aus dem Wust des Alltags und — leider oft — der Phrase immer mehr herauszuschälen, scheint dringend notwendig. Für manchen, der in Dingen der Oeffentlichkeit mitzusprechen wünscht, wäre geraten, seinen Blick über den Tag hinaus auf die b e s t ä n d i g e n Werte unseres Volkstums zu richten, kolonistisch gesprochen, die Nase aus dem Pelzkragen herauszustecken und den Wind der Geschichte und der Zukunft sich um Nase und Ohr blasen zu lassen.

Von diesem Angelpunkt, der Stammesbejahung, aus betrachtet, gewinnt die Stresemannsche Reichstagsrede, für unsere Verhältnisse verdeutscht, auch in einem anderen Punkt Bedeutung: Die beste Stammespolitik nach außen, die wir entfalten können, ist die Ordnung der organisatorischen Verhältnisse im Innern unserer Volksgemeinschaft. Für heute ist es noch so, daß das wolgadeutsche Gemeinschaftsgefühl noch wenig achtunggebietend ist, daß die meisten unter uns noch immer und zuviel nur sie selbst, bestenfalls nur ihre Organisation sind, zu der sie gerade gehören. Ein Bismarck unter uns hätte da Berge zu versetzen, von denen wahrlich nicht der kleinste das bloße Zusammenführen der Gegner an einem Tisch wäre. Aber vor diesem Bismarck wäre für uns, als Volksgemeinschaft und für manchen als Person, ein Pestalozzi über das A B C hinaus vonnöten, ja, mitunter ein Knigge, der den Umgang mit Menschen lehrt.

Wer in diesem Sinne stammesbejahend ist, wirke zunächst einmal auf seinem Posten praktisch! Immer wieder und trotz Mißerfolge von neuem. Lassen wir uns doch einmal in allem unseren Tun wirklich nur von der rationellen Verwertung aller, auch der gegnerischen Kräfte für die Volksgemeinschaft leiten! Nicht nur immer und wieder bloß rückwärtsschauend, sondern auch vom Boden der Geschichte und der G e s t a l t u n g aus. Können wir nicht einmal in dieser Frage zu Ende sprechen? Wer jedoch über den Dunstkreis des Alltags, wer über die F o r m e n des Alltags nicht hinauskommen kann, soll nicht Gewicht sein wollen. Ich kenne viele, die die wolgadeutsche Oeffentlichkeit beeinflussen, aber nur wenige, die zugeben, daß andere a u c h mit Leib und Seele der Volksgemeinschaft ergeben sind.

Zur Stammesbejahung gehört die Einheitsfront. Die Einheit nach außen entspringt der Einheit nach innen. Es kann kein Gesicht edel aussehen, wenn nicht in der Seele die Harmonie vorherrscht. Heute ist es bei uns noch nicht so. Es könnte aber sein, weil wir das gleiche Schicksal haben, weil wir nur eine Handvoll und weil wir noch nicht unrettbar zerrissen sind.

II.

Die Arbeit für das öffentliche Wohl ist eine überaus harte Schule. Wer sein kurzes Erdenleben einmal von Sinn und Inhalt gekrönt sehen will, muß den Kelch dieser Schule bis auf den Grund leeren. Sieht aber einer, daß sein Ertrag an Erfahrung und Stählung, an immer tieferer Liebe zu solcher Arbeit nur gering ist, daß er in dieser Schule nicht emporwächst, sondern sich in den Sümpfen verirrt, durch die der Weg führt, der gehe zur Seite, bleibe zurück.

Wer mutig vorwärts schreitet, vergißt die Bilanz nicht. Er weiß dann immer, ob er gewinnt oder verliert, ob er schadet oder nützt. Er schämt sich dieser Bilanz auch vor anderen nicht. Sie zeigt auch den andern, welches die Sümpfe und wer ihre Hüter sind.

Die größten und tiefsten Sümpfe sind die Intrigen. Das schwerste Gewicht an den Füßen des Vorwärtsschreitenden ist der Undank.

Zur Erläuterung habe ich eine Bilanz vorzuzeigen. Seit seiner Gründung vor $2\frac{1}{4}$ Jahren ist das H i l f s w e r k d e r W o l g a d e u t s c h e n nacheinander des folgenden beschuldigt worden:

Es ist eine bolschewistische Vereinigung.
Es ist eine atheistische Vereinigung.
Es ist eine antibolschewistische Vereinigung.
Es ist eine katholische Vereinigung.
Es ist eine pastorenfeindliche Vereinigung.
Es ist eine katholikenfeindliche Vereinigung.
Es ist eine unfähige Hilfsvereinigung.
Es ist eine einseitige Lehrervereinigung.
Es ist eine Vereinigung früherer Wucherer.
Es ist eine charakterlose Vereinigung.
Es ist eine Vereinigung solcher, die sich an der Hungerhilfe bereichern wollen.
Es ist eine Pastorenvereinigung.
Es ist zwar eine tüchtige, redliche und erfolgreiche Vereinigung, mit dem Aufhören der Hungerhilfe aber muß sie ihre Pforten schließen.

Fürwahr, ein großes Sündenregister. Wir müßten uns seiner schämen, wenn wir nicht wüßten:

1. Daß unsere Bücher ebenso wie unsere Herzen rein und in Ordnung sind. Die Bücher zu prüfen, ist jedem freigestellt. Wir unterwerfen uns von Zeit zu Zeit freiwillig amtlichen Revisionen, wir revidieren uns andauernd selbst. Unsere Gesinnung ist christlich und gläubig.

2. Daß wir aus Liebe zu unserem 158 Jahre lang getretenen Bauern ihm nur dienen, nicht über ihn herrschen wollen. Daß wir demgemäß Gegner derjenigen sind und bleiben, die insgeheim oder öffentlich eine Herrschaft über ihn ausüben oder danach streben.

3. Daß die Befriedigung der Notdürfte unseres Bauern unser Programm ist.

4. Daß wir keine partei- oder konfessionspolitischen Ziele verfolgen.

5. Daß wir uns lebenslänglich verachten würden, wenn sich in unserer Mitte ein Gedanke an Selbstbereicherung oder an irgendwelche selbstsüchtigen Ziele auch nur regen würde

Unsere Bilanz zeigt uns folgendes: Die Anklagen sind vorzugsweise hinter unserem Rücken gegen uns erhoben worden. Sie stammen stets und ständig aus denselben Lagern und Mündern und kehren (je nach Bedarf) besonders dann wieder, wenn das Hilfswerk einen weiteren Punkt seines Arbeitsprogramms in Angriff nimmt. Diese Anklagen haben uns, die wir in der öffentlichen Arbeit noch verhältnismäßig jung sind, zur Weiterarbeit ermutigt und gestärkt, sie haben uns geschult. Die niedrige Qualität dieser Angreifer, die nach Taktstöcken aus Berlin arbeiten, vermehrt sichtlich die Zahl unserer Freunde. Wir lernen in der Schar derer gegen uns die aufrichtigen Gegner von den intrigierenden Angreifern unterscheiden. Mit den aufrichtigen Gegnern sind wir bemüht, zur Verständigung zu gelangen, zu einer produktiven Arbeit nebeneinander.

Wir haben im Kampf gegen uns bisher mehr zugesehen und beobachtet als zugeschlagen. Das Ergebnis der Beobachtung ist, daß das Hilfswerk der Wolgadeutschen grundsätzlich auf dem richtigen Weg ist.

G. S. L ö b s a c k.

Die Ernte in Rußland

Von R. St.

Moskau, Anfang August 1923.

Die Ernte ist im vollen Gange. In Südrußland ist die Herbstsaat bereits geräumt, es beginnt die Ernte der Frühlingssaat. Wie groß der Ernteertrag ausfallen wird, ist eine Frage von hervorragendster Bedeutung für ganz Sowjetrußland, und jetzt kann man sie schon mit ziemlicher Genauigkeit beantworten. Die Ernte versprach mittelgroß zu sein, und ist auch, wenn wir den gesamten Sowjetverband in Betracht ziehen, nur etwas u n t e r M i t t e l (sein Inder nach der fünfgliederigen Skala ist 2,8). Verschiedene Provinzen zeigen aber bedeutende Unterschiede. Die Ernte in der Ukraine ist über Mittel, während die nordöstlichen Provinzen (Perm, Wjatka, Wologda) infolge der Dürre von einer Mißernte betroffen sind.

Aber von größter Bedeutung für die Berechnung des Ernteertrages ist die Größe der Aussaatfläche, und in dieser Beziehung hat Rußland in diesem Jahre große Fortschritte gemacht. Die Periode, in der die Anbaufläche sich von Jahr zu Jahr verminderte, gehört schon zur Vergangenheit. Bereits im Jahre 1921, nachdem die Requisition aufgehoben und durch die Naturalsteuer ersetzt wurde, kam es in mehreren Provinzen, nämlich in Mittel- und Nordrußland, zu einem Umschwung. Aber die Mißernte in jenem Jahre, die die fruchtbarsten Provinzen des Ostens und des Südostens verwüstete, hielt den Fortschritt auf; mehr noch, sie verursachte eine Verminderung der Anbaufläche, weil die Bauern dieser Provinzen, trotz ausgiebiger Hilfe des Staates und ausländischer Organisationen, nicht genügend Saatkorn und Vieh hatten, um die Felder auch nur in demselben Maßstabe zu bebauen, wie im Jahre 1921. Erst die vorjährige Ernte verhalf zu einem wirklichen Umschwung in allen Provinzen. Eine große Rolle spielte hier die Hilfe des Staates, der im Jahre 1922 den von dem Hunger betroffenen Provinzen über 40 Mill. Pud Saatkorn auslieh. Die Entwicklung der Aussaatfläche geht aus folgenden Zahlen (in Millionen Pud Deßjatinen) hervor:

Jahr	Anbaufläche
1916	80,4
1920	62,3
1921	54,8
1922	49,5
1923	59,4

Wir sehen also, daß im laufenden Jahre die Anbaufläche nicht nur größer als die vorjährige, sondern auch größer als die des Jahres 1921 ist. Im Verhältnis zum vergangenen Jahr beträgt der Zuwachs 20 Prozent.

Welche Aussichten folgen nun daraus für den ganzen Ernteertrag? Dem Referate des Statistischen Hauptamtes vom 20. Juli zufolge wird die ganze Ernte, die Kartoffelernte einbezogen und alles in Roggeneinheiten umgerechnet, 3 Milliarden Pud betragen. Dieser Ernteertrag ist bedeutend größer als der der letzten 3 Jahre, weil 1920, 1921 Mißerntejahre waren, im vorigen Jahre aber die Anbaufläche um 10 Millionen Deßjatinen kleiner war.

	Jahr	Ernte in Mill. Pud
Durchschnitt	1911—1915	4258 (auf etwas gr. Gebiet)
	1920	2500
	1921	2100
	1922	2750
	1923	3000

Diesen Fortschritt des Hauptzweiges der Landwirtschaft, der Getreideproduktion, begleiten Fortschritte auf allen anderen Gebieten, wie in der Viehzucht, in der Milchwirtschaft und in dem Anbau von industriellen Kulturen. Um ein Beispiel vorzuführen, seien die Zahlen genannt, die die Baumwolle betreffen. Wie bekannt, sind während der Revolutionsjahre die Baumwollpflanzungen in Mittelasien vollkommen aufgegeben worden, weil — wegen der Isolierung der Fabriken Zentralrußlands von Turkestan während des Bürgerkrieges — die Baumwolle keinen Abnehmer fand und die Bevölkerung zum Getreideanbau überging. Dabei ist während des bis 1922 dauernden Bürgerkrieges in Turkestan ein großer Teil der Bewässerungsanlagen durch die „Baßmatzen"-Banden zerstört worden, und die gesamte Bebauungsfläche (Reis, Getreide usw.) ging um 60 Prozent zurück. Im Jahre 1922 begann man mit der Arbeit der Wiederherstellung, der für Rußland so wichtigen Baumwollkultur. Im Jahre 1915 erreichte die gesamte Baumwollanbaufläche (Turkestan, Chiwa, Buchara, Kaukasus) 650 Tausend Deßjatinen, und die Baumwollernte befriedigte fast vollkommen die durch den Krieg vergrößerten Bedürfnisse der russischen Industrie. Aber im Jahre 1922 waren die Resultate der Baumwoll-Kampagne noch ziemlich gering; es fehlten Samen zur Aussaat, Kapital und Vertrauen beim Dekhan (Turkestan-Bauer). Man bebaute nur 50 000 Deßjatinen, und die Ernte konnte nicht das Bedürfnis der Industrie befriedigen, so daß Rußland genötigt war, teure amerikanische und ägyptische Baumwolle zu kaufen. In diesem Jahre aber sehen wir einen deutlichen und entschiedenen Fortschritt. Man bebaute schon 185 000 Deßjatinen; das Bewässerungsnetz wurde ebenfalls bedeutend ausgedehnt, so daß im nächsten Jahre die Möglichkeit besteht, etwa 430 000 Deßjatinen mit Baumwolle zu bebauen. Die Entwicklung geht deutlich und rasch vorwärts.

Welche allgemeinen Aussichten eröffnet die Hebung der Landwirtschaft der gesamten Volkswirtschaft Rußlands? Rußland ist ein Agrarland. Gedeihen oder Niedergang der Landwirtschaft ist ein ausschlaggebender Faktor für die ganze Wirtschaft des Landes. Die Landwirtschaft liefert die Rohstoffe für die Industrie: Häute, Zuckerrüben, Flachs, Hanf, Baumwolle, Oelsamen, Tabak. Die landwirtschaftliche Bevölkerung ist die Abnehmerin der Industriewaren. Eine gute Ernte bedeutet eine vergrößerte Kaufkraft des Bauern, also eine Verbreiterung des Marktes der Industriewaren und damit eine gute Industrie-Konjunktur sowie also endlich die Liquidierung der Arbeitslosigkeit, die Verbesserung der Lage der Stadtarbeiter.

Aber nicht nur die Industrie ist mit der Landwirtschaft eng verbunden. Auch die Einnahmen der Eisenbahn, des Wassertransportes, der Häfen hängen in großem Maße von der Ernte ab. In den Vorkriegsjahren entfiel von den 7 Milliarden Pud Ladung, die die Eisenbahn jährlich beförderte, über eine Milliarde Pud auf Getreide und bis 700 Millionen Pud auf andere landwirtschaftliche Rohstoffe und Produkte. Es ist selbstverständlich, daß diese Ziffern nicht den ganzen Einfluß der Landwirtschaft auf den Transport aufweisen, weil die Belebung der Industrie, die einer guten Ernte folgt, auch eine stärkere Belebung des Eisenbahn- und Wasserwegverkehrs mit sich bringt.

Man braucht nicht viel Worte zu verlieren, um zu zeigen, wie eng der Zustand der Staatsfinanzen mit dem Wohlstande des Hauptsteuerzahlers des Bauern zusam-

menhängt. In Sowjetrußland ist diese Beziehung in die Augen springend, weil die Höhe der Steuer nach dem Ernteertrage bestimmt wird.

Es bleibt noch ein Gebiet, für das die landwirtschaftliche Produktion von entscheidender Bedeutung ist, nämlich der Außenhandel. Im Jahre 1913 betrug der Wert des ganzen russischen Exportes 1500 Millionen Rubel; davon betrug der Wert der Landwirtschaftsprodukte 1200 Millionen Rubel, das heißt 80 Prozent. Der Wert des Getreides allein (ungefähr 700 Millionen Pud) bezifferte sich auf 600 Millionen Rubel.

Rußland, dessen Getreide seit mehreren Jahren von dem Weltmarkt verschwunden war, und das in den Jahren 1921 und 1922 noch selbst Getreide ankaufen mußte, erscheint wieder auf dem Weltmarkt als Exporteur landwirtschaftlicher Produkte. Am Anfang dieses Jahres begann Rußland Getreide auszuführen. Die verkaufte Menge war nicht groß, aber sie bahnte erstens den Weg für den zukünftigen Export im politischen und kommerziellen Sinn; zweitens war es eine Probe für alle staatlichen und wirtschaftlichen Institutionen, die den Export organisierten: für das Volkskommissariat für Außenhandel, für die Eisenbahn, für die Häfen, für die Staatsbank und für die Kooperativen. Alle organisatorischen und technischen Mängel traten in sichtbare Erscheinung, so daß also die Erfahrung des Probeexports allseitig ausgenutzt und der diesjährige Export unter viel besseren Bedingungen vor sich gehen kann. Der Export soll 150 bis 200 Millionen Pud Getreide betragen und wird eine bedeutende Position in der Handelsbilanz Sowjetrußlands darstellen. Im Gegensatz aber mit dem Zustande, der vor dem Kriege herrschte, werden die Erträge in ausländischer Valuta nicht zur Zahlung der Zinsen der ausländischen Anleihen benutzt, sondern man wird dafür Generatoren für elektrische Kraftanlagen, Maschinen für Fabriken und Bergwerke, landwirtschaftliche Maschinen für die Bauern, Baumwolle und Chemikalien einkaufen.

Der diesjährige Ernteertrag, der um 300 Millionen Pud größer als der vorjährige ist, schafft eine breite Basis für eine Erweiterung des Maßstabes der Industrieprodukte und des Exportes und wird eine neue Etappe im Prozeß der Genesung des Transportes, der Staatsfinanzen und der allgemeinen Wirtschaft sein.

Bäuerliche Selbsthilfe an der Volga

(Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Genossenschaften.)

Nachdem die Hungersnot in ihrer schärfsten Form vorüber ist, beginnen die deutschen Wolgabauern die Selbsthilfe. Durch die Ereignisse der letzten Jahre gänzlich verarmt, schließen sie sich zur gemeinsamen Arbeit zusammen. Denn je ärmer ein Bauer ist, desto weniger bringt er allein fertig. Eine große Verbreitung haben im letzten Jahr die landwirtschaftlichen Genossenschaften gefunden. In jedem Dorf schließen sich Bauern zu Genossenschaften zusammen. Am 1. Juli gab es 234 genossenschaftliche Vereinigungen. Ihre Arbeit entwickelt sich. In den „Nachrichten" (Pokrowsk) lesen wir Berichte über eine ganze Anzahl solcher Genossenschaften. Genannter Zeitung zufolge arbeiten einzelne Genossenschaften wie folgt:

I.

Die Marientaler landwirtschaftliche Genossenschaft.

Diese Genossenschaft entstand auf den Ruinen der früheren Kredit-Genossenschaft.

Wie viele andere solcher Genossenschaften verdankt sie ihre Entstehung einigen energischen Bürgern, die durch die Bildung derselben ihre Wirtschaft auf kooperativem Wege zu heben beabsichtigen. Der anfangs kleine Bestand von Mitgliedern hob sich ungewöhnlich schnell. Im Februar 1923 war er schon auf 137 gestiegen und hat sich bis zum April auf 175 gehoben. Das Land für die Genossenschaft ist, wie überhaupt das ganze Gemeindeland von Mariental, in Gruppen-Landanteile auf 12 Jahre verteilt. Das kooperative Leben unter den Mitgliedern ist ziemlich hoch entwickelt, die Versammlungen, auf denen meist Fragen allgemeinen Charakters besprochen werden, sind reichlich besucht. Die Genossenschaft hat eine große Menge der besten Pläne, unter denen besonders die Absicht der gegenseitigen Versicherung des Viehs hervorgehoben werden muß. Zur Verbesserung der einzelnen Wirtschaften haben sie 10 Stück Vieh und zwei Zuchtstiere gekauft, außer den Pferden, die sie vom Geb. Verband der landwirtschaftlichen Kooperative erhalten haben. Im Februar haben sie sich durch die Bank einen Motor für ihre Plantage erworben, der auch gleichzeitig die Dreschmaschine treiben und andere Arbeiten leisten soll.

Im April bestand ihr Inventar aus: 180 Pflügen, 98 Kappelmaschinen, 130 Kühen, 140 Stück Arbeitsvieh, ungefähr 200 Schafen und Schweinen und 50 Kälbern.

Sie haben 850 Deßjatinen Roggen, 500 Deßj. Weizen, 90 Deßj. Gerste, 26 Deßj. Hirse, 40 Deßj. Hafer, 20 Deßj. Sonnenblumen, 30 Deßj. Kartoffeln gesät. Außerdem haben sie 65 Deßj. Buchtschu.

Soeben erschienen! **Zweite Auflage** Soeben erschienen!

Die deutschen Kolonien

an der unteren Wolga in ihrer ersten Entstehung und ersten Entwickelung

Gedenkblätter zur 150. Jahreswende

der Ankunft der ersten deutschen Ansiedler an der Wolga 29. Juni 1764—29. Juni 1914.

Von Pater Gottlieb Beratz †

Im Auftrage des Hilfswerkes der Wolgadeutschen e. V., neu durchgesehen von Pater Joh. Schönberger, Dipl. Agr. Alexander Bier und Redakteur G. S. Löbsack.

Herausgegeben vom Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

Verlag:

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

Preis des Buches: 1 Dollar, 3 Pesos oder 4 Goldmark das Stück.

Bei Bestellungen mehrerer Exemplare Rabatt! Kirchen und Schulen erhalten Vergünstigung.

In Argentinien ist das Buch durch unseren Vertreter Herrn S. Stieglitz erhältlich.

Sie hatten ernstlich die Absicht, eine Mühle zu pachten, als sie aber von der Industriesteuer hörten, bekamen sie Angst, daß das Unternehmen diese Steuer nicht aushält, und sagten sich von dieser Absicht los.

Diese Vorsicht der breiten Masse der Mitglieder zeigt sich auch bei andern Unternehmungen, wie Anschaffung von Traktoren und anderen Kraftmaschinen, während einige der leitenden Arbeiter der Genossenschaft energisch für solche Unternehmungen eintreten. In dieser Hinsicht ist das vorsichtige Verhalten der Masse nur zu begrüßen, da die Durchführung solcher Pläne außerordentliche Ausgaben verlangen würde, die die Genossenschaft noch nicht tragen kann. Andererseits gehen die Mitglieder gern und bereitwillig auf alle wirtschaftlichen Neuerungen ein, die ohne übermäßige Ausgaben zu verwirklichen sind. So haben sie sich selektierte Samen angeschafft und eine Plantage eingerichtet.

Die Buchführung und Abrechnung sind in vollster Ordnung und die Schulden bezahlt die Genossenschaft pünktlich.

Ende Februar nahmen sie eine „Reinigung" ihrer Mitglieder vor, die ihnen notwendig erschien in bezug auf diejenigen Mitglieder, die ihren Pflichten, z. B. beim Zahlen für den Motor und anderes, nicht nachgekommen waren.

Im allgemeinen muß gesagt werden, daß diese Genossenschaft für die Zukunft gute Aussichten hat, die sich noch erweitern, wenn sie zu den Statuten der Kredit-Genossenschaft übergeht.

II.

Die landwirtschaftliche Genossenschaft zu Schwed.

Da kommen eines Tages einige Bürger des Dorfes Schwed zusammen und sprechen über ihre Lage. Sie sind beinah alle verwandt, Kufelds. Was sollen wir tun? Versuchen wir's einmal mit gemeinschaftlicher Arbeit? Und sie organisieren sich in eine landwirtschaftliche Genossenschaft, unter dem Namen „Progreß". Das war im Oktober des Jahres 1922. So fingen sie an zu arbeiten. Ihre Dorfgenossen schauen zu, was aus der ganzen Geschichte werde. Die einen lachen und spotten, andere sehen sich die Sache ernster an.

Und siehe da, es vergeht nur eine kurze Zeit, da kommen, einer nach dem andern, aus dem Dorfe die Bauern und treten in die Genossenschaft ein. Im Februar 1923 haben sie schon 50 Mitglieder. Im April werden es 60, worunter natürlich 60 Wirtschaften zu verstehen sind.

Zu dieser Zeit hat die Genossenschaft bereits einen reichen Bestand an lebendem und totem Inventar. Sie arbeiten mit 40 Stück Arbeitsvieh, haben 58 Kühe, 36 Schafe und 46 Ziegen. 15 Schweine versprechen ihnen einen reichen Zuwachs und 139 Hühner legen fleißig Eier, 9 Fohlen laufen auf den Höfen herum.

Sie verfügen über 36 Pflüge, 15 Heumäher, 10 Worfelmaschinen, 9 Separatoren und 40 Wagen.

Das genossenschaftliche Leben ist bei ihnen stark entwickelt, die allgemeinen Versammlungen werden reichlich besucht. Die Vorträge werden mit Interesse verfolgt und die aufgeworfenen Fragen eingehend behandelt. In ihren Köpfen entstehen alle möglichen wirtschaftlichen Projekte und Unternehmungen, und sobald die Genossenschaft auf festerer wirtschaftlicher Basis stehen wird, wird sicherlich eine ganze Reihe dieser Projekte zur Wirklichkeit werden.

Vorläufig haben sie ihr Vieh gegenseitig versichert. Sie haben eingesehen, daß nur in der gegenseitigen Unterstützung die Garantie zum Vorwärtskommen liegt. Allerdings ist die Art und Weise, wie sie ihr Vieh versichern, so originell, daß es erwähnt werden muß. Sie schätzen das Pferd oder Kamel nach dem höchsten Marktpreis und verteilen diese Summe auf die Mitglieder. Fällt dann bei irgend einem der Mitglieder ein Tier, so zahlen sie ihm den mittleren Marktpreis, und jedes Mitglied trägt wieder laut der Rasjwjerstka soviel ein, daß sie die für das gefallene Tier herausgabte Summe wieder voll beisammen haben. Natürlich gibt eine solche Methode der gegenseitigen Versicherung keine große Sicherheit für die Zukunft ihrer gegenseitigen Versicherung. Sie ist aber charakteristisch für das Bestreben, sich gegenseitig zu sichern und zu unterstützen.

Aber das Dorf liegt mitten im Tabakrayon. Und so haben sie ihr besonderes Augenmerk auf die Tabakzucht gelenkt und 25 Deßjatinen mit russischem und Zigarrentabak besät.

Die treibende Kraft dieser Genossenschaft geht zweifellos von den Kufelds aus, die energisch und zielbewußt ihre Genossen vorwärtstreiben und zu immer neuen Unternehmungen anhalten. Sie sind es auch, die die Bücher in Ordnung halten und sachgemäß führen.

Vor einigen Monaten hatten sie den Gedanken, sich einen Motor zu kaufen und wollten sich einen Rassetier für ihre Kühe anschaffen. Leider haben wir keine Nachricht darüber, wie weit diese Absicht Wirklichkeit geworden ist.

Jetzt hat sie wieder ein neuer Gedanke erfaßt. Sie wollen den Handel in ihre Hände nehmen. Freilich gehen sie an alle solche Neuerungen und Unternehmungen vorsichtig und bedachtsam heran. Sorgen und Schulden lieben sie nicht.

Die deutsch. Lehrer Petersburg als Helden der Kulturarbeit

□ Petersburg, im August 1923.

Die Geschichte des deutschen Schullebens im letzten Jahrzehnt in Petersburg, wie wohl in ganz Rußland, ist die Geschichte eines heldenhaften Kampfes ums Dasein. Gleich bei Beginn des Weltkrieges mußte die Muttersprache aufgegeben und der ganze Unterricht in russischer Sprache geführt werden bei Androhung der Schließung der Schulen. Als nach der Revolution die deutsche Unterrichtssprache wieder gestattet wurde, war die Verrussung soweit vorgeschritten, daß besondere Klassen eingeführt werden mußten, um die Kinder für den Unterricht in deutscher Sprache vorzubereiten. Das wirkte selbstredend auf die allgemeine Entwicklung schlecht ein und zeigte auch bald die negativen Resultate, die bis heute noch nicht überwunden sind, denn noch immer ist die deutsche Jugend in ihrer Mehrheit verrußt. Gleichzeitig litten und leiden die Schulen materiell. Während der schweren Hungerjahre war es eine beispiellose Aufopferung des Lehrpersonals, daß es die ganze Arbeit fast unentgeltlich bei ungeheuren Entbehrungen leistete und nur in wenigen Fällen aussetzte. In ungeheizten Räumen, ohne Lehrmittel, durchweg unterernährt, haben die Lehrer heldenhaft geardbeitet, nur um das große Kulturwerk nicht zu unterbrechen und die Schulräume nicht leer stehen zu lassen. Wieviel Liebe und Aufopferung mußte vorhanden sein, um unter solchen Umständen nicht zu verzweifeln und unentwegt weiter zu arbeiten. Wenn ein deutsches Kulturwerk geleistet worden ist, dann ist es hier in den deutschen Schulen geschehen, und diese Heldentat der deutschen Lehrer darf in der Geschichte des Deutschtums nicht vergessen werden.

Vor der Revolution bestanden in Petersburg vier deutsche Kirchenschulen, alle mit Mädchenabteilungen, alle in blühendem Zustande, da die Mittel zu ihrem Unterhalt von den jeweiligen Gemeinden in reichlichem Maße gespendet wurden. Von diesen vier Schulen ist die Katharinenschule eingegangen, da die meisten Lehrer mit dem Direktor an der Spitze fahnenflüchtig geworden waren. Die Reformierte mußte ihr Lokal verlassen und sich zeitweilig in der Petrischule niederlassen. Auch die Annenschule wurde aus ihrem Lokal ausgewiesen und sah sich genötigt, Privatlokale aufzusuchen. Nur die Petrischule behielt ihre Behausung. Diese war wiederum bei dem vor dem Kriege nicht beendeten Umbau in einem stark schadhaften Zustande. Dennoch ging der Unterricht regelmäßig vor sich, wenn auch die Schule nicht beheizt wurde. Der Annenschule gelang es dank der wunderbaren Energie des Direktors Sauerbrei, ihr Lokal zurückzubekommen und auch die notwendige sehr große Remonte durchzuführen mit Hilfe deutschen Geldes. Auch die Reformierte Schule ist jetzt wieder in ihr Haus gezogen, das sie sich kurz vor dem Kriege neu aufgebaut hatte, nur muß sie es mit mehreren anderen Schulen teilen. Im letzten Winter konnten die Schulräume zur Not beheizt werden, da die Regierung das Heizmaterial zu günstigen Bedingungen zur Verfügung stellte, wenn auch nicht in genügendem Maße. Alle Schulen konnten das letzte Schuljahr in fast normaler Weise durchführen, soweit man heute von normalen Verhältnissen sprechen kann. Noch immer ist aber die Besoldungsfrage in einem äußerst kläglichen Zustande. Der Lehrer erhält ein ganz minimales Gehalt, das kaum für die Wohnung ausreicht, da letztere in ihrem Preise von Monat zu Monat steigt, während das Gehalt damit in keiner Weise Schritt hält. Da muß denn der Lehrer sich kümmerlich mit Privatstunden durchschlagen, die auch nicht leicht zu finden sind, da das Geld eben rar ist. Dazu kommt noch, daß das Gehalt nur in den seltensten Fällen rechtzeitig ausgezahlt wird, meist mit wochenlanger Verspätung, wodurch es selbstredend bei der Auszahlung bereits entwertet ist. Das sind die materiellen Leiden der Lehrerschaft, die den meisten die Kraft zur Arbeit langsam rauben. Ganz besonders schwer ist die Lage der älteren Lehrer, die ihre Pension nicht mehr erhalten. Viele haben denn auch alle diese Entbehrungen nicht ertragen können und sind gestorben. So mancher oder so manche aber ist arbeitsunfähig geworden und hat keine Pension, daher auch keine Existenzmittel. Da ist es denn um so anerkennenswerter, daß die meisten Lehrer immer noch auf ihrem Posten ausharren und die wahrlich nicht leichte Arbeit aus Liebe zur Sache weiterführen. Ein erfreuliches Bild in dieser Hinsicht bietet die Petrischule, wo der überaus größte Teil der Lehrer und Lehrerinnen aus früheren Zöglingen dieser Schule besteht. Die Anhänglichkeit an die alte Alma Mater ist groß genug, um den Lehrern die Kraft zu geben, sich über alle Entbehrungen hinwegzusetzen, um nur an der heimatlichen Schule zu arbeiten. Das ist ein hervorragendes Zeugnis, das die alte Schule sich selbst ausstellt.

Um mit der materiellen Frage zu schließen, muß noch erwähnt werden, daß von der deutschen Vertretung mehreremal Heizmaterial versprochen worden war, aber leider blieb es nur beim Versprechen, auch haben die Städte Hamburg, Bremen und Lübeck im vorigen Jahre ihre Patenschaft den ehemaligen Kirchenschulen angeboten. Dieses Angebot ist nur von der Annenschule angenommen worden, da die anderen Schulen es nicht möglich machen konnten, aus von ihnen unabhängigen Gründen auf dies liebenswürdige Angebot einzugehen. Außerdem wurde ebenfalls im vorigen Jahre vom Deutschen Reichsmarineamt durch Herrn Lohmann an die deutschen Kinder eine Liebesgabe verteilt. Sonst war Hilfe aus dem Auslande nicht gekommen.

Nun muß man nicht denken, daß die früheren Kirchenschulen noch als solche arbeiten; sie sind Staatsschulen geworden, haben aber das Privilegium der deutschen Unterrichtssprache bis jetzt, nur fehlt es an Lehrmitteln, da deutsche Lehrbücher nicht vorhanden sind und nur aus dem Auslande bezogen werden können, was natürlich mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Das erschwert den Unterricht ungemein, da die Schüler meist nach russischen Lehrbüchern in deutscher Sprache lernen müssen. Dennoch geht die Arbeit trotz der bereits geschilderten Verhältnisse rüstig vorwärts, dank der liebevollen Hingabe des Lehrpersonals.

Ueber Bremen nach der Neuen Welt

Von W. Nowack.

I.

Unaufhaltsam rast der riesige D-Zug im Morgengrauen der alten Reichs- und Hansestadt Bremen entgegen. Auf seiner Fahrt kann man den Charakter der norddeutschen Landschaft wohl besser erkennen als auf diesem Wege von Berlin nach Bremen. Durch eine unendliche Ebene, über die man von der geringen Höhe des Zuges aus einen auf kilometerweit ins Land hineingehenden Blick genießen kann, geht der fast schnurgrade Schienenweg. Kein Stück Erde ist von der Bearbeitung durch die fleißigen Hände des Bauern freigeblieben: überall stehen jetzt die Garben zusammen oder weisen die hochgetürmten Strohstapel auf die eingebrachte reiche Ernte hin. Wege und Pfade, von Baumreihen oder Buschwerk eingefaßt, durchschneiden das Land. Und je mehr wir nach Norden kommen, desto lebhafter wird die Landschaft durch die von Bäumen und Gebüsch und Hecken abgegrenzten Einzelbesitzungen und Siedlungen der Bauern. Denn die Dörfer sind hier weniger zahlreich und groß. Da der Bauer sich auf seinem Grund und Boden ansiedelt. Und so sind dann diese schmucken und sauberen Häuser über das ganze Land verstreut, untereinander nur verbunden durch die Baumreihen. Man versteht das norddeutsche Wesen, wenn man durch diese Gegend fährt die Zurückhaltung und den Drang in die Weite.

Um fünf Uhr morgens läuft der Zug in der weitspannenden Halle des Bremer Hauptbahnhofs ein. Hunderte steigen aus und staunen sich und drängen einander an den Ausgängen. Von Bremerhaven geht heute einer der Dampfer ab, die Tausende über den „großen Teich" bringen, die dort drüben eine neue Heimat suchen, die die Not und die Last unseres zermürbten und verelendeten Mittelund Osteuropa nicht länger ertragen wollen, die sich einem ungewissen Schicksal anvertrauen, die mehr Zutrauen dazu haben als Hoffnungen zu ihrer Zukunft im alten Vaterland.

*

Da es noch so früh ist und uns erst um 9½ Uhr der Sonderzug des Norddeutschen Lloyd nach Bremerhaven an den heute ausreisenden Dampfer „York" bringen wird, ist noch Zeit, einen kleinen Rundgang durch das erwachende Bremen zu tun.

Der Weg führt über den Stadtwall in die Altstadt hinein. Hoch über alle Bauten hinaus ragt der charakteristische Turm des großen und wuchtigen Zentralbaues einer der größten Schiffahrtsgesellschaften der Welt: des Norddeutschen Lloyd. Durch enge und gewundene aber sauber gehaltene und in gutem Zustand befindliche Straßen und Gäßchen, deren altertümliche Giebelhäuser heute meist nur noch zu Waren- und Büroräumen Verwendung finden, geht's zum Domshof. Dieser Platz zusammen mit der dicht dabei liegenden Domsheide und dem Markt ist der historische und Verkehrsmittelpunkt Bremens. Wuchtig ragen die beiden Türme des mächtigen, breitliegenden, bereits um das Jahr 1000 begonnenen Doms gen Himmel. Ganz in der Nähe ist dann das im Beginn des 15. Jahrhunderts in gotischem Stil erbaute Rathaus Bremens. Hier von diesem Rathauskeller aus traten die uns allen aus den Märchen Hauffs bekannten „Bremer Stadtmusikanten" ihre unternehmungslustige Reise an. Vor dem Rathaus steht als Zeichen der Marktgerechtigkeit der gleichzeitig mit dem Rathaus um 1400 errichtete steinerne Roland. Gegenüber dem Rathaus liegt die Börse und nicht allzuweit entfernt die jetzt im Umbau befindliche Baumwollbörse.

Inzwischen ist die Zeit vorgeschritten und auf dem Rückweg nach dem Bahnhof, an den unmittelbar die Bahnhofswartehalle des Norddeutschen Lloyd anschließt, stellt man fest, daß das Lebenstempo in Bremen — Gott sei Dank — ein ruhigeres aber keineswegs lässigeres ist als in Berlin.

*

In den Warteräumen des Norddeutschen Lloyd herrscht reges Leben. In einer halben Stunde wird der Sonderzug nach Bremerhaven abgehen. Die Passagiere des Dampfers, von zahlreichen Freunden und Anverwandten begleitet, füllen die geschmackvoll und wohlhabend eingerichteten Räume restlos. Dann läuft der Zug ein, der uns in ungefähr 1½stündiger Fahrt bis nach Bremerhaven, und zwar gleich in das Freihafenzollgebiet bringt. Zollbeamte untersuchen Passagiere und Begleiter auf etwaige zollpflichtige Gegenstände.

Darauf geht es zum Dampfer. Auf dem Kai ist ein Gedränge und ein Gewoge. Auf dem Schiff ein geschäftiges Hin und Her. Die Passagiere werden untergebracht. Der Abschied von den Angehörigen und Freunden erfolgt. Eine Musikkapelle spielt vaterländische und Abschiedslieder. Der Steg wird aufgezogen. Dann Rufen, Winken, Singen, Musik, Glockenzeichen, Sirenen, Signale.

Ganz langsam rückt der Dampfer vom Kai ab. Noch lange winken die Abreisenden und die Zurückbleibenden einander zu. Und während man noch so steht und ein klein wenig Neid auf die empfindet, die da nun hinaus dürfen in diese uns so verschlossene Welt, fallen uns die zu diesem Neid gar nicht so recht passenden Worte des Dichters ein:

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütze euch, Mann, Weib und Greis!
Sei Friede eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

(Fortsetzung folgt.)

Aus Rußland

Ein allrussischer deutscher Kulturverein wurde im Juli in Moskau gegründet. Der Verein ist aus dem Deutschen Kultur- und Wirtschaftsverbande hervorgegangen, dessen Satzungen von der Regierung nicht bestätigt wurden, und bezweckt die Erhaltung und Förderung der deutschen Kultur und Sprache unter den Deutschen in Rußland, vor allem unter den deutschen Kolonisten. Es ist beabsichtigt, Zweigvereine in allen größeren deutschen Kolonien Rußlands ins Leben zu rufen, womit bereits teilweise begonnen wurde. Seine Hauptaufgabe geht der Verein in der Wiederaufrichtung und Förderung des deutschen Schulwesens; er hat sich mit dem „Verlag für Westvölker" in Moskau in Verbindung gesetzt, der eine Reihe deutscher Schul- und Lesebücher herausgeben soll. Einige deutsche Schulbücher für die erste und zweite Stufe sind bereits im Druck. Die Bücher sind in erster Linie für die deutschen Kolonisten bestimmt und werden auch landwirtschaftliche Fachfragen behandeln. Für Ende ds. Js. ist die Herausgabe eines großen deutschen Bauernkalenders für 1924 geplant. Ferner ist die Gründung einer großen deutschen Zeitung für Rußland beabsichtigt, die neben den wenigen bisher bestehenden parteikommunistischen Organen („Die Arbeit", Moskau, „Unsere Wirtschaft" und „Nachrichten", Pokrowsk, „Der Landmann", Omsk, „Die Landarbeit", Tiflis) den allgemeinen deutschen Interessen dienen soll. Schließlich nimmt sich der Verein auch der deutschen Dorfschullehrer an, deren Bildungsgrad in den letzten Jahren sehr stark zurückgegangen ist; sie sollen durch allgemeine und spezielle deutsche Kurse in Moskau, Omsk, Saratow, Slawgorod und Prischib eine Nachschulung erfahren. Das deutsche pädagogische Lehrer-Institut in Moskau wird vergrößert und wahrscheinlich nach Saratow verlegt werden. Eine deutsche Regierungsschule erster und zweiter Stufe für 100 Schüler in Odessa und eine solche erster Stufe für 50 Schüler in Omsk, die im Herbst eröffnet werden soll, wird auch eine deutsche Abteilung aufweisen. — Wir verzeichnen diese Nachrichten, die wir der „Rigaschen Rundschau" entnehmen, als erfreuliche Aeußerungen neuen deutschen kulturellen Lebens in Rußland.

Die Lohn- und Gehaltsverhältnisse in Rußland sind, wenn man von einzelnen besonders begünstigten staatlichen Besoldungsgruppen absieht, unzureichend. Waren schon die Löhne und Beamten- bzw. Angestelltengehälter im vorkriegszeitlichen Rußland größtenteils dürftig bemessen, so ist das jetzt in noch weit höherem Maße der Fall. Die anfangs in den Sowjetstaaten eingeführte Naturallöhnung hat inzwischen fast überall der Barentlohnung Platz gemacht. Hochwertige Industriearbeiter haben etwa 60 v. H. des Vorkriegslohnes erreicht. Im übrigen schwanken Löhne und Gehälter zwischen 37 und 70 v. H. eines normalen Existenzminimums. Sonderzulagen oder einträglicher Nebenverdienst außerhalb der Arbeitszeit müssen das Fehlende ausgleichen. N. W. A.

Die Frau im Amt. Für die Heranziehung der Delegierten zur praktischen Arbeit innerhalb der verschiedenen Gebiete des Sowjetaufbaues, die an Stelle des Praktikantinnen-Systems tritt, hat der Rat der Volkskommissare die Teilnahme der Delegierten an der Sektionsarbeit in den Stadtsowjets mit den gleichen Rechten der Sowjetmitglieder dekretiert. In diesen Sektionen lernen die weiblichen Delegierten den entsprechenden Zweig des Sowjetaufbaues gründlich kennen und nehmen an der praktischen Tätigkeit der verschiedenen Institutionen teil. Nach Berichten aus 25 Gouvernements betätigen sich in den Sektionen der Sowjets 972 Delegierte. Wo bei den Stadtsowjets keine Sektionen bestehen, wird die Delegierten-Versammlung selbst zu solchen aufgeteilt. Derartige Sektionen gibt es in 16 Gouvernements. In der Mehrzahl der Gouvernements sind folgende Sektionen organisiert worden: Mutter- und Kinderschutz, Volksaufklärung, Arbeitsschutz und Gewerkschafts- und Genossenschaftssektionen. Die Sektionen unterstehen der Leitung von Frauen, die in den entsprechenden Organisationen tätig sind. Als Resultat der Heranziehung von Arbeiterinnen zur Sowjetarbeit muß festgestellt werden, daß diese in einigen Zweigen hohe Stellungen im Apparat bekleiden. Im Jahre 1921 befanden sich in 35 Gouvernements unter der Zahl der Leiter der Gouvernements-Unterabteilungen für Mutter- und Kinderschutz 15 Proz. und in den Kreisen 32 Proz. Arbeiterinnen. Im Jahre 1923 wurden in 64 Gouvernements unter den Leitern der Gouvernements-Unterabteilungen 15 Proz. Arbeiterinnen gezählt. Indem diese die Kenntnisse der Spezialisten-Aerzte verständig ausnützten, bildeten sie sich allmählich zu organisatorischen Administratoren aus.

In den Sowjets ist ein Anwachsen der Zahl der weiblichen Mitglieder zu verzeichnen. Im Jahre 1921/22 betrug diese in den Stadtsowjets der Gouvernementsstädte 7,2 Prozent der allgemeinen Zahl der Sowjetmitglieder. Im Jahre 1922/23 erhöhte sich die Ziffer auf 11,3 Proz. In den Stadtsowjets der Kreisstädte waren im Jahre 1921/22 7 Proz. Frauen vertreten. Nach Berichten aus 27 Gouvernements beträgt heute der allgemeine Durchschnitt 8,3 Proz.; aber in einzelnen Städten ist die Zahl der weiblichen Mitglieder der Sowjets besonders groß. In Saratow beträgt sie 40 Proz. der allgemeinen Mitgliederzahl des Stadtsowjets, in Petersburg 20 Proz. Entsprechend den Berichten aus 49 Gouvernements befinden sich 14 469 Arbeiterinnen und Bäuerinnen in den Stadt- und Gemeindesowjets.

Die russischen Kirchenkämpfe. Die Sowjetpresse hat neuerdings wieder eine scharfe Kampagne gegen den Patriarchen Tichon eröffnet. Der Patriarch hält nach seiner Haftentlassung in verschiedenen Kirchen Moskaus unter Mitwirkung seiner Anhänger aus der Geistlichkeit und bei starkem Zustrom der Gläubigen Gottesdienste ab. Politisch tritt er jedoch in keiner Weise öffentlich hervor. Dagegen ist es in Moskau zu gewaltsamen Ausschreitungen fanatisierter Anhänger des Patriarchen gekommen, bei denen Vertreter der neuen sowjetrussischen Kirchenverwaltung verprügelt wurden. Die Moskauer „Iswestija" schreiben, der Patriarch Tichon werde jetzt zum Exponenten der bürgerlich-liberalen Gegenrevolution, wie er früher ein Werkzeug der reaktionär-feudalen gewesen sei. Der Staatsanwalt des Petersburger Gouvernements-Gerichtshofes erließ eine Bekanntmachung, der zufolge jeder, der den gemaßregelten Patriarchen Tichon offen als sein kirchliches Oberhaupt erklärt, sich im Sinne des § 68 des sowjetrussischen Kriminalkodex strafbar macht; dieser Paragraph betrifft die Beihilfe zu gegenrevolutionären Handlungen.

Die Moskauer Landwirtschaftliche Ausstellung ist am 20. August in Gegenwart von 25 000 Personen und Vertretern des diplomatischen Korps feierlich eröffnet worden. An der Ausstellung beteiligen sich insgesamt 16 Staaten, davon Amerika mit zirka 70 Firmen und wissenschaftlichen Organisationen. Deutschland, das auf der Ausstellung durch 100 Firmen (hauptsächlich Maschinen) vertreten ist, beteiligt sich an der Ausstellung auch wissenschaftlich sehr rege. Das Gebiet der Wolgadeutschen ist auf der Ausstellung u. a. durch ein deutsches Bauernhaus vertreten. In das Haus ist die Familie Konrad Gottlieb Axt aus Jost eingezogen, die die Ausstellung der Möbel und die weitere Einrichtung besorgte und die Ausstellungszeit über hier wohnen wird. Es wird alles gezeigt, was zu einem wolgadeutschen Bauernhof und -haus gehört: Bett, Tisch, Bank, Stühle, Webstuhl, die verschiedensten Hausgeräte und Geschirre, an den Wänden hängen Sprüche, Bilder, die Photographie eines Geistlichen, auf den Tischen liegen Gesangbücher und die Bibel. Auf dem Hofe werden gezeigt: Pflüge, Maschinen, das Modell einer Mennonitenwirtschaft. Im Stall sind Pferde, Kühe, Schweine, Schafe.

Ausgeführte Spenden - Aufträge

Im Auftrage amerikanischer Spender hat das Hilfswerk der Wolgadeutschen (Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I) an folgende Personen ausgehändigt

Weizen. Anna Margarete Konradi, Pfeiffer, 18 Pud 30 Pfd.; Kaspar Strömel, daselbst 5 Pud; Anton Bensack, Semenowka, 18 Pud 30 Pfund; Georg Bellendir, daselbst, 10 Pud; Anna Marg. Gette, daselbst, 6 Pud 27 Pfd.; Konrad Willberger, daselbst, 7 Pud 20 Pfd.; Ph. Holzmann, Leichtling, 30 Pud; Peter Nack, daselbst, 9 Pud 12 Pfd.; Nikolai Bien, daselbst, 16 Pud 27 Pfd.; Peter Bellendir, Köhler, 37 Pud 20 Pfd.; Peter Reichenborn, daselbst, 15 Pud; Peter Kirchgesner, daselbst, 22 Pud 20 Pfd.; Anna Maria Helmer, daselbst, 22 Pud 20 Pfd.; Adam Peter Klug, daselbst, 4 Pud 9 Pfd.; Fr. Fr. Preise, Stephan, 5 Pud; Georg Eckert, Balzer, 10 Pud; Jakob Rusch, Huck, 10 Pud; die Allgemeinheit des Dorfes Seewald 18 Pud 30 Pfd.; Kath. Arzer, Seewald, 3 Pud 13 Pfd.; Heinrich Keller, Dönnhof, 7 Pud 20 Pfd.; Luise und Rosa Schröder, Husaren, 9 Pud 12 Pfd.; Joseph Burghof und Michael Mollecker, Brabander, 16 Pud; Ph. und Peter Braun, Brabander, 10 Pud; Joh. Walter, Streckerau, 3 Pud; Joh. Peter Glock, Preiß, 6 Pud; Georg Kießner, Pfeifer, 3 Pud 13 Pfd.; G. Kempel, Dittel, 8 Pud; K. Schiebelbein, Husaren, 6 Pud; Peter Seewald, Husaren, 3 Pud 30 Pfd.; A. Weimann, Kamenka, 14 Pud 20 Pfd.; Rit. u. Joh. Bitter, Kamenka, 33 Pud 13 Pfd.; Joh. Adam, Neukolonie, 5 Pud; Magd. Minnig, Kamenka, 22 Pud 35 Pfd.

Roggen. Johannes Hermann, Pfeiser, 37½ Pud; Anna Marg. Konradi, daselbst, 26 Pud 10 Pfd.; Kath. Senger, Leichtling, 37½ Pud; Luise Holzmann, daselbst, 22½ Pud; Elisabeth Senger, daselbst, 45 Pud; Peter Weingettel, daselbst, 5 Pud; Peter Rechenborn, Köhler, 22½ Pud; Anna Marg. Helmer, daselbst, 7 Pud; Joh. Macht, daselbst, 37½ Pud; Adam Konradi, Pfeiffer, 27 Pud; Andreas Zies, daselbst, 26 Pud 10 Pfd.; Joh. Dittmaier, daselbst, 75 Pud; Adam Burghardt, daselbst, 29 Pud 3 Pfd.; Georg Kiesner, daselbst, 5 Pud 32 Pfd.; Michel Ostertag, Vollmer, 32 Pud 32Pfd.; Jos. Reschni, daselbst, 30 Pud; die Allgemeinheit des Dorfes Vollmer 29 Pud 6 Pfd.; Josef Reschni, daselbst, 22½ Pud; Georg Kempel, Dietel, 17½ Pud; Georg Jak. Besel, Kamyschin, 22½ Pud; die Allgemeinheit des Dorfes Frank 2 Pud 10 Pfd.; Ph. Herres, Schill, 25 Pud; Peter Seewald, Husaren, 14 Pud 2 Pfd.; Anna Elis. Neumann, daselbst, 12 Pud; Kath. Schönfeld, daselbst, 21 Pud; Kath. Schibelbein, daselbst, 10½ Pud; Heinrich Pfister, Merkel, daselbst, 22½ Pud; die Allgemeinheit des Dorfes Rothammel 2 Pud 10 Pfd.; die Allgemeinheit des Dorfes Schuck 14 Pud 25 Pfd.; Joh. Beilmann, Seelmann, 29 Pud 7¼ Pfd.; Kath. Kloster, Neukolonie, 5 Pud 32 Pfd.; Peter Breser, Jost, 26 Pud 10 Pfd.

Pflüge. Gottfried Herzog, Schwed, 1 Pflug; Allgemeinheit des Dorfes Frank 1 Pflug; Andreas Dobler, Rohleder, 1 Pflug; Allgemeinheit Bangert 1 Pflug; Peter Stieglik, Louwe, 1 Pflug; Peter Keil, daselbst, 1 Pflug; Joh. Georg Adam, Neukolonie, 1 Pflug; Alexander Hann, Anton, 1 Pflug.

Separatoren. Alexander Legler, Pokrowsk, 1 Stück.

Pferde. Konstantin Brüggemann, zur Verwendung bei gemeinnützigen Gartenarbeiten in Stephan 5; Johannes Rußmann in Brabander 1 Pferd; Alexander Hann in Anton 1 Pferd.

Kulturspende. Kultukommission Lonsinger und Konstang, Saratow, 337 Pud Weizenmehl; dieselben 75 Pud Weizen; dieselben 50 Pud Weizenmehl; dieselben 50 Dollar; dieselben 48¾ Pud Roggen; Leiter der Kultuser Kantonabteilung für Volksbildung E. Roos für die Schulen des Kantons 2 Pud 13 Pfd. Schreibutensilien.

Weizenmehl. Jakob Fefer, Kamenka, 13 Pud 6¼ Pfd.; D. G. Holzwirt, Pokrowsk, 1 Pud; Elisabeth Groß, Dittel, 14 Pud 3¾ Pfd.; Gottfried Laubhahn, Schterbakowka, 3 Pud 32½ Pfd.; Eva Eichmann, daselbst, 8 Pud 39¼ Pfd.; Alex. und Rob. Munz, Streckerau, 1 Pud 24 Pfd.; Fr. Kinzel, Warenburg, 1 Pud 20Pfd.; Karl Munz, Seelmann, 3 Pud 8 Pfd.; Robert Eichmann 9 Pud 36¾ Pfd.; Ottilie Schab, Sewenaska, 10 Pud 13 Pfd.; Anna Elis. Dortmann, daselbst, 4 Pud 24½Pfd.; Sat, Köhler, 13 Pud 14 Pfd.; Kath. Ungefug, Unterwalden 115¾ Pfd.; Kath. Abs, Uni 115¼ Pfd.; L. Legler, Pokrowsk, 76 Pfd.; Fr. Kerbel, Pokrowsk, 43 kg.; Magd. Mirwitz, Kamenka, 15¼ Pud.

Pakete. Heinrich Döll, Hussenbach, Paket Nr. 11; F. Laubhahn, Schtscherbakowka, Paket Nr. 105; Gebietskommission zur Bekämpfung der Folgen des Hungers 35 Pakete verschiedenen Inhalts und Gewichts für die Allgemeinheit der Kolonien.

Geldüberweisungen. Adolf Schönberger, Vollmer, 2895,45 Rbl. resp. 29,85 Dollar, Spender Pater Joh. Schönberger, Berlin; Peter Hermann, Saratow, 659,60 Rbl. resp. 6,89 Dollar, Spender: Jakob Gaßmann, Diamante, Argentinien; Fr. Schleicher, Kuttus, 1067 Rbl. resp. 11 Dollar, Spender: Gottlieb Schleicher, Lincoln, U.S.A.; Georg Schultze, Schwalje, Brabander, 485 Rubl. resp. 5 Dollar, Spender: Michel Kaufmann, Alpachiri, Arg.; Chr. Fr. Wekkesser, Hofsental, 3671,45 Rbl. resp. 37,85 Dollar, Spender: Henry Bartuli, Fresno, Cal.

Die Empfangsbestätigungen sind an die Spender weiter gesandt.

*

Eingegangene Spenden

Für die Aushändigung von Getreide, Mehl, Kleidungsstücken, Pflügen, Pferden usw. oder zur Ueberweisung in bar sind dem Hilfswerk der Wolgadeutschen, Berlin W. 57, Yorckstraße 46, von verschiedener Seite zugegangen:

Von Heinrich Künzel für Friedrich Künzel 30 000 Mk.; von Andreas Kloster für David Herrlein und Christoph Kloster in Semenowka 348,60 Pesos; von Adam Bohn für Eugenie Bohn, Kamenka, 20 Pesos; von A. Fünning für Heinrich Wiederhold 10 Dollar; von Magd. Leonhardt für Jos. Kaiser, Marienberg, 10 Pesos; von Chr. Rohleder, Brasilien, für Peter Bauer und Michael Frank in Rohleder 200 Milreis; von Joh. Leonhardt für Phil. Leonhardt, Marienberg, 99,40 Pesos; von P. Bitter, U.S.A., für Joh. Schengel, Kuttus, 25 Dollar; von Joh. Riedel für Nic. Riedel, Joh. Martin Kuhn und 3 Kinder von Michael Kuhn 80 Pesos; von Al. Karp für Heinrich Fuchs, Preuß, und Seb. Ortmann, Streckerau, 66,15 Pes.; John Lauck für seine Schwester Maria Katharina Müller 9 Dollar; von Joh. Appelhans für Paul Appelhans, Streckerau, 50 Pesos; von Joh. Leonhardt für Joh. Gareis 134,20 Pesos; von Joh. Sack, Semenowka, 120 Pesos; von P. Geist für Gottfr. Geist, Sildmann, 30 Pesos; von Fra. Litter für Rit. Litter, Anna Weimann und Johannes Litter, Kamenka, 43,27 Dollar; von Heinr. Buschmann für Gottfr. Kibke, Gouv. Stawropol, 5000 Mark; von Mehringer für Mehringer 127,70 Pesos; von Pastor Joh. Rotenberger für die notleidenden Wolgadeutschen in Deutschland 22 Dollar; von Gg. Ruppel für Jac. Meier, Kraupitschkehmen, 31 Pesos; von Gg. Frisler durch B. H. Ergang für Fr. Anna Elis. Gutschmidt, Stephan, 53,88 Dollar; von Friedrich Bier für Georg Phil. Arnst, Warenburg, 5 Dollar; von Friedrich Bier für Nat. und Mar. Borger, Warenburg, 62 Dollar, von Friedrich Besel für Fr. Katharina Wiegandt, Krasnojar, 15 Pesos; von Friedrich Besel für Philipp Martin Schlaegel, Popotschnoje, 20 Pesos.

(Fortsetzung folgt.)

Bares Geld Ihren Freunden!

Wünschen Sie Ihren Freunden in den Wolgakolonien wie überhaupt in Rußland bares Geld zu senden, so erteilen Sie uns Ihren Auftrag. Ihre Geldsendungen werden von uns schnell, sicher und billig weitergeleitet. Die Auszahlung in Rußland erfolgt in fester Währung. Empfangsbestätigungen erhalten Sie in kürzester Zeit.

Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.
Berlin W 57, Yorckstr. 46 I.

Bankkonto:
Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin. (Filiale in Buenos Aires: Banco Germanico de la America del Sud.)

Aus Natur und Geschichte

Freie Ausdeutung der russischen Bodenschätze. Die Sowjetregierung regelt durch ein neues Dekret die Auffindung und Erschließung der im russischen Boden vorhandenen Reichtümer. Jeder einzelne Bürger und jede Körperschaft haben das Recht, ohne besondere Erlaubnis nach Mineralien zu suchen. Mehrere Sucher können auf demselben Gelände tätig sein. Dann wird das eigentliche Schürfen auf fünf Jahre unentgeltlich erlaubt. Aber nur für ein bestimmtes Erz, so daß auf demselben Boden weitere Erschließungen für andere Mineralien zulässig sind. Schließlich erhalten die Schürfer später auch das Recht, unter bestimmten Bedingungen den Abbau vorzunehmen. Das angenommene Prinzip gipfelt also in großer Freiheit im Gegensatz zur bisherigen Regelung, die das Auffinden und die Erschließung der Bodenschätze schwer gehemmt hat.

Hessisch-wolgadeutsche Sprachverwandtschaft. Wir Wolgakolonisten sprechen bis auf den heutigen Tag Dialekte an denen allein wir schon erkennen, aus welchen deutschen Ländern vor 158 Jahren unsere Vorfahren an die

Rußlanddeutsche und russische gemeinnützige und Berufsvereinigungen und Ämter in Deutschland

(Ohne Gewähr für Vollständigkeit. Um Adresseneinsendung wird gebeten.)

Deutsche Mennonitenhilfe, Oberursel, Taunus, Frankfurter Str. 2.

Deutsch-russische Schule von Pastor Masing, Berlin W. 50, Nachodstr. 10.

Evangelische Gemeinde Deutschstämmiger aus Rußland, e. V., Pastor Stenzel, Berlin-Neukölln, Saalestr. 40, Fernspr.: Neukölln Nr. 89 20.

Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer (reichsdeutsch), Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 21, Fernspr.: Nollendorf 27 60.

Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V., Berlin W. 57, Yorckstr. 46, Fernspr.: **Kurfürst** 82 24.

Kolonistenbank, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 24, Fernspr.: Zentrum 65 40.

Verein der Wolgadeutschen e. V., Berlin NW. 52, Schloß Bellevue, Fernspr.: Hansa 18 80.

Verband der wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin W. 57, Yorckstr. 46, Fernspr.: Kurfürst Nr. 82 24.

Verband studierender Wolgadeutscher, Berlin NW. 52, Schloß Bellevue, Fernspr.: Hansa Nr. 18 80.

Schwarzmeer-Hilfswerk für die deutschen Kolonisten e. V., Berlin-Neukölln, Bergstr. 29, Fernspr.: Neukölln 97 87.

Zentralkomitee der Vereine aus den Kolonistengebieten Rußlands, Berlin NW. 52, Schloß Bellevue, Fernspr.: Hansa 18 80.

Wirtschaftsstelle der Wolgadeutschen (sowjetamtlich), Berlin W. 9, Köthener Str. 39/41, Fernspr.: Lützow 87 00.

Schneider, Alexander Petrowitsch, Bevollmächtigter des Gebietes der Wolgadeutschen, Berlin-Schöneberg, Kolonnenstr. 66.

Russisches Rotes Kreuz, Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 156, Fernspr.: Uhland 16 79.

Russische Delegation (Schutzkomitee für die russischen Flüchtlinge in Deutschland), Berlin NW. 40, In den Zelten 16, Fernspr.: Hansa Nr. 13 26.

Verband russischer Großkaufleute, Industrieller und Finanziers, Berlin W. 50, Prager Str. 21, Fernspr.: Pfalzburg 23 59.

Konsultation der russischen vereidigten Advokatur in Deutschland, Berlin W. 15, Uhlandstr. 156.

Verein russischer Ingenieure in Deutschland, Berlin NW. 6, Luisenstr. 31 a, Fernspr.: Norden 118 32.

Verein russischer Journalisten und Literatoren in Deutschland, Berlin SW. 68, **Kochstr.** 24.

Berliner Vereinigung russischer Aerzte, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 28, III, 1, Fernspr.: Lützow 5581.

Zentralverband der russischen Kriegsinvaliden, Berlin-Charlottenburg, Neue Kantstr. 28, Fernspr.: Westend 1190.

Büro der aus Sowjetrußland Ausgewiesenen, Berlin NW. 6, Luisenstr. 31a, Fernspr.: Norden 11832.

Russisches Wissenschaftliches Institut, Berlin W. 56, Schinkelplatz 6.

Russischer Studentenverband, Berlin-Charlottenburg 5, Leonhardtstr. 15, Restaurant „Zum Amtsgericht", Fernspr.: Wilhelm 190.

Russischer Pädagogenverband in Deutschland, Berlin-Charlottenburg, Windscheidstr. 36, Russische Schule.

Russische Handelsvertretung, (sowjetamtlich), Berlin W. 62, Maaßenstr. 8.

Russische Sowjetbotschaft, Berlin W. 8, Unter den Linden 7.

Katholische Fürsorge für Rußland beim Deutschen Charitasverband, Berlin N. 24, Oranienburger Str. 13/14, Fernspr.: Norden 453.

Wolga ausgewandert sind. Solche Sprachverwandtschaften lassen sich endlos nachweisen. Eine Reihe überzeugender Beispiele für die oberhessisch-wolgadeutsche Sprachverwandtschaft finden wir in dem fesselnden klassischen Bauernroman von Alfred Bock „Der Kuppelhof" (erschienen im Bock'schen Sammelband „Die harte Scholle" bei der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart. Zu beziehen durch die Schriftleitung dieses Blattes). Abgesehen davon, daß der in Oberhessen spielende Roman ebensogut sich psychologisch an der Wolga zutragen könnte, begegnet man in ihm zahlreichen Redewendungen und Wörtern, die auch bei uns gang und gäbe sind. Auch sie beweisen, wie sich unsere Sprache selbst in den fernen Wolgasteppen durch 1½ Jahrhunderte erhalten hat.

Wir entnehmen dem Roman folgendes: Aerwed — bedeutet Arbeit; Fra — Frau; grappsche — raffen, nehmen; Dibbelche — Tüpfel; Riwwel —Krümel (Riwwelkuchel); artlich — eigenartig; Bennel — Bindfaden; bischbern — flüstern; simelieren — grübeln; schwätz doch! — sprich doch!; zwerchs — querüber; Dokterches spiele — Doktor spielen; ich lur — ich warte; Muck — Mutterschwein; gelle? — nicht wahr?; was batt des mir? — was hilft das mir?; ich gunn's ihm — ich gönne es ihm; siwwe Kinnerchen — sieben Kinderchen; zackern — ackern; ebbes — etwas; dischkeriern — unterhalten; pulatschen — balatschen, viel sprechen; Groppen — Kessel; er kimmt — er kommt; Berwel — Barbara; Speuze — Geifer; suggeln — saugen. Auch von einer „Bläß" ist in dem Roman die Rede und — wer glaubt's? — von einem „Hannebambel". Von Spitznamen, die in den Dörfern einzelnen Bauern angehängt werden, hat uns die Bezeichnung eines Leichtfußes mit „Kalmuck" an die Wolga erinnert. Alles grad wie derhaam, gelle? — ck.

Eine Kunstausstellung der ehemaligen politischen Gefangenen. Eine Ausstellung im fernen Osten zu Tschita, die die „Gesellschaft der ehemaligen politischen Gefangenen und Verbannten" veranstaltet hat, wurde kürzlich eröffnet. Der Gedanke, eine derartige Ausstellung zustande zu bringen, beschäftigte die Gesellschaft schon im Herbst 1922. Unzählige Male wandten sich die Mitglieder an die Bürger, die solche Ausstellungsobjekte besaßen, sie ihnen zur Verfügung zu stellen. Obwohl diese Aufrufe ohne Antwort blieben, weil die Gesellschaft noch zu neu war und daher kein Vertrauen einflößte, gaben sie doch den Gedanken, die Ausstellung durchzuführen, nicht auf. Hier auf dem Golgatha aller russischen Freiheitsbewegungen erschien ihnen die Gründung einer solchen Ausstellung möglich und notwendig. Im Januar begannen die Mitglieder aufs neue zu arbeiten; sie besuchten selbst die Bürger, bei denen sie nötiges Material zu finden glaubten. Zu gleicher Zeit stellten sie auch einen Katalog zusammen, mit kurzen Beschreibungen über die Revolutionstätigkeit dieser wackeren Vorkämpfer der großen russischen Revolution. Nun gelang es jetzt zum Eröffnungstag ungefähr 264 Ausstellungsobjekte zu sammeln und einen Katalog von 6 Druckbogen herzustellen. Man bedauerte sehr, daß sich nicht die Möglichkeit fand, durch photographische Aufnahmen den ganzen Komplex der Ereignisse und der Prozesse der Ausstellung zuzuführen, sondern man mußte sich mit einzelnen Darbietungen begnügen. Was am meisten die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich lenkte, ist schwer zu sagen, denn man interessierte sich ebenso sehr für die großen Oelporträts von Nerchotnroff, die Bilder von Plechanoff, Krapotkin, Lopatin, Veit, Fiegner, Kusnezoff, als auch für ganz kleine Porträts und Albums. Die Porträts der Dekabristen, dieser ersten Vorposten der russischen Freiheitsbewegung, waren fast alle vertreten. Aufnahmen ihrer Wohnungsstätten, aller Ortschaften, wo sie lebten, wo sie arbeiteten und litten, sogar ihrer Grabstätten in der Katorga. 60 Aufnahmen der „Volksfreiheit"-Revolutionäre, die „ins Volk gingen", waren vorhanden. Die „Nertschinskaja Katorga" hatte vieles geliefert, von ihr waren außer verschiedenen Aufnahmen und Porträts auch Arbeiten auf dem Gebiete der Malerei, Mosaik, so Brennmalerei-Arbeiten und eingelegte Tischlerarbeiten ausgestellt. Die Periode der Jakutsker, Lensker und Kansker Zwangsarbeit hat nur 30 Ausstellungsobjekte geboten. Ganz hervorragend war die Skulptur von dem Verbannten Erygin.

Schule und Leben

Die Hilfsschule. In jeder größeren Volksschulklasse findet der Lehrer schon in den ersten Wochen des Schulunterrichts ein paar Schüler heraus, die aus irgend einem Grunde nicht mitkommen und deren Zurückbleiben eine äußerst störende Hemmung der ganzen Klasse bedeutet! Früher ließ man solche arme Wesen sitzen und sah, soweit möglich, über sie hinweg. Jetzt sammelt man sie in den Hilfsschulen und sucht ihnen da doch wenigstens die notdürftigsten Kenntnisse für ihren späteren Lebensweg zu vermitteln. Gar viele von diesen Hilfsbedürftigen haben diese Schädigung ihrer Geisteskräfte einer durchgemachten Erkrankung, Gehirnentzündung, Scharlach, Diphtherie, Drüsenentzündung, englischen Krankheit zu verdanken. Auch Fall auf den Kopf kann geistige Schwäche zur Folge haben. Ein Teil der Schüler aber hat keine solche Krankheit durchgemacht, hier sitzt das Uebel schon von Geburt an im Körper, ist ererbt von Vater oder Mutter her, die an Schwachsinn, Epilepsie, Alkoholismus und ähnlichen Erbkrankheiten leiden und diese unglückselige Erbschaft auch ihren Kindern vermittelt haben. Solche arme Geschöpfe werden wohl nie ihres Lebens von Herzen froh werden, ja sie bedeuten für ihre ganze Umgebung eine hohe Gefahr; es ist bekannt, daß die meisten Verbrecher und Prostituierte aus den Kreisen des moralischen Schwachsinns und des Alkoholismus entstammen. In solchen Fällen wäre es besser, die Träger solcher volksfeindlicher Eigenschaften nicht erst schuldig werden zu lassen und sie dann abzuurteilen, sondern sie nach der amerikanischen Methode dauernd in Anstalten zu verwahren. Nur dadurch ist auch die Gewähr gegeben, daß solche Geschöpfe sich nicht wieder fortpflanzen zum Schaden des gesamten Volkes! Es müßte also die Hilfsschule ausgebaut werden zu einer rassehygienischen Forschungsanstalt; es müßten über jedes Kind umfassende Erkundungen bezüglich der ganzen Familie und der Ahnenreihe eingezogen werden und alle jene Elemente, die voraussichtlich die Zahl der Gewohnheitsverbrecher, der Haltlosen, der sozialen Schädlinge vermehren würden, müßten in Anstalten gesammelt werden, wo sie ihre guten Kräfte so weit als möglich entfalten könnten, wo ihnen aber die Möglichkeit des Verbrechens und die Möglichkeit der Fortpflanzung genommen wäre! Wer solch einen Vorschlag für barbarisch, für eine lebenslängliche Freiheitsberaubung ansieht, der möge sich fragen, ob es vielleicht menschlicher ist, solche Geschöpfe zuvor zu Dieben, Verbrechern, Mördern werden zu lassen und sie dann erst um ihrer schlechten Eigenschaften willen dem Henkerbeile zu überliefern!

Die Berufsschulpflicht in Preußen ist durch ein vom Landtag jüngst angenommenes Gesetz neu geregelt worden. Danach gilt die Berufsschulpflicht für männliche und weibliche Jugendliche unter 18 Jahren grundsätzlich und in gleicher Weise. Durch eine zweckentsprechende Neuregelung der Kostenfrage ist auch der nach dem Krieg häufig vorgekommenen Aufhebung von Fortbildungsschulen ein Riegel vorgeschoben. An den Unterhaltskosten beteiligen sich Gemeinde, Staat und Reich, sowie Gewerbetreibende, letztere durch eine besondere Kommunalsteuer. Bei der Gründung von Berufsschulen sind alle interessierten Kreise hinzuzuziehen. Obwohl das Gesetz nicht allen Ansprüchen des Lebens gerecht wird, ist es doch als ein gutes Stück Kulturarbeit anzuerkennen.

Die zollfreie Einfuhr von Lehrmitteln nach Rußland ist von der Sowjetregierung 64 russischen wissenschaftlichen Anstalten und 10 kommunistischen Universitäten gestattet worden. Für Saratow ist die zollfreie Einfuhr u. a. dem Konservatorium und der Universität erlaubt.

Haus, Hof, Garten, Feld

Meliorationsarbeiten russischer Bauern. Aus Moskau wird berichtet, daß die Meliorations-Kooperation unter der bäuerlichen Bevölkerung namentlich des Gouvernements Smolensk bedeutende Fortschritte gemacht hat. Im laufenden Wirtschaftsjahr sind 25 neue Meliorations-Gesellschaften eröffnet worden, die ungefähr 2100 Deßjätinen Sumpfland entwässern. Insgesamt gibt es in genanntem Gouvernement 70 solcher Gesellschaften, zu denen ausschließlich Bauern gehören und die 10 000 Deßjätinen Sumpfland kultivieren, das noch vor kurzem völlig unbrauchbar war. Die Entwicklung und Ausdehnung der Meliorationsarbeiten wird durch den Mangel an Geldkredit empfindlich gehemmt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Eine gemischte Schiffahrtsgesellschaft in Moskau. Zwischen der Freiwilligen Flotte und der Staatlichen Handelsflotte russischerseits sowie dem Norddeutschen Lloyd und der White Stare Linie ist ein Vertrag abgeschlossen und von der Sowjetregierung bestätigt worden, wonach die genannten Vertragspartner eine gemischte Gesellschaft unter dem Namen „Ocean-Reisebüro" gründen. Die neue Gesellschaft dient dem Ein- und Auswanderungsverkehr nach und aus Rußland.

Verschiedenes

Seltsame Taufnamen in Sowjetrußland. Die Scheu, die Kinder auf die Namen der Kirchenheiligen zu taufen, hat dazu geführt, daß man in Rußland heute auf die absonderlichsten Namen verfällt. Wie die „Iswestija" erzählt, nennen viele Eltern ihre Kinder nach dem Namen von Flüssen und Städten wie Dnjepr, Wolga, Moskau. Andere wählen für diesen Zweck Bezeichnungen, die ihnen aus dem politischen Leben geläufig geworden sind. So trifft man beispielsweise viele Mädchen, die auf den Namen Genossenschaft, Kommune, Marseillaise hören, ohne der Namen zu gedenken, die den Eltern von ihrem orientalischen Geschmack eingegeben sind, wie kleine Sonne, Feldblume u. a. m. Den Gipfel aber erstieg kürzlich ein Arbeiter, der, nachdem ihm das Glück zuteil geworden war, einen Treffer in der Goldanleihe zu machen, aus Dankbarkeit seiner Tochter den Namen Schuldverschreibung gab.

Das verhängnisvolle Eisenbahnunglück des Zaren. Das furchtbare Unglück bei Kreiensen in Deutschland, das zu den schwersten Eisenbahnkatastrophen der letzten Jahre gehört, ruft die Erinnerung wach an frühere Eisenbahnunfälle von gleicher oder noch größerer Furchtbarkeit. Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Menschheit mit der Erfindung des Dampfrosses auch einen der grausigsten Schrecken über sich gebracht hat, einen Schrecken, den die erhitzte Phantasie eines E. T. A. Hoffmann und eines Edgar Allan Poe sicherlich nicht fürchterlicher hätte erfinden können. Denn wenn man die Kraft der Sprengstoffe ausnimmt, so sind nirgendwo auf der Erde so gewaltige, lebendige Kräfte am Werke, wie bei fahrenden Eisenbahnzügen, und deshalb muß die Zerstörung auch alles Maß übersteigen, wenn diese Kräfte, entfesselt, nach dem Dichterwort sinnlos walten. Historische Bedeutung hatte das große Eisenbahnunglück bei Borki am 17. (29.) Oktober 1888. Bei der genannten Station der Kursk—Charkow—Asow-Bahn entgleiste, wahrscheinlich infolge eines nihilistischen Anschlages, der Sonderzug des Kaisers Alexander III. von Rußland. Der größte Teil des Zuges wurde völlig zerstört; nur die drei letzten Wagen, in denen sich die kaiserlichen Kinder, das Zarenpaar selbst und am Schluß des Zuges der Großfürst-Thronfolger — der spätere Zar Nikolaus II. — befanden, blieben einigermaßen unversehrt. Von den Bediensteten und dem Gefolge fanden 22 Personen den Tod, 36 wurden verletzt. Es hieß auch, Kaiser Alexander III. sei völlig unverletzt geblieben. In Wahrheit hatte er aber einen furchtbaren Stoß in den Rücken erhalten, und dieser Stoß bot den äußeren Anlaß zu dem schweren Nierenleiden, dem der Zar am 1. November 1894 erlag. So hatte das nihilistische Attentat, wenn auch erst sechs Jahre später, doch noch sein Ziel erreicht; denn Alexander III. war nicht nur ein äußerst kräftiger und gesunder Mann, ein Hüne von Gestalt gewesen, er war bei seinem Tode auch erst 49 Jahre alt, und normalerweise hätte er leicht noch 30 bis 40 Jahre leben können. Dann wäre sein schwächlicher Nachfolger nicht auf den Thron gekommen, und sowohl die Geschichte Rußlands wie die Weltgeschichte hätte, würde Alexander III. länger gelebt haben, sicherlich eine ganz andere Entwicklung genommen.

Kampf gegen die kaukasische Blutrache. Die Kommission zur Aufhebung der Blutrache unter den kaukasischen Bergvölkern hat in Tiflis ihre Arbeit beendet. Nach der fortan geltenden Gesetzbestimmung werden die unversöhnlichen Parteien vor das ordentliche Gericht verwiesen. Alle, die sich eines Verbrechens der Blutrache schuldig machen, werden als Verbrecher gegen die Staatsordnung Sowjetrußlands betrachtet und der staatlichen politischen Verwaltung (früher Tscheka) überantwortet.

Der Schluß des Artikels **„Die russischen Geldzeichen vor und nach 1917"** von D. Ews erscheint nächstes Mal.

BREMEN

AMERIKA
OSTASIEN-AUSTRALIEN
Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen
Reisegepäck-Versicherung
Nähere Auskunft durch
NORDDEUTSCHER LLOYD BREMEN
und seine Vertretungen
General-Agenturen in Amerika:
New York 14/16 Pearlstreet ■ North German Lloyd ■
Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

ERNA BUTTGEREIT
WALDEMAR LÖBSACK
Bankbeamter
VERLOBTE
Berlin Lankwitz

Wer Erholung sucht
gehe in den Harz!
Hotel Waldkater
G. m. b. H.
Thale im Harz * Fernsprecher 8
Haus I. Ranges, direkt im wildromantischen Bodetal gelegen — 60 Zimmer — Autogaragen — Kalt- und Warmwasser-Anlagen
Mässige Pensionspreise
Georg J. Löbsack

Weser-Zeitung
BREMEN
Täglich 2 Ausgaben
Führende im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.
Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.
Werbemittel ersten Ranges
durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Vom Buchhandel in den deutschen Wolgakolonien

Von Carl Knaub, früher Buchhändler in Saratow.

In meinen Knabenjahren zeigte mein Vater mir einmal sein Schreibheft, eine Kladde, die er von der Zeit her stolz sein eigen nannte, als er in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Zentralschule zu Grimm noch „für Kupfer" lernte. Diese Kladde, auch mir verehrungswert im Gedächtnis, war eine wahre Fundgrube von allerlei Schulaufsätzen und späteren Eintragungen meines Vaters aus seinen Nachschuljahren. Kladden waren damals wohl das wichtigste Hilfsmittel für den Schulunterricht, sie waren auch die Chronika schreib- und erzählungslustiger Kolonisten. In den Jahren der 3. und 4. wolgadeutschen Generation (1830 bis 1860) muß es um die Schulbücher bei uns sehr schlimm bestellt gewesen sein. So ist die Kladde an den Anfang unserer eigentlichen Literatur zu stellen.

Ueber das Bildungswesen in den ersten Jahrzehnten unserer, der Wolgadeutschen, Ansiedelung ist uns leider kein erschöpfendes Material erhalten geblieben. So sind wir noch bis heute über Nebelbilder aus jener Zeit nicht hinausgekommen. Eines wissen wir mit Bestimmtheit aus vielen Geschichtsquellen, daß die Bildungsarbeit in den Kolonien durch das Regime des sog. Saratower Tutel-Kontors unterbunden war. Nachdem die intelligenteren Ansiedler aus dem 18. Jahrhundert ausgestorben waren, lag die Bildungsarbeit in Händen der Geistlichen und Schulmeister. Die Schulmeister unterstanden der Kirche, die Kirche wurde vom „Kontor" kommandiert, durch allerlei Dinge kamen Geistliche und Gemeinden auseinander, die Schule führte ein kümmerliches Dasein. Die Gründung von Zentralschulen in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts brachte dem Volk eigene Lehrer. Die Wechselbeziehungen zwischen Geistlichkeit und Lehrerschaft sind bekannt.

Aus welchen anderen Quellen trank unser Volk das Wasser der Aufklärung? Zunächst stillte es immer wieder seinen geistlichen Durst. Dem kamen die Geistlichen durch den Verkauf von Büchern religiösen Inhaltes entgegen. Sie sind die ersten Buchhändler in unseren Kolonien. Mit ganz wenigen Ausnahmen wurde somit nur religiöse Literatur in das Haus unserer Väter gebracht. Gesangbuch, Katechismus, Testament prangten in den „guten Stuben" als einzige Literatur. In den Ecken flogen, geschmückt mit schmutzigen Eselsohren, das kleine A-B-C-Buch mit dem Gockelhahn und allenfalls noch das Koloniallesebuch herum. Letzteres, ein lehrreiches und gediegenes Buch, kam aber „ins Archiv", wohl weil es in den Rahmen der Kinderschulen nicht paßte, weil es „zu weltlich" war. Später übertrugen die Geistlichen den Verkauf ihrer Literatur den Schulmeistern, die gleichsam ihre Kassierer waren.

Die Anfänge des wolgadeutschen Buchdruckes und Buchhandels sind in den 70-er und 80-er Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu suchen. In den 80-er Jahren wurde bei der „Druckeri und Litographie von Kymmel" auf der Moskauer Straße in Saratow eine streng religiöse deutsche Buch- und Bilderhandlung gegründet. Hier wurde auch der „Wolgabote", ein deutscher Kalender, gedruckt, der bei unseren Voreltern sehr beliebt war. 1887 oder 1888 erschien in Beideck „Der Friedensbote" erstmalig, herausgegeben von Pastor Hugo Günther, dem Leiter der Armenhäuser Bethanien und Nazareth. Um für die Anstalten stets Geld flüssig zu haben, begründete Günther auch eine Buchhandlung, bekannt unter dem Namen „Eben-Ezer". Sie verbreitete Bücher religiösen Inhalts, kleine Bildchen mit Sprüchen, Wandsprüche; versandte sie an Geistliche, Schulmeister, Lehrer und interessierte Privatpersonen. Auch standen im Dienst der Buchhandlung Kolporteure, die von Dorf zu Dorf zogen und die Ware verkauften. Als Küster in Saratow erhielt ich eine Vertretung der Buchhandlung, die ich aber nach einem Jahre aufgab, da mir manches an der Buchhandlung „Eben-Ezer" nicht zusagte.

1893 gründete ich in Saratow auf der Deutschen Straße eine Buch-, Noten- und Kunsthandlung. Außer religiösen Büchern führte ich auch Jugendliteratur und sonstiges weltlichen Inhalts. Auch gab ich Postkarten mit Saratower und Wolga-Ansichten heraus. Der Absatz von Erzählungen, Romanen, Gedichtbüchern u. dgl. war ebenso gut wie der der Bücher geistlichen Inhalts. Das Leitmotiv meiner Arbeit war die Verbreitung gerade der allgemein-bildnerischen Literatur, die ich von alten, weltberühmten deutschen Verlagen und Buchhandlungen bezog. Ich führte mein Geschäft bis in die Zeit der russischen Unruhen, gleichwie Brendel, der ebenfalls eine in Saratow und in den Kolonien bestens bekannte Buch- und Schreibwarenhandlung auf der Deutschen Straße (neben der „Astoria") besaß. Die Buchhandlung „Sojus" (Inh. Brendel u. Co.) ging aus der Buchhandlung Staub, Brendel u. Co. hervor, die 1894/95 im Hotel „Rossija" auf der Deutschen Straße eröffnet worden war und hauptsächlich Schulbücher vertrieb. Auch die nachmalige Brendelsche Buchhandlung „Sojus" (geschlossen 1918) führte vorherrschend Schulbücher und auch eine Bibliothek. In der Mitte der neunziger Jahre richtete der russische Buchhändler und Antiquar Meschkow auf der Moskauer Straße eine kleine Abteilung für deutsche Literatur ein. Ungefähr 8 Jahre vor Beginn des Weltkrieges begründete die bekannte Lithographie und Druckerei Chr. Schellhorn auf dem Theaterplatz in Saratow eine besondere katholische Buch- und Bilderhandlung, deren Absatz sich stark ausdehnte und ihr einen guten Ruf eintrug. Von Buchhandlungen auf der Wiesenseite seien die von Allmann und die 5 Jahre vor dem Krieg begründete Buchhandlung von Walter Rüger, beide in Katharinenstadt, erwähnt. Rüger war zuvor Reisender namhafter deutscher Buchhandlungen, ließ sich dann aber nach seiner Verheiratung mit einer Katharinenstädterin an der Wolga nieder. Einen sehr rührigen reichsdeutschen Kolporteur hatten die Wolgakolonien in Peter Weingand, der lange Jahre kolportierte, kurz vor dem Kriege aber in Saratow ein kleines Handelsgeschäft gründete. Er hat auch ein kleines Liederbüchlein („Heimatklänge" hieß es wohl) herausgegeben, das sehr große Verbreitung fand.

In Saratow führte auch J. J. Beford (vorm. Klemensgesellschaft) eine Buch- und Devotionalienhandlung.

Die Geschichte des Bildungswesens, des Buch- und Zeitungsdruckes, des Buchhandels u. ä. in unseren Kolonien ist noch nicht geschrieben. Sie bedarf eines energischen und unparteiischen Forschers. Meine wenigen Zeilen sollen ein bescheidener Beitrag sein.

Der erste lutherische Pfarrer der 1766 an die Wolga ausgewanderten Hessen

Die Erforschung der hessischen Archive auf Dokumente aus den Jahren 1764—66 und später hin ist von Wolgadeutschen mehrfach begonnen worden. Leider fehlen zu einer dauernden Arbeit auf diesem Gebiet die Mittel. So sind wir denn für jede noch unbekannte Nachricht aus jener Zeit dankbar. Durch die liebenswürdige Vermittlung des bekannten oberhessischen Schriftstellers Alfred Bock sind wir heute in der Lage, nachstehend einen Artikel aus dem „Evangelischen Gemeindeblatt für Friedberg und Friedberg-Fauerbach" (Jahrgang 1918) abzudrucken. Unter dem Titel „Der erste Pfarrer der 1766 nach Rußland ausgewanderten Hessen" bringt der verantwortliche Schriftleiter des genannten Blattes Herr Prof. D. Dr. Wilhelm Diehl in Friedberg folgende überaus interessante Mitteilung:

Zu den merkwürdigsten Erlebnissen, die unsere hessischen Landsleute vor hundert Jahren in der russischen Kriegsgefangenschaft hatten, gehört unstreitig die Tatsache, daß gar mancher an dem Orte seiner Qual plötzlich in der Sprache seiner Heimat angeredet ward, nicht etwa bloß auf deutsch schlechthin, sondern in Vogelsberger oder Wetterauer Deutsch. Friedrich Peppler schreibt z. B. in seinem nicht genug zu empfehlenden Büchlein „Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812 bis 1814" (vgl. „Hessische Volksbücher", herausgegeben von W. Diehl Band 1): „Bei meiner Ankunft in der Kolonie Schwab nahm ich mein Absteigequartier im Wirtshause, wo mich eine alte, gutmütige Frau, die ihrer Sprache nach aus der Wetterau stammte, recht treuherzig aufnahm, mich als Landsmann ihr Vetterchen nannte, und mir während dem Laufe der Unterredung erzählte, daß ihr Mann ein geborener Pfälzer, namens Gemsemer, sich mit Aderlassen beschäftigte, und deshalb oft in entferntere Orte gerufen würde, indem außer in Saratow und Katharinenstadt kein Arzt oder Chirurg vorhanden sei; sie sei in Dauernheim in der Wetterau geboren, und mit ihren Eltern, die dort in Dürftigkeit gelebt hätten, als Kind von neun Jahren in ihren jetzigen Wohnort gekommen, wo ihnen anfänglich auch kein besseres Los geworden, in wenigen Jahren aber sich ihre Lage gebessert habe."

Eine ähnliche Erfahrung, wie sie hier Peppler vor hundert Jahren in Rußland machte, kann jetzt jeder, der beruflich mit russischen Kriegsgefangenen, die deutsch sprechen, zu tun hat, bei uns in Deutschland machen. Er wird finden, daß unter ihnen Träger von Namen, und zwar ganz eigenartigen Namen sind, die man in Deutschland nur noch in Vogelsberg und der Wetterau in größerer Anzahl vorfindet.

Diese beiden Merkwürdigkeiten finden ihre Erklärung in den Auswanderungen aus dem Hessenland, die im 18. Jahrhundert stattfanden. Es sind deren zwei zu unterscheiden. Die erste, die in die 20er Jahre fiel, richtete sich nach dem Banat, dem Süden des heutigen Ungarn und dem heutigen Rumänien. Ich habe über sie in Jahrgang 1 des „Gemeindeblattes" berichtet. Die zweite fällt in die 60er Jahre, besonders die Jahre 1765 und 1766, und richtete sich nach dem Süden von Rußland, wo die Kaiserin Katharina mit einem großen Kolonisationswerk begonnen hatte. In Hessen waren es besonders Vogelsberger und Bewohner der Umgegend von Nidda, die dem Ruf der Kolonisationsdirektoren Folge leisteten. Mit den Nachkommen dieser Kolonisten aus Hessenland haben wir es bei Kriegsgefangenen mit ausgesprochen hessischen Namen zu tun. Erwähnt sei, daß vor etwa zehn Jahren ein russischer Lehrer, namens Kromm, in Schotten erschien, von wo sein Vorfahr im Jahre 1766 ausgewandert war, und feststellte, daß eine große Zahl von Familienvätern aus Schotten und Umgegend in dem genannten Jahr mit ihren Familien denselben Weg in die Fremde gezogen waren, der seinen Vorfahr nach Südrußland gebracht hatte.

Auf diese Auswanderung von 1766 bezieht sich ein Eintrag in dem ältesten Kirchenbuch der Burgkirche, der der Forschung bisher entgangen war und von mir bei einer Durcharbeitung dieses wertvollen Buches kürzlich aufgefunden worden ist. Er stammt aus der Feder des Burginspektors und Pfarrers Johann Philipp Koch und lautet: „1766 Dominica (Sonntag) Quasimodogeniti wurde der Candidatus Theologiae Herr Ludwig Balthasar Wernborner, von Mörlau aus dem Hessen-Darmstädtischen gebürtig, des daselbst gestorbenen Herrn Pfarrer Wernborner seelig hinterlassener zweiter Sohn, welcher als Pfarrer der neuangelegten Russisch Kayserlichen Colonie, Catharinen-Lehn genannt, von denen darzu bestellten Herrn Directoribus ernennet worden, nach vorher mit ihm angestellten Examine, auf Ersuchen, in hiesiger Burgkirche ordinieret und priesterlich eingeweihet. Er predigte über 1. Buch Moses XII, 1 (Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will), und ich hielte darauf über Actorum 20, 28 (So habt nun acht auf euch selbst und die ganze Herde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeine Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat) eine nachdrückliche Erweckungsrede; und wurde dieser Actus nicht ohne Erbauung verrichtet. Herr Caplan Klein, Pastor designatus zu Groß Karben, war Assistenz und wohnete dem Actus mit Handauflegung bey."

Wir ersehen aus diesem Eintrag, daß die hessischen Auswanderer schon bald nach ihrem Wegzug aus der Heimat einen lutherischen Pfarrer be-

Deutsches Musikleben in Petersburg

Nachdruck verboten.

Von besonders schätzenswerter Seite wird uns in Fortsetzung des gleichnamigen Artikels in Nr. 14 unseres Blattes aus Petersburg geschrieben:

Es ist eine eigentümliche Erscheinung um das deutsche Musikleben hier. Die überaus kleine deutsche Gesellschaft, die hier noch geblieben ist, müht sich nun seit Jahren ab, um die heimatliche Musik in künstlerischer Weise zu pflegen, es ist ihr ein Bedürfnis geworden, deutsche Musik zu hören, und sie hat auch keine Opfer und Mühen gespart, um dieses Bedürfnis auch zu befriedigen. Es ist das um so anerkennenswerter, als tatsächlich diese kleine Gesellschaft ganz allein auf sich selber angewiesen ist und von keinerlei Seite Förderung und Hilfe erhält. Man könnte glauben, daß die Deutsche Vertretung, die doch hier in Petersburg ziemlich zahlreich ist, dieses Kulturwerk in irgend einer Weise unterstützen müßte, doch haben sich die Hoffnungen in dieser Beziehung als vollkommen trügerisch erwiesen. Es mangelte diesen Herren dermaßen an Interesse für die Deutsche Gesellschaft in Petersburg, die doch wahrlich für ihr Deutschtum nicht wenig gelitten hat, daß sie nicht ein einziges Konzert, nicht eine einzige Musikveranstaltung besucht haben. Die 40 Liederabende der letzten Saison, nur deutschen Komponisten gewidmet, gingen ganz unbemerkt seitens der Deutschen Vertretung vor sich, von den fast ebenso zahlreichen Kirchenkonzerten, die stets zum Besten der gänzlich verarmten Kirchen veranstaltet wurden, gar nicht zu reden. Selbst ein solch großes Unternehmen, wie die vollständige Aufführung des Eliasoratoriums, das in weiten russischen Kreisen einen überaus dankbaren Widerhall gefunden hatte, verlief ohne jegliche Beteiligung der Deutschen Vertretung.

Es muß hierbei erwähnt werden, daß die Liederabende, welche von Frau Poldy Haagen in vollkommen uneigennütziger Weise stets zum Besten der deutschen Sache veranstaltet wurden, in ihrem Programm die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur brachten. Dieselbe Sängerin hat den deutschen Kriegsgefangenen alle ihre Heimatlieder zum größten Dank derselben an zahlreichen Abenden vorgesungen und ihnen damit ein Stück Heimat vorgezaubert. Auch das ist gänzlich unbemerkt vorübergegangen. Es muß dies festgestellt werden, damit die Leistungen der Petersburger Deutschen ins richtige Licht kommen. Die Deutsche Gesellschaft verfügt über keinerlei Mittel und was sie zur Förderung der deutschen Kultur leistet, tut sie mit großen Opfern an Zeit und Geld, was unbedingt anerkannt werden muß. Mit welchen schwierigen Verhältnissen sie rechnen muß, wird ersichtlich, wenn man bedenkt, daß die Deutsche Musikgesellschaft, die bereits im Februar sich konstituiert hat, bis jetzt noch nicht bestätigt worden ist. Auch die Notenfrage ist überaus schwierig. Was an Notenmaterial von den früheren deutschen Gesangvereinen übrig geblieben ist, das bildet den Grundstock, aber selbstredend fehlt hier viel, da so manches abhanden gekommen ist und nur mit großen Mitteln, ja in gewissen Fällen überhaupt nicht zu ersetzen ist. Hier kommt allerdings die Liebenswürdigkeit des Konservatoriums, das seinen Notenschatz zur Verfügung stellt, und mancher anderen staatlichen Musikvereinigung der Deutschen Gesellschaft zu statten. Daß die Mitwirkenden an den Konzerten eine nur minimale materielle Entschädigung erhalten, in den überaus meisten Fällen aber unentgeltlich ihr Können der Sache zur Verfügung stellen, muß hier noch betont werden. So arbeitet der Dirigent des deutschen Chores gänzlich unentgeltlich und Frau Haagen beansprucht für ihre Leistungen nie etwas.

Das ist das Bild, das das deutsche Musikleben hier bietet. Da ist es um so anerkennenswerter, daß trotz dieser schwierigen Verhältnisse das Musikleben einen immer größeren Aufschwung nimmt. Auch in den letzten Wochen ist trotz der Sommerzeit viel geleistet worden. Vor allen Dingen muß der Liederabend von Frau Poldy Haagen erwähnt werden, an welchem die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Liedliteratur zum Vortrag kamen. Es waren vertreten R. Strauß mit seinen letzten Liedern, Trunk, Pfitzner, Mattiesen. Um diese Lieder dem großen Publikum nahe zu bringen, bedarf es einer hervorragenden Kunst, da diese Lieder alle mit der überaus schwierigen Begleitung ein untrennbares Ganzes bilden. Um diese Kunstwerke in ihrem ganzen inneren Gehalt wiederzugeben, damit Gesang und Begleitung ein Ganzes darstellen, ist ein gründliches Studium und eine vollkommene liebevolle Hingabe an die Sache seitens der Sängerin und des Begleiters notwendig. Es gilt hier nicht, mit schönen Stimmmitteln zu glänzen, die Stimme als solche ist nur Mittel zum Zweck, es gilt vor allen Dingen, den Inhalt des Liedes dem Herzen des Zuhörers nahe zu bringen. Das verlangt von den Künstlern ein vollkommenes Sichhineinversenken in den Gedanken des Dichters und die Sprache des Komponisten. Nur in einem solchen Falle kommen diese Lieder zu vollster Geltung. Diese Kunst hat Frau Haagen in vollkommenem Maße gezeigt. Ganz besonders kam dies zur Geltung bei den Liedern von Trunk mit ihrer wunderbaren Stimmungsmalerei und noch deutlicher bei Mattiesen, einem hier gänzlich unbekannten Komponisten. Der Erfolg, bei der künstlerischen Begleitung von Herrn Prof. Bertoldy, war denn auch dementsprechend. Es war wiederum eine künstlerische Tat, ein deutsches Kulturwerk im vollen Sinne des Wortes. Bei dieser Gelegenheit wurde von dem Chor, der in corpore anwesend war, Prof. Bertoldy, als dem Dirigenten, für die Eliasaufführung eine Adresse überreicht.

Zu einer Gedächtnisfeier für den verstorbenen Bischof Freifeldt fand in der Annenkirche ein Konzert statt, an welchem auch der deutsche Chor mit zwei Nummern aus Mozarts Requiem teilnahm. Außerdem kam zur Aufführung eine Komposition des Organisten der Annenkirche Häfelfinger, eine Abendmahlssymphonie für Orgel, kleines Orchester und Chor. Die Komposition als solche war interessant, sie besteht aus vier Teilen, doch wäre für das Werk eine starke Kürzung von zweifellosem Nutzen, da sonst die häufige Wiederholung des Grundthemas, welches durch alle vier Teile geht, ermüdend wirkt. In der Harmonisation modern gehalten, erweckt das Werk Interesse, und es ist erfreulich, daß der Schaffensgeist trotz der schweren Verhältnisse nicht einschläft.

Von sonstigen musikalischen Ereignissen wäre noch zu erwähnen, daß sich ein Männerchor unter Leitung von Prof. Bertoldy gebildet hat, der sein Können bereits in einem Kirchenkonzert bewies, in welchem unter anderem die Allmacht von Schubert in der Bearbeitung von Liszt zur Aufführung kam. Der Chor ist natürlich noch jung und muß und wird wachsen, da Interesse vorhanden ist.

In nächster Zeit stehen mehrere Konzerte bevor, und zwar die Aufführung des 95. Psalmes von Mendelssohn und außerdem eine Wiederholung des Elias.

Letzte Garbe, letztes Fuder

Bäuerliche Erntesitten in Deutschland.

Das Ende der Ernte naht. Die letzte Garbe wird zusammengebunden; das letzte Fuder rollt hoch beladen ins Dorf, mit Laub und Blumen geschmückt. Reicher Segen wird in diesem Jahre dem Landmann zuteil, und mit dem Dank für diese Gnade des Himmels verbindet er die Hoffnung auf künftige Fruchtbarkeit des Bodens. Die letzte Garbe, das letzte Fuder, sie sollen ihm die Gewähr dafür bieten, daß die Mächte des Wachsens und Gedeihens bei ihm bleiben und bei seinem Acker. Die zahlreichen Gebräuche, die mit dem Schluß der Ernte verbunden sind, haben alle diesen Wunsch zum Inhalt. Nach ur-

kamen, einen geborenen Hessen, des Pfarres zu Merlau bei Grünberg Sohn Ludwig Balthasar Wernborner. Er zog zu ihnen nach Rußland, nach Katharinenlehn. Die nach Rußland ausgewanderten Hessen sind mithin (anfänglich, die Red.) genau nach demselben Rezept verfahren wie ihre 40 Jahre früher nach dem Banat ausgewanderten Landsleute. Die ließen sich einen Seelsorger ihres Glaubens aus der alten Heimat kommen. Merkwürdig ist es, daß in dem Leben der beiden Pfarrer, des 1724 nach dem Banat berufenen Johann Carl Reichard aus Oberramstadt und des 1766 nach Rußland berufenen Ludwig Balthasar Wernborner, unsere Burgkirche eine Rolle spielt. Wernborner wurde in der Burgkirche ordiniert, ehe er nach dem Osten zog. Reichard aber fand, nachdem er sieben harte Jahre unter den Auswanderern im Süden zugebracht hatte, zuerst in Heldenberger im Hause des Friedberger Burgmanns von Bechtholsheim eine Unterkunft als lutherischer Hausprediger und ward dann 1734 Adjunkt des Burginspektors Johann Christoph Huth und nach dessen Tod sein Nachfolger. Er ist in Burgfriedberg im Jahre 1753, wie uns das Kirchenbuch berichtet, 53 Jahre alt, „Tods verfahren".

Ludwig Balthasar Wernborner, der 1760 Pfarrer der nach Rußland ausgewanderten Hessen ward, war ein geborener Niederrosbacher. Im Jahre 1748 siedelte er mit seinem Vater, der 1733—1748 als Pfarrer in Niederrosbach gestanden hatte, nach Merlau über. Dort starb sein Vater als Pfarrer im Jahre 1759. Im Mai 1760 erscheint Ludwig Balthasar Wernborner als Student in Gießen. Er ist Inhaber des Schzeller Stipendiums. Was aus ihm später geworden ist, konnte ich leider noch nicht feststellen.

Kennst du das Schiff?

Unser Heimaträtsel in der Nummer vom 1. Juni des „Wolgadeutschen" hat, wie zu erwarten stand, lebhaftes Interesse hervorgerufen. Wieviele haben, den Kopf über das Blatt gebeugt, versucht, dieses beachtenswerte Rätsel zu knacken! Ja, mancher Schlaumeier hat sogar versucht, den Redakteur auf Umwegen sozusagen „dranzukriegen", um von ihm zu erfahren, was die Buchstaben „F. S." und „K. i M." bedeuten! Der Redakteur war aber ein ebensolcher Schlaumeier und hat natürlich nichts gesagt.

Umso erfreulicher ist es, nachstehend die Liste derjenigen zu veröffentlichen, die das Rätsel selbst gelöst haben. Besonders die argentinischen Löser haben uns dadurch eine Freude gemacht, daß sie gezeigt haben, wie gut ihnen noch das Mütterchen Wolga und die Schiffe darauf in Erinnerung sind. Wir müssen es uns leider versagen, die Briefe der einzelnen Einsender zu veröffentlichen. Aber das wollen wir vermerken, daß aus allen Briefen eine unverlöschliche Liebe zur Wolgaheimat in einfachen und doch schönen und kräftigen Worten spricht. Einige der argentinischen Einsender erinnern sich sogar noch, wann sie auf dem Schiff zum letztenmal gefahren sind, in welcher Stadt sie es gesehen haben usw.

Wie hieß nun das Schiff und welcher Linie gehörte es?

Es hieß „Feldmarschall Suworow" und gehörte der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kawkas i Merkuri".

Und wer hat das Rätsel richtig geraten? Aus Argentinien haben wir von folgenden Freunden eine richtige Lösung erhalten:

1. Von Herrn Friedrich Besel, Galarza.
2. von Frau Johanna Besel, Galarza,
3. von Herrn Andreas Kern, Alpachiri,
4. von Herrn Heinrich Obholz, Alpachiri,
5. von Herrn Gottfried Müller, Jubileo,
6. von Herrn August Bartel, Alpachiri.

Letzterer hat das Rätsel nicht ganz richtig geraten. Er nannte das Schiff „Fürst Suworow". Trotzdem lassen wir auch ihm einen Preis zukommen. Die Namen sind in der Reihenfolge veröffentlicht, wie die Briefe eintrafen. Dem ersten Einsender, Herrn Friedrich Besel, sandten wir das versprochene lehrreiche Buch von Prof. Schünemann **„Das Lied der deutschen Kolonisten in Rußland"** zu. Die übrigen argentinischen Einsender erhalten als Preis je 1 Exemplar des in neuer Auflage bei uns erschienenen wertvollen Buches von Pater Gottlieb Beraß † **„Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga".**

Die Namen derjenigen, die nicht richtig geraten haben — es ist eine ganze Reihe — veröffentlichen wir mit Rücksicht auf die Einsendernicht.

In Deutschland haben das Rätsel folgende Personen richtig geraten und Preise erhalten:

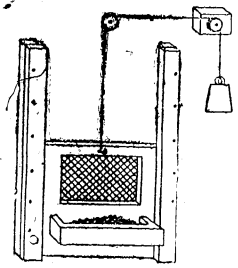
1. Herr A. Schneider, Pastor, Berlin. Preis: „Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet. Von Dr. Karl Stumpp".
2. Herr J. Schäfer, Flüchtling im Heimkehrlager Frankfurt a. O.. Preis: Freiabonnement „Der Wolgadeutsche" auf 1 Jahr.
3. Herr Georg Kaufmann, Mühlenbautechniker, Dresden. Preis: Freiabonnement „Der Wolgadeutsche" auf 1 Jahr.
4. Herr H. Reuß, stud. med., Berlin. Preis: Freiabonnement „Der Wolgadeutsche" auf 1 Jahr.
5. Herr Waldemar Löbsack, Bankbeamter, Berlin. Preis: Freiabonnement „Der Wolgadeutsche" auf 1 Jahr.
6. Herr Konstantin Dorsch, Stud. der Elektrotechnik, Hannover. Preis: Freiabonnement „Der Wolgadeutsche" auf 1 Jahr.

Wir danken den Einsendern herzlichst für ihr Interesse an unserem Rätsel und hoffen, daß sie uns ihre Geneigtheit auch fernerhin erhalten.

Praktische Geflügelfütterung

Einfacher, selbsttätiger Stalläffner. — Gedeihliche Entenzucht. — Der „gelbe Knopf". — Eine praktische Futtereinrichtung.

Jeder Geflügelhalter weiß, daß gerade in den frühen Morgenstunden die meisten Würmer und Kerbtiere über dem Erdboden zu finden sind. Steigt erst die Sonne höher und lockt den Tau von den Pflanzen, ziehen sich dieselben in den Erdboden oder in ihre Schlupfwinkel zurück. Die Hühner sind also möglichst früh herauszulassen. Es ist aber nicht jedermanns Sache, schon so frühzeitig das mollige Bett zu verlassen. Andererseits ist es auch nicht geraten, den Hühnerstall des Nachts unverschlossen zu lassen.

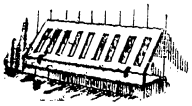


Damit aber doch den Hühnern Gelegenheit geboten wird, sich in aller Frühe mit der so sehr begehrten tierischen Nahrung zu versehen, versieht man seinen Stall mit einer entsprechend eingerichteten Auslauföffnung, die von den Tieren selbst in Tätigkeit gesetzt werden kann. Solcher selbsttätiger Stalläffner gibt es gar viele. Eine ganz einfache Vorrichtung zeigt unsere Abbildung. Jeder Züchter ist in der Lage, sich eine solche selbst mit leichter Mühe herzustellen. Eine Beschreibung derselben ist wohl kaum nötig, da die Abbildung ja alles klar und deutlich veranschaulicht. Der Verschlußschieber besitzt in seiner Mitte eine Glasscheibe oder auch ein engmaschiges Drahtgeflecht, um das Morgenlicht einfallen zu lassen, da bekanntlich die Hühner am Morgen gleich dem Lichte zustreben. Das Gewicht ist so zu bemessen, daß es bei ungefülltem Futterkasten, der sich an der Schiebetür befindet, den Auslaufverschluß in die Höhe zieht. Abends, wenn die Tiere zur Ruhe gegangen sind, füllt man den Futterkasten mit Körnern; so bleibt die Auslauföffnung geschlossen. Am Morgen, wenn die Tiere ihr Nachtlager verlassen, werden sie gierig die Körner aufpicken. Die Verschlußtür wird dadurch erleichtert und das Gewicht zieht sie nach oben: Der Ausgang ins Freie ist geöffnet. —

Zu einer gedeihlichen Entenzucht sind folgende fünf Faktoren unerläßlich, nämlich: Grünfutter, Wasser, Grit, Schatten und Bewegung. Wo Enten ohne Grasauslauf bzw. ohne Grünfutter aufgezogen werden, ist die körperliche Entwicklung mangelhaft, und die Befruchtung läßt sehr zu wünschen übrig. Meist entwickeln sich dann die Küken im Ei nicht bis zur vollständigen Reife oder bleiben in der Schale stecken, schlüpfen sie dennoch, bleiben sie schwächlich und zur Weiterzucht minderwertig. Daß Zuchtenten aufs Wasser gelassen werden müssen, wenn sie sich kräftig und normal entwickeln sollen, weiß jeder Entenzüchter. Zu einer guten Verdauung ist für Enten Grit unentbehrlich. Die Tiere fressen erstaunlich viel davon. Bei freiem Auslauf und Schwimmgelegenheit finden die Tiere in der Regel selbst die genügenden Mengen, aber auch dann ist es gut, wenn die Tiere Grit in besonderen Trögen vorfinden. Eine weitere wesentliche Bedingung für eine gedeihliche Zucht ist die Möglichkeit des Aufenthaltes der Tiere im Schatten. Wohl sieht man, daß Enten sich für kürzere Zeit der Sonne aussetzen, aber gar bald suchen sie dann wieder schattige Plätze auf. Fehlen solche im Auslauf, hat der Züchter für entsprechende Vorkehrungen zu sorgen. Sollen Zuchtenten gut gedeihen, muß ihnen ausreichende Bewegung geboten werden. Nur durch genügend Bewegung kräftigt sich der Körper, stählen sich die Muskeln und festigt sich die Gesundheit. Wo genannte fünf Punkte in der Zucht gebührend berücksichtigt werden, wird die Zucht stets zur Zufriedenheit ausfallen.

Eine recht selten bei jungen Tauben vorkommende Erkrankung ist der sogenannte „gelbe Knopf". Bei den Tieren, die von dieser Krankheit befallen werden, zeigen sich am Schlunde kleine gelbe Knötchen von der Größe eines Stecknadelkopfes, daher auch der Name. Diese Knötchen sind von schwammiger Beschaffenheit und vermehren sich rasch. Durch diese Wucherungen wird das Fressen behindert; die Tierchen magern ab und gehen in der Regel bald ein. Ein sicheres Heilmittel scheint noch nicht gefunden zu sein. Anzuraten ist, sobald man die ersten Krankheitserscheinungen bemerkt, dem Trinkwasser etwas Eisenvitriol zuzusetzen. Bei weniger schweren Fällen hat dieses Mittel Heilung gebracht. Auch ist es ein gutes Vorbeugungsmittel. Ist das Leiden aber schon vorgeschritten, ist es am besten, man tötet die Tiere, anstatt ihre Qual unnötig zu verlängern, denn dann sind alle Heilversuche meist vergeblich.

Eine praktische Futtereinrichtung. In den allermeisten Fällen wird wohl dem Geflügel das Weichfutter in offenen Trögen oder sonstigen Gefäßen gereicht. Diese Art der Fütterung ist ja am einfachsten, führt aber doch manche Unzuträglichkeiten mit sich. Abgesehen davon, daß in der Regel einige Tiere ständig abgedrängt und abgebissen werden, wird das Futter nicht selten durch das Hineinspringen einzelner Tiere verschmutzt und dadurch gesundheitsschädlich.



Diesen Uebelständen ist aber gar leicht abzuhelfen durch Ueberdecken der Futtergeschirre mit entsprechenden gitterartigen Dächern. Einen solchen Futterschutz zeigt uns die Abbildung. In entsprechender Höhe wird an der Mauer ein wagerecht gerichtetes Brett angebracht zur Aufnahme des Futtertroges. An dieses Grundbrett befestigt man durch zwei Scharniere ein schräges, gegen die Wand gelehntes Dach, das mit einer Anzahl Ausschnitten, durch die die Tiere beim Fressen die Köpfe stecken, versehen wird. Beim Füttern klappt man das Dach herunter, stellt den Futtertrog bzw. das Saufgefäß auf das Grundbrett, klappt das Dach zurück, und alle oben angeführten Uebelstände sind beseitigt.

An unsere Leser in Argentinien!

Die große Entfernung zwischen Deutschland und Argentinien (Briefe hin und zurück: 8—10 Wochen) veranlaßt uns, unsere geschätzten Leser in Argentinien schon jetzt um die

Erneuerung ihrer Bestellungen auf 1924

zu bitten. Zahlreiche Zuschriften unsrer tapferen Freunde beweisen uns, daß die Unterbrechung der Zusendung des Wolgadeutschen sie unliebsam berühren würde. Wie oft ärgert man sich über das Nichteintreffen einer Zeitung zur gewohnten Zeit und übersieht dabei, daß man das Abonnementsgeld für die Weiterlieferung ja noch garnicht an die Redaktion gesandt hat.

Die überaus schweren Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland zwingen uns ferner, an unsere Freunde mit einer weiteren dringenden Bitte heranzutreten. Unser Abonnementspreis für Argentinien beträgt bisher 5 Pesos jährlich. Eine verschwindend geringe Summe für den Jahresbezug eines Blattes wie das unsere. Um den „Wolgadeutschen", der schon so vielen ein treuer Kamerad geworden ist, am Leben zu erhalten, müssen wir zu unserem eigenen Bedauern den Preis für ihn auf 1 Jahr

mit 7½ Pesos festsetzen.

2½ Pesos mehr sind für einen jeden unserer Freunde eine Kleinigkeit. Für den „Wolgadeutschen" aber bedeuten sie in dieser schweren Zeit eine große Stütze.

Wir sind überzeugt, daß unsere Freunde uns auch weiterhin treu bleiben. Versprechungen wollen wir nicht machen, aber unser Blatt wird seinen Lesern im neuen Jahr so manche kleine persönliche Freude machen.

Wir bitten deshalb diejenigen, die für 1924 noch kein Geld eingesandt haben, dies sogleich zu tun, damit die Zusendung des Blattes nicht stockt. Wer noch nachzuzahlen hat, tue es gleichfalls.

Bestellt den Wolgadeutschen! **Werbt ihm neue Freunde!**

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"
Berlin W 57, Yorckstr. 46 I.

altem Glauben soll in der letzten Garbe ein Korndämon verborgen sein; der Fruchtbarkeitsgeist, der in dem Aehrenfeld haufte, flieht von Garbe zu Garbe vor den Schnittern, bis er schließlich in der letzten gefangen ist. Deshalb erhält die letzte Garbe die Gestalt eines Tieres, so eines Wolfes oder Hahnes, oder es wird ein Tier in sie hineingebunden. Sie selbst erhält, je nach dem Namen, den man dem Korngeist in den verschiedenen Gegenden gibt, die Bezeichnung Bock oder Stier, Hahn oder Wolf, Kater oder Hase. Auch nach dem altgermanischen Fruchtbarkeitsgott, der als „der Alte" oder die „große Mutter" auftritt, wird die letzte Garbe getauft. Sie ist reich mit Blumen und bunten Bändern geputzt, und da sie für die nächste Ernte von großer Bedeutung ist, wird sie möglichst groß gemacht, auch noch durch einen eingebundenen Stein beschwert, um damit auf Menge und Gewicht künftiger Ernten hinzudeuten. In der bayerischen Rheinpfalz wird in die letzte Hafergarbe das Vesperbrot gebunden, in anderen Gegenden eine gefüllte Flasche, um dadurch die Fruchtbarkeitswirkung noch zu erhöhen. Auch sonst hat die letzte Garbe mancherlei Bräuche zu bestehen; so wird sie gepritzelt, um den Korndämon herauszutreiben, damit er auf dem Acker bleibe; sie wird verbrannt; die Schnitter machen einen Wettlauf nach ihr oder tanzen um sie herum. Manchmal läßt man sie auch noch einige Zeit auf dem Felde liegen, damit sie günstig einwirke; dann erst wird sie feierlich eingefahren. Oft trägt sie die zuletzt fertig gewordene Binderin ins Dorf, und hier nagelt man sie als Glücksspenderin ans Scheunentor oder hängt sie im Hause auf. In Schlesien wird sie besonders ausgedroschen und gemahlen. Das Brot, das aus dem Korn der letzten Garbe gebacken wird, bringt Segen und besitzt große Heilwirkung, weshalb nur Familienmitglieder von ihm essen dürfen. Anderwärts wird ein Büschel der letzten Garbe von dem Bauern, der zuerst mit dem Kornschnitt fertig ist, zum noch nicht fertigen Nachbarn geschickt; dieser schickt es wieder, wenn er fertig ist, zu seinem Nachbar usw., bis im ganzen Dorf die Ernte vollendet ist.

Die Einfahrt des letzten Fuders, die die Ernte abschließt, ist ein so fröhliches Ereignis, daß es ordentlich gefeiert werden muß. Schnitter und Schnitterinnen sitzen singend und johlend auf der hochgetürmten Last; hell knallen die Peitschen über die mit bunten Bändern geschmückten Pferde; der Bauer hat alle Pferde vorgespannt, die er besitzt, denn das letzte Fuder ist besonders schwer gemacht, um damit auf eine gute Ernte des nächsten Jahres hinzudeuten. Auch der Korngeist, der Schöpfer und Förderer des Ackersegens, wird auf dem letzten Fuder mit heimgeführt; er erhält die Gestalt eines Bäumchens oder Kranzes und heißt in Westfalen Harkemai oder Härkelmai; im Münsterlande wird ein Nußstrauch auf das letzte Fuder gesteckt, der außerdem noch mit Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen usw. behängt ist. Manchmal wird auch die letzte Garbe auf den letzten Wagen aufgestellt. Früher führte man als Sinnbild der Fruchtbarkeitsgöttin wohl auch ein Mädchen mit einem Strauß und einem roten Sacktuch auf dem letzten Wagen; das im Badenschen „Erntegans" hieß. - Anderswo setzte man Kinder aufs letzte Fuder. Ebenso treten Tiere mit diesem Wagen in Verbindung, die den Korngeist verkörpern. So wird vielfach hoch oben auf dem letzten Fuder ein Hahn mitgeführt; er ist manchmal lebend, meist von Holz, vergoldet, mit allerlei Früchten im Schnabel geschmückt oder mit einem Kranz ausgeblasener Eier behängt. Das letzte Fuder wird gern um das ganze Dorf herumgeführt, jedenfalls um den Hof und das Haus, um allen seine segensreiche Wirkung mitzuteilen. „Der Härkelmai darf nicht trocken einkommen." Diesem Spruch wird dadurch Genüge getan, daß Knechte und Mägde einander mit Wasser besprühen, der letzte Ueberrest eines Regenzaubers, der künftige Fruchtbarkeit gewährleisten soll. Auch Lärm wird bei der Einfahrt gemacht, um böse Geister fernzuhalten. Das Gejohle begleitet in West- und Ostpreußen das Gelärm der „Klapper", eines Stockes, der in der Nähe eines Rades befestigt ist und fortwährend die Speichen berührt. In Tirol vollführt man mit Kuhglocken ein ohrenbetäubendes Konzert; anderwärts werden Töpfe zerschlagen. Die Frauen spielen als Vertreterinnen der Fruchtbarkeit vielerorts bei diesen Bräuchen eine Hauptrolle. Bei der Ankunft des letzten Fuders nimmt die Hausfrau den Harkemai in Empfang, oder die älteste Tochter des Hauses muß das letzte Fuder auf die Tenne fahren, oder der Knecht, der die Fuhre leitet, überreicht der Hausfrau wenigstens die Peitsche und erhält dafür ein Trinkgeld.

Zwei Sprüche

Wer da stehe, wer da falle,
Kinder Gottes sind wir alle;
Fehlt die Brücke, fehlt der Steg,
Liebe weist den rechten Weg.

Was ist das Größte?
An dunklen Tagen
Ein dankbar Herz
Im Busen tragen.

Alfred Bock.

In der Dorfschule

Von K. Westerhausen*)

Hinter hohen Lindenbäumen
ruht das Dorfschulhaus.
Die kleinen Fenster träumen
in die Welt hinaus.

•

Ueber roten Nelken schwebt
Schwalbenschwanz und Pfauenaug'.
Hoch im Blauen webt
Zarter Höhenrauch.

Durch die Stille klingen
sanfte Geigenklänge,
und die Kinder singen
Wald- und Wanderlänge

*) Aus „Ich wollt', ich könnte das Lied", Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla.

Von der Wolga

Landwirtschaftliche Aufklärung. Ueber die Tätigkeit der agronomischen Unterabteilung der Landverwaltung des Gebiets der Wolgadeutschen lesen wir in den „Nachrichten" nachstehenden interessanten Bericht:

Die Arbeit dieser Unterabteilung fällt dem oberflächlichen Beobachter wenig in die Augen, da sie auf ihren meisten Gebieten mehr eine vorbereitende ist, deren Resultate nicht so unmittelbar zutage treten, wie die Arbeit der Melioratione-Abteilung und ähnlicher. Von Anfang dieses Jahres bis zum ersten Juli hielt die Abteilung mit Hilfe von 20 Agronomen im ganzen Gebiete die verschiedensten Lektionen, Unterhaltungen mit den Bauern, -Vorträge und anderes ab, bei denen über 35 000 Zuhörer zugegen waren. Im ganzen wurden in diesem Zeitraum 450 solcher Lektionen gelesen. Im Laufe dieser Zeit führte die Abteilung eine Kampagne durch, um den Vorrat an Samenmaterial bei der Bevölkerung und die voraussichtliche Ausdehnung der Saatfläche aufzuklären. Auf den Prokatpunkten wurden 20 größere landwirtschaftliche Maschinen repariert. Die Absicht der Abteilung, diese Remonten in größerem Maßstabe durchzuführen, konnte nicht ausgeführt werden, da die nötigen Mittel fehlten. Größere Erfolge hat die Kampagne für die Reinigung und Beizung der Samen zu verzeichnen. Es wurden im ganzen 406 000 Pund Samen gereinigt und 100 000 Pund mit Formalin gebeizt. Die Ziffern, welche sich auf die Reinigung beziehen, sind selbstverständlich nicht vollständig, da viele Bauern ihre Samen zuhause auf ihren Mühlesieben gereinigt haben, die natürlich nicht

registriert oder fixiert wurden. Die Agronomen hatten außer all diesem noch die verschiedenen vorbereitenden Kampagnen für die Belegung, die künstliche Befruchtung, die Saatkampagne, die Bruchfelder-Wirtschaft durchzuführen. Wenn auch scheinbar die Erfolge in unserm Gebiet, dank der psychologischen Struktur unserer Bauern, noch nicht besonders groß sind, so muß doch konstatiert werden, daß infolge z. B. der zuletzt erwähnten Kampagne für die Bruchfelderwirtschaft die Frühbrache in diesem Jahr bedeutend größere Ausmaße angenommen hat als im vergangenen.

Der Viehbestand des Gebietes der Wolgadeutschen bezifferte sich am 1. Februar 1923 nach einer Tabelle der „Nachrichten" in den einzelnen Kantons:

	Pferde	Ochsen	Kamele	Kühe
Marrstadt . .	4000	—	425	—
Krasnojar . .	1485	—	146	2641
Mariental . .	1961	8	240	3353
Federowka . .	2911	8	1004	5388
Krasnykut . .	2459	54	1242	4169
Pallasowka .	2896	100	1880	5345
St.-Poltawka .	1330	247	666	3423
Kukkus . .	2808	17	206	3345
Pokrowsk . .	2424	27	356	2439
Seelmann . .	2422	296	625	5120
Frank . .	4497	1231	64	4617
Balzer . . .	5577	2421	79	7493
Kamenka . .	4560	4955	82	8069
Solotoje . .	3490	764	4	2598
	42800	10 128	7009	65357

Wenn wir hierbei in Betracht ziehen, daß die Hälfte der Bauern ihre Kühe als Arbeitstiere benutzt, und hierbei zwei Kühe als eine Arbeitskraft rechnen, so erhalten wir im ganzen an Arbeitskräften in unserm Gebiet 75 937 Kopf am 1. Februar 1923.

Getreidepreise. Die Getreidepreise wachsen in den letzten Monaten an. Dabei sind sie immerhin niedriger als die Preise auf die Stadtwaren, jedoch werden sich dieselben bald ausgleichen. Im April kostete ein Arschin Zitz 11 Rbl. 45 Kop. (in Geldzeichen 1923), im Juli — 35 Rbl. 70 Kop., während der Roggen im April 16 Rbl. 65 Kop., im Juni — 56 Rbl. 35 Kop. das Pud kostete. Das heißt, der Zitz ist im Preise um 212 Proz. gestiegen. Folglich beginnen die Getreidepreise sich den Preisen auf die Fabrikwaren zu nähern. Der Unterschied der Preise ist allerdings noch groß, aber, so schreiben die „Nachrichten", doch schon viel geringer, als er vor vier oder drei Monaten gewesen ist. Außerdem hat auch das Getreide in verschiedenen Gegenden nicht ein und denselben Preis. In Zaryzin kostete Ende Juni das Pud Roggen 32 Rbl., in Moskau hingegen — 65 Rbl. Der Weizen kostete in Zaryzin 55 Rbl. das Pud, in Moskau — 92 Rbl. Gegenwärtig aber wird nach Moskau mehr Getreide gebracht, so daß sich die Preise allmählich ausgleichen. Was ist nun aber die Ursache, daß die Getreidepreise steigen? Vor allem die, daß das alte Erntejahr zu Ende geht. Die alten Vorräte werden aufgegessen und es wird weniger auf den Markt geworfen. Dadurch eben steigen die Preise aufs Getreide. Außerdem haben wir die Ausfuhr von Getreide ins Ausland begonnen, wo es bedeutend teurer verkauft wird. Früher, als wir an Getreide Ueberfluß hatten und dasselbe auf dem russischen Markt eingeschlossen war, standen die Preise niedriger. Jetzt hingegen, wo unser Getreide ins Ausland geführt wird, steigen sie. Die neue Ernte wird keine Erniedrigung der Preise hervorrufen, weil die Ausfuhr ins Ausland sich noch vergrößert. Folglich werden alle Ueberschüsse an Getreide, das wir in unserer Republik nicht nötig haben, ins Ausland gehen. Somit werden die Getreidepreise auch weiterhin steigen, bis sie sich ganz mit den Preisen auf die Waren ausgeglichen und einen festen Halt angenommen haben.

Der Fischfang in unseren Gewässern, so lesen wir in den „Nachrichten", sowohl örtlicher wie auch staatlicher Bedeutung, ist in diesem Frühjahr und Sommer sehr schwach gewesen. An der Mündung der Wolga trat zwar der Hering sehr stark auf, kam aber leider nicht bis zu uns. Der schlechte Fischfang in diesem Jahre hat natürlich auch die Lage der Fischer sehr verschlechtert. Der Gebietsverband der Fischer hat daher im Zentrum ein Gesuch eingereicht, in bezug auf die staatlichen Gewässer die Pachtzahlung herabzusetzen. Die Ursachen für den schlechten Fischfang in diesem Jahre sind: In erster Linie der späte Eisgang auf den Flüssen und Seen unseres Gebietes und der umliegenden Gouvernements, wodurch sich der Fischfang um 15 Tage verspätete, und dann der folgende ungewöhnlich kalte Frühling. Die dann eintretende warme Witterung konnte von den Fischern nicht ausgenutzt werden, da das Wasser in den Flüssen ungewöhnlich schnell und stark stieg und die Fischereiplätze überschwemmte, wodurch jeder weitere Fischfang unmöglich gemacht wurde. Das Wasser stand wieder dann sehr lange, und da es nachher wellenartig zurücktrat, gelang es dem Fisch, seine Legeplätze ungehindert zu verlassen, so daß auch hier die Netze der Fischer wieder leer blieben. Zu alledem kam noch der lächerlich niedrige Preis auf die Fische, der es den Fischern unmöglich machte, irgend welche Ueberschüsse von seinen Fischfängen zurückzulegen. Die Geb.-Abteilung des Fischerverbandes ist ebenso arm wie die Fischer selbst und umgekehrt. Aber sie trifft alle in ihren Kräften stehenden Maßnahmen, um das Los der Fischer zu erleichtern. Vollständig wird ihr das allerdings nur dann gelingen, wenn diejenigen Staatsanstalten, welche dem Verband und dem Fischfang überhaupt nahestehen, in der entsprechenden Weise entgegenkommen.

Ueber die Ernte liegen folgende Nachrichten vor: Im Kanton Staro-Poltawka wurden durchschnittlich 11 Pud von der Deßjatine geerntet, im südlichen Teil des Kantons nur 5—6 Pud. Das Getreide ist klein und nicht kräftig, zur Saat kann es nicht verwandt werden. Die Landverwaltung des Gebiets der Wolgadeutschen ist um die Verteilung von 11 000 Pud Saatgetreide für den Herbst gebeten worden. — In Zug (Gattung) wird die Getreideernte als „nicht befriedigend" bezeichnet, dagegen verspricht das Gemüse einen guten Ertrag. Es sind besonders viel Kartoffel gesteckt worden. Dank des einmütigen Kampfes der Bewohner gegen Heuschrecken und andere Schädlinge konnte das Land vor schwerer Schädigung bewahrt bleiben. Ilrka 30 Personen sind in erntereichere Gegenden zur Tagelöhnerarbeit abgewandert, kehren nach Schluß der Arbeit jedoch wieder zurück. — Ueber die Ernte in Krasnojar berichten die „Nachrichten", daß der Ertrag „durchschnittlich schwach ist und es in manchen Fällen nicht einmal den Samen gibt". Einen besseren Ertrag verspricht die Hirse, ferner das Gemüse. Sonnenblumen wurden fast ganz von Würmern vernichtet. Die Heuernte dürfte genügend Viehfutter ergeben. Der Viehstand ist sehr schwach.

Eine Obst- und Gemüsedörranstalt ist vom Gebietsverband der Konsumgesellschaften unter Leitung von K. F. Brüggemann in Stephan eingerichtet worden. Es sollen ca. 50 000 Pud Obst und Gemüse gedörrt werden. Wir vermerken dies als erfreuliches Zeichen der Wiederaufbauarbeit.

Die Malaria verbreitet sich in geradezu erschreckender Weise. Nie hatte sie im Südosten Rußlands eine solche Ausdehnung. Waren — amtlichen Angaben zufolge — 1922 von etwa 550 000 Einwohnern des Gebietes der Wolgadeutschen — einschließlich der russischen Kantone — ca. 100 000 malariakrank, so sind es heute ca. 400 000. Man nimmt an, daß bis Weihnachten hin die ganze Bevölkerung malariakrank sein wird.

Hagel. Im Gouvernement Saratow sind in diesem Jahre 30 000 Deßjatinen Saat durch Hagel vernichtet worden.

Aus Nord- und Südamerika

Von den Wolgadeutschen in Argentinien. Aus Jubileo, Entre Rios, schreibt uns Herr Gottfried Müller: Die Ackerei ging in diesem Jahr dank der günstigen Witterung flott vonstatten. Weizen und Lein sind schon aufgegangen, ersterer so, daß jetzt, Mitte Juli, schon fast alle Bauern ihre Pferde und Milchkühe darauf weiden. Wenn nun Petrus nicht so übermäßig viel Regen schenkt, was hierzulande öfters der Fall ist, und wenn die Heuschrecken mit ihren großen Gier nach unserem Grün die Brutstätten in ihrer Heimat Gran Chaco nicht zu früh verlassen, nach Südosten steuern und unsere guten Hoffnungen zerstören, so kann es wohl möglich sein, daß mancher Bauer seinen Geldsack aufmuntert. Aber die Kinder Abrahams werden es auch diesmal wieder verstehen, so manchem diesen frohen Gedanken zu trüben. Sie scheren ihre Schäflein schon vor der Zeit und machen manchem Bauer das Leben sauer. — Aus Galarza schreibt uns unser getreuer Freund Georg Besel (Vater) unterm 14. Juli: Wir schließen die Ackerei gerade ab und fangen an zu säen. Meinen Weizen habe ich schon ganz unter die Erde gebracht. Auch etwas Lein habe ich gesät, bin jedoch noch nicht mit allem fertig. Ich pflüge jetzt mit einem Petroleum-Motor (Oil-Pull), den ich vor drei Monaten gekauft habe. Er arbeitet sehr sparsam. Der Preis ist 6000 Pesos. Zuerst pflügte ich mit einem Pflug (3 Scharen zu je 14 Zoll), dann requete es aber und ich hing noch einen Pflug (1 Schar = 16 Zoll) daran, so daß ich 58 Zoll ackere. Das sind hier die besten Motore: wenig Auslagen und große Leistungen. Man könnte ihm soviel garnicht zutrauen. Solche Motore müßte man auch nach Rußland schicken, sie könnten dort mit viel Nutzen angewandt werden.

Sendet uns Berichte über Eure Arbeit, gebt uns Ratschläge. Wir veröffentlichen sie im „Wolgadeutschen" zu Nutzen aller!

Der Deutsche Volksbund für Argentinien hielt Anfang Juli in Buenos Aires seine 7. Bundestagung ab. Der Bund hat seit seinem Bestehen eine segensreiche Tätigkeit entfaltet. Die deutsche Presse in Buenos Aires muntert ihn auf, nach der inneren Umgestaltung den Zusammenschluß aller Deutschen Argentiniens — nach dem Beispiele der Italiener —, die Deutschrussen eingeschlossen, anzustreben.

Wieviel verdient ein nordamerikanischer Arbeiter? Eine kleine Berechnung zeigt uns, daß sogar die am schlechtesten bezahlten amerikanischen Arbeiter in europäischem Sinne Kapitalisten sind. Einen Durchschnittslohn anzugeben ist schwer, da sogar im selben Fache, wie zum Beispiel beim Bergarbeiter, die Löhne von 40 bis 100 Dollars per Woche variieren. Aber, schreibt der New Yorker Korrespondent der „Vossischen Zeitung" seinem Blatt, ich glaube der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn ich für den gelernten Arbeiter 90 Cents bis 1 Dollar, und für den ungelernten 40—50 Cents Stundenlohn annehme. Dagegen ist das Durchschnittsminimum der Lebenskosten (die übrigens auch großen Schwankungen unterworfen sind) keinesfalls mehr, als ungefähr 12 bis 14 Dollar pro Woche und Person. Die Kosten der Lebensführung einer vierköpfigen Arbeiterfamilie wurden mir mit 120 bis 150 Dollar monatlich angegeben. Da aber Familienerhalter in Amerika überall begünstigt werden und der Minimallohn für ungelernte Arbeiter praktisch nur für Frischeingewanderte in Betracht kommt, so haben die meisten Arbeiter bedeutende Ersparnisse, die ihnen über die Zeit der periodisch wiederkehrenden Wirtschaftskrisen hinweghelfen und die Beteiligung an verschiedenen Unternehmen ermöglichen. Darin liegt die Ursache, warum die amerikanischen Arbeiter den antikapitalistischen Bewegungen nicht zugänglich sind. Und dieser Umstand wird sich kaum ändern, so lange die Bevölkerungsverhältnisse und der Arbeitermangel dieselben bleiben.

Ueber die Kosten der Lebenshaltung in Buenos Aires nach dem Stande vom Mai 1923 gibt folgender Haushaltungsvoranschlag eines deutschen eingewanderten Handwerkers, wie jetzt in den russischen Städten. Ja, selbst auf dem platten Lande plagte er die Bevölkerung. Frankreichs Wirtschaft, auch die Landwirtschaft, waren aus Rand und Band. Die Agrarrevolution, die im Gefolge der politischen Revolution einhergeht, zerstörte die Ergiebigkeit des Getreidebaues und der Viehzucht. Als aber nach dem Sturze der Jakobiner allmählich die Ordnung wieder einkehrte, die Landwirtschaft sich darauf einstellte, daß der Bauer der Betreiber der Landwirtschaft geworden und der adelige Landwirt ausgerottet, kam sie auch wieder in die Höhe und konnte die Städte und überhaupt ganz Frankreich ausreichend versorgen, ja, sogar exportieren. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es in Rußland ähnlich verlaufen wird. Wenn der freie Handel wieder regiert, der Bauer Fabrikate und Manufakturen kaufen kann, wird er auch möglichst viel Korn anbauen, um sie gegen die begehrten und so lange entbehrten Dinge einzutauschen. Auch muß er Korn verkaufen, wenn besser geordnete staatliche Verhältnisse obenauf sind, um bar Geld zu haben und damit Steuern zu bezahlen. Denn Steuerzahlen wird Vorbedingung der Erringung neuer staatlicher Ordnung sein. Jedenfalls sollte die deutsche Landwirtschaft mit der Möglichkeit des Mitbewerbes der russischen Landwirtschaft rechnen."

•

Deutschlands weitere wirtschaftliche Wachsamkeit in Rußland

befürwortet der bisherige (?) Moskauer Vertreter der „Deutschen Ueberseeztg." (Hamburg) in einem Artikel über den deutschen Handel nach Rußland. Er schreibt: „Mit wie ungleichen Waffen beide Staaten in diesem wirtschaftlichen Wettbewerb einander begegnen, mögen Zahlen beweisen. Die Wirtschaftsabteilung der deutschen Botschaft in Moskau hat drei höhere Beamte und ein geringes Unterpersonal, die Sowjetregierung über 400 geschulte handelspolitische Beobachter in Deutschland! Es wird diesen nicht schwer fallen, bei der politischen Hinneigung weiter Kreise in Deutschland zu Rußland und der dann etwas sentimentalen Einstellung des ganzen Denkens des Deutschen, Unternehmer zu finden, die hier ihr Heil versuchen wollen. Man wird auf Beispiele hinweisen, wo deutsche Kaufleute an ihren Lieferungen gut verdient haben. Die wirtschaftliche Verlustliste wird man nicht anführen. Man wird auch verschweigen, daß jedes für einen Ausländer vorteilhaft gewesene Geschäft sofort darauf nachgeprüft wird, wie man das nächste Mal dem Ausländer seinen Gewinn beschneiden kann. Oberster Leitsatz des ganzen Sowjetstaates und somit auch jedes der 400 und so und so viel Handelsagenten in Deutschland ist: „Schutz des russischen Proletariers vor der Ausbeutung durch ausländische Kapitalisten". Diese Devise ist durchaus nicht rein kommunistisch. Sie kehrt in den Kreisen der Intelligenz, des alten Unternehmerstandes, der Agrarier genau so wieder und entspringt nicht mit Unrecht der Furcht vor dem Ausverkauf Rußlands. Das russische Außenhandelskommissariat hat einmal aus der Ausbeutung des valutaschwachen Deutschlands gelernt, und ferner nicht vergessen, daß im Kriege die zugkräftige Parole hieß: „Kampf gegen die fremde Ausbeutung". Manche Ausländer, die in der letzten Zeit mit Glück und Rücksichtslosigkeit ihr Schäfchen geschoren haben, werden gern zur Begründung der Notwendigkeit des Monopols angeführt.

Die gute solide deutsche Kaufmannschaft ist in Rußland nur schwach vertreten. Der Grund, weshalb das der Fall ist —, die Schwierigkeit, eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit dem kommunistischen Staate zu finden — ist begreiflich. In Rußland spielt aber der Begriff „Zeit" eine andere Rolle. Die Zeit, die man braucht, um aus angewandter Mühe Früchte zu ziehen, ist länger. Rußland steht am Anfang einer neuen Uebergangsperiode, in der plötzlich Entschlüsse nötig sein können. In einer solchen Zeit sollte der beste Teil der deutschen Handelswelt hier scharfe zuverlässige unparteiische Augen haben, die praktische Ratschläge und Warnungen geben können.

•

Wie Hammel erzogen werden.

Ein englischer Arzt, Dr. J. Oldfield, Vegetarier, glaubt entdeckt zu haben, daß das Essen von Fleisch, besonders von Hammelfleisch, die Menschen zu Hammeln mache. Gelegentlich der Einweihung eines vegetarischen Restaurants in London rief er aus: „Seht Euch doch einmal unser Parlament, hauptsächlich das Unterhaus an: Die überwiegende Mehrheit der Mitglieder pflegt täglich mehrere Hammelkoteletts zu essen; darauf ist es auch zurückzuführen, daß sie so schlafmütig und geduldig wie Schafe sind und mit der Nase in der Luft hinter dem Leithammel herrennen, weil sie ganz unfähig sind, von sich aus irgend einen selbständigen Entschluß zu fassen. So erklärt es sich, daß sie sich von dem ersten Besten, der, wenn auch nicht schlauer, so doch frecher als die anderen ist, am Narrenseil herumführen lassen."

Ob da gerade das Fleisch schuld ist, Herr Doktor? Es gibt auch vegetarische Hammel, nicht besser als die angeführten Unterhäusler. Uebrigens haben Sie auch von der Hammelschaft im allgemeinen ein schönes Wort gesagt.

Ziele und Urteile anderer

Wie muß sich der Kommunist zu seiner Frau verhalten?

Auf diese Frage erteilen die „Nachrichten" (Potrowsk a. d. Wolga) in einem längeren Artikel folgende Antwort:

„Unser Ideal ist weder ein schrankenloser Geschlechtsverkehr des Mannes oder der Frau, noch der streng eheliche Verkehr. Jedem Menschen soll es freistehen, mit dem Kameraden zusammenzuleben, an den ihn nicht nur eine körperliche Lust oder ein finanzieller Vorteil bindet, auch der der materiellen Versorgung durch die Ehe, sondern mit dem er sich körperlich und geistig verbunden fühlt. Der Verkehr darf nicht an gesetzlichen Schranken der Ehe seine Grenze finden. Im Gegenteil ist es „unmoralisch" — wenn wir das Wort Moral gebrauchen wollen, anstatt zu sagen: es ist unsolidarisch gegenüber unserer Klassengenossin, es ist reaktionär — von einem Menschen zu verlangen, er solle mit einem anderen ehelich zusammenleben, obwohl er ihm körperlich oder geistig zuwider ist, und auf der anderen Seite dem Manne das Recht zuzubilligen, sich den Geschlechtsverkehr zu erkaufen, also die heruntergekommenen Geschöpfe der Prostitution als Ausbeutungsobjekte, als Ware zu behandeln. Dasselbe Verhältnis wie zwischen der Prostitution und ihrem Käufer, besteht in der Produktion zwischen Arbeiter und Unternehmer: die Arbeitskraft des Arbeiters wird vom Unternehmer gekauft. Wenn wir in der Produktion gegen die Behandlung eines Menschen als Ware, als Ausbeutungsobjekt ankämpfen, dürfen wir nicht selbst zum Ausbeuter eines Menschen herabsinken.

Die meisten Ehen werden geschlossen, während beide Teile noch voller Vorurteile sind, noch keine abgeschlossene, proletarische Weltanschauung besitzen. Es ist nur natürlich, daß bei der Entwicklung eines der beiden Ehegatten zum Klassenkämpfer, zu einem freien, reifen, starken Menschen sich die Ehegatten geistig auseinander entwickeln und die Spannung so groß wird, daß ein weiteres Zusammenleben unmöglich wird und eine Lüge für beide Teile wäre. Nur Spießer können in solchen Fällen ein Verbleiben der Ehegatten beieinander verlangen, weil das bürgerliche Recht und die bürgerliche Moral es fordern.

Wir wissen, daß wir das Gedankenerbteil der Bourgeoisie, als sei der Mann zum Herrschen, die Frau zum Dienen geboren, nicht von heute auf morgen aus den Köpfen der Arbeiter heraustreiben werden, daß vielleicht erst die kommenden Generationen sich von all diesen Vorurteilen der bürgerlichen Gedankenwelt freimachen werden. Unsere Aufgabe als Kommunisten ist es jedoch, ob wir es erreichen oder nicht, auch hier an uns zu arbeiten, im Betrieb wie im Hause, um stark genug zu werden, das größte Werk der Menschheit durchzuführen: die Zertrümmerung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, den Aufbau der Welt der Arbeit."

•

Die Sowjets über Stresemann.

Die Moskauer sowjetamtlichen „Iswestija" schreiben, die Regierung der großen Koalition zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie werde jetzt in Deutschland als Damm gegen die neue Revolutionswelle aufgerichtet. Die Moskauer „Prawda", das Kommunistische Zentralorgan, bezeichnet Stresemann in sozialer Hinsicht als Vertreter des mittleren deutschen Bürgertums. Er werde den Versuch machen, die Finanzen durch Besteuerung des Bürgertums zu sanieren und außenpolitisch einen Ausweg durch Verhandlungen mit Frankreich zu finden. Sollte sich die Arbeiterbewegung, welche Cuno zum Sturz gebracht habe, legen, so würden Stresemann und die Sozialdemokraten auf einen erbitterten Widerstand der Schwerindustrie stoßen, die versuchen würde, nationalistische Leidenschaften gegen die Außenpolitik der neuen Regierung zu entfachen. Das Gewerkschaftsorgan „Trud" kennzeichnet die Regierung Stresemann als Regierung des „Paktes zwischen dem französischen Erz und der deutschen Kohle auf Kosten des deutschen Arbeiters". Ihr Zustandekommen sei ein diplomatischer Erfolg Frankreichs und eine Niederlage Englands". (?)

•

Zu Rußlands Getreideausfuhr

äußert sich in der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft" Cuno Walhmatt in einem Aufsatz „Geschichte der Preise". Der Verfasser bringt die Preise aller Waren in Europa mit dem Umfang der russischen Getreideausfuhr in Zusammenhang: „Alles wird davon abhängen, ob Rußland seine alte Stellung als Kornversorger wiedererlangt. Es wäre gewagt, hier Prophezeiungen anzustellen. Wir meinen nur, daß man sich vor Pessimismus bei der Betrachtung der russischen Zukunftshoffnungen hüten soll. Es gibt Männer, die von sich behaupten und auch dafür angesehen werden, Kenner Rußlands zu sein, die sich vor Lächeln schütteln, wenn man fragt: vermag Rußland jene alte Stellung zurückzuerwerben? Aber dieselben Männer lachten auch, wenn einer 1915 oder 1916 fragte: Kann der russische Zarenthron umgestürzt werden? Als Frankreich von der großen Revolution von 1789 erschüttert wurde, sah es dort wirtschaftlich nicht weniger schlimm aus wie jetzt in Rußland. In den Städten raste der Hunger genau so grimmig

dessen Familie aus dem Ehepaar und drei Kindern von fünf und zwei Jahren und drei Monaten besteht, Aufschluß.

Es kosten in Papierpesos: 60 Liter Milch à 0,20 = 12,—, 45 Kilogramm Weißbrot à 0,25 = 11,25, 15 Kilogramm Zucker à 0,50 = 7,50, 30 Kilogramm Fleisch à 0,40 = 12,50, 1 Kilogramm Kaffee 1,50, 2 Kilogramm Kakao à 1,80 = 3,60, 3 Dutzend Eier à 1,— = 3,—, 2 Kilogramm Mehl à 0,30 = 0,60, 1 Kilogramm Fett 1,50, 1 Kilogramm Butter 2,50, 1 Kilogramm Erbsen 0,50, 1 Kilogramm Reis 0,50, 1½ Kilogramm Salz 0,45, 15 Kilogramm Kartoffeln à 0,25 = 2,25, 2 Liter Essig à 0,30 = 0,60, 3 Kilogramm Seife à 0,50 = 1,50, Grünzeug und Gewürz 1,50, Käse und Wurst 5,—, Zündhölzer und Kerzen 1,50, Kohlen und Petroleum und Spirituss 8,—, Wohnung 25,—, Schuhe und Kleider 15,—, Krankenkassenbeitrag 2,40.

Die Gesamtsumme der vorstehend aufgeführten Zahlen beträgt 120,15 Papierpesos.

Für Kleidungsstücke werden folgende Preise verlangt: Blauer Arbeitskittel 5,—, blaue Arbeiterhose 7,50, Straßenanzüge von 60 Pesos aufwärts, Trikot-Unterhemden 3,50 bis 5,—, Baumwollsocken das Paar 0,80 bis 1,30, haltbare Männerstiefel aus Boxcalf 12,— bis 15,—, gewöhnliche Filzhüte 8,—, bessere Filzhüte bis 17,—, feine bis 40,—, Hemden 5,—, bessere und feine 10,— bis 15,— das Stück.

Anstellungsaussichten und Arbeitsverhältnisse in der amerikanischen Landwirtschaft. Die Anstellungsaussichten in den Vereinigten Staaten von Amerika und im allgemeinen nicht Arbeiter, die sich bereits an Ort und Stelle befinden, sind zurzeit nicht ungünstig. Mit der Möglichkeit, von Deutschland aus bereits dort eine Stelle zu erhalten, dürfen deutsche landwirtschaftliche Arbeiter indes nicht rechnen. Abgesehen von der Tatsache, daß die im überseeischen Ausland ansässigen Arbeitgeber sich scheuen, eine ihnen nicht bekannte oder persönlich empfohlene Kraft einzustellen, ist die amerikanische Gesetzesbestimmung zu berücksichtigen, nach der die Einreise nach den Vereinigten Staaten von Amerika auf feste Anstellung im allgemeinen verboten ist.

Die Arbeitsverhältnisse jedoch für landwirtschaftliche Arbeiter in den Vereinigten Staaten von Amerika nd im allgemeinen nicht günstig. Die üblichen Landarbeiterlöhne müssen angesichts der dortigen hohen Preise für Bekleidungsgegenstände sowie der hohen Anforderungen, die in den Vereinigten Staaten an die Leistungsfähigkeit eines landwirtschaftlichen Arbeiters gestellt werden, als niedrig bezeichnet werden. Auch sind die in Frage kommenden Unterkunftstätten oft wenig befriedigend. Der Durchschnittslohn eines landwirtschaftlichen Arbeiters in den Vereinigten Staaten von Amerika betrug am 1. Oktober 1922 rund 29 Dollar monatlich bei freier Station. Nach einer Aussage des amerikanischen Arbeitsministeriums muß eine fünfköpfige Familie ein Einkommen von mindestens 2250 Dollar jährlich oder rund 43 Dollar wöchentlich haben, um ein menschenwürdiges Dasein in den Vereinigten Staaten von Amerika führen zu können. Hierzu bemerkt die „Chicago Abendpost" in ihrer Ausgabe vom 13. April d. Js., daß die Zahl der amerikanischen Hand- und Kopfarbeiter, die ein derartiges Einkommen beziehen, zweifellos sehr niedrig ist. Nach ihrer Berechnung beträgt beispielsweise der Wochenlohn eines ungelernten Arbeiters des amerikanischen Stahlrings bei achtstündiger Arbeitszeit 17,60, bei zwölfstündiger 26,50 Dollar.

R. W. A.

Glänzende Entwicklung einer neuen wolga- und reichsdeutschen Siedlung in Argentinien. Aus der neuen Siedlung San Isidro bei Villa Federal, Prov. Entre Rios, wird uns geschrieben: Mit Spannung erwarte ich immer den „Wolgadeutschen", denn er bietet mir manche Neuigkeiten und reichen Unterhaltungsstoff für freie Stunden. Was mich besonders interessiert, ist der nie fehlende Name des Vorsitzenden des Hilfswerks der Wolgadeutschen, des Herrn S. Stieglitz. Und warum? Es war in der Frühe des 20. Oktober 1921, als ich in der Emigrationsanlage in Buenos Aires die Ehre hatte, die persönliche Bekanntschaft des genannten Herrn zu machen. Es war der Tag, an welchem ich mit dem Schiff „Paris" auf dem Uruguay nordwärts in die Provinz Entre Rios dampfen sollte. Als ich noch mit dem Ordnen meines Gepäcks beschäftigt war, beobachtete ich, wie ein Herr mit größtem Kraftaufwand schwere Koffer auf einen Karren zu heben versuchte. Scheinbar dachte er: „Selbst ist der Mann", doch dünkt es mich, er habe „Wille" und „Mann" verwechselt; denn in solchen Fällen wird ein Vollbringen nicht immer von einem starken Willen bedingt. „Sicherlich nimmt man meine Unterstützung an", denke ich, und schon stehe ich tatkräftig an der Seite des mir schon durch sein Aeußeres sympathischen Herrn. Ohne viele Umstände erfolgt die Vorstellung, wobei ich erfahre, daß Herr Stieglitz dieselbe Marschroute hat wie ich, also mein Reisekamerad ist, was mich sehr freut. Bald fahre ich neben ihm dem Hafen zu, wo die „Paris" vor Anker liegt. Es geht ans Einladen des Gepäcks, und jedesmal, wenn ich mich daran zurückerinnere, tritt auch ein kleines Intermezzo, das meinem lieben Reisekameraden dabei zustieß, über die Gedächtnisschwelle. Mein Freund und ich wir waren drei im Bunde — bieten uns an, das gesamte Gepäck des Herrn Stieglitz ohne fremde Unterstützung aufs Schiff zu befördern; dem wir kannten die Unverschämtheit der argentinischen Gepäckträger zur Genüge. Gerade wollen wir uns umdrehen, um den Rest in unsern gemeinschaftlichen Wohnraum zu holen, da steht bereits ein solcher Bummler mit den beiden letzten Handkoffern meines neuen Reisekameraden hinter uns. Niemand hat ihn zu diesem Dienst aufgefordert, und trotzdem reicht ihm Herr Stieglitz ein angemessenes Trinkgeld, doch trotzig weist er es zurück mit dem Bemerken, die Bezahlung für seine Arbeit — für 30 Meter Weg — betrage 5 Pesos. Nicht gering ist meine Erregung über solche Unverschämtheit, und am liebsten hätte ich ihm in Ermangelung der passenden Kraftausdrücke der spanischen Sprache eine kräftige Ohrschelle verabreicht, doch Herr Stieglitz beschwichtigt und einigt sich schließlich mit ihm auf 2,5 Pesos, ein unerhörtes Sümmchen. Mit einem Fluch verläßt er das Schiff. Jetzt habe ich Zeit und Gelegenheit, meinen rasch gefundenen Freund näher kennen zu lernen. Wie ein alter Soldat erklettert er sofort das dritte und höchste Bettgestell, um ans Licht zu kommen, und schon rasselt die Schreibmaschine. Mit Rat und Auskunft steht er mir zu Diensten, er kann das; denn er ist zum zweiten Male hier in Argentinien, und ich bin vollständig fremd. Heute noch bin ich ihm dankbar für das freundliche Entgegenkommen und besonders für die wenigen spanischen Notwörter, die er mir in der Eile diktierte, sie taten mir gute Dienste. Leider war unser Zusammensein nur von kurzer Dauer. Möge er an dieser Stelle meinen nochmaligen herzlichen Dank mit treudeutschem Gruß entgegennehmen. Nun noch kurz über unsere neue Siedlung. San Isidro ist, wie der „Wolgadeutsche" schon vor einiger Zeit durch meinen Freund C. Mohr erfuhr, eine neue Siedlung von nur Wolga- und Reichsdeutschen. Die erst von 4—5 Monaten gegründete Gemeinde befindet sich im glänzendsten Entwicklungsstadium, 35—40 Familien sind bereits angesiedelt, und täglich stellen sich neue Kauflustige ein. Kirche und Schule sind vorhanden, so daß die Neuankommenden verhältnismäßig wenig mit Lasten in Form von Abgaben bedrückt werden und sich infolgedessen besser entwickeln können. Sollten die Arbeiten auch künftighin so günstig vorwärtsschreiten wie bisher, so ist zu erwarten, daß das Deutschtum in Bälde in San Isidro einen starken Eckpfeiler erhält.

Albert Erk.

Siedlung und Wanderung

Kostenlose Erteilung der Paßvisa an Auswanderer nach Argentinien. Das argentinische Finanzministerium hat auf eine Anfrage des argentinischen Außenministeriums geantwortet, daß die argentinischen Konsulate Pässe von Auswanderern, das heißt von Passagieren der zweiten und dritten Schiffsklasse, die das erste Mal und zu dem Zweck der dauernden Niederlassung nach Argentinien reisen, kostenlos zu visieren haben. Das Finanzministerium stützt sich dabei auf den Artikel 25 der argentinischen Verfassung, wonach die Regierung „die Einreise von Einwanderern in das Land mit keinerlei Abgaben belegen darf", und auf ein Dekret vom 28. September 1911, wonach die Papiere von Auswanderern als amtliche Dokumente, die keiner Konsulatsgebühr unterliegen, zu behandeln sind.

R. W. A.

R. W. A. **Ungünstige Aussichten für deutsche Landwirte in Kanada.** Wie von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, kann deutschen Landwirten eine Auswanderung nach Kanada wegen der dort noch immer vorherrschenden deutschfeindlichen Stimmung nicht empfohlen werden. Auch wird auf die ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse für Ansiedler in Kanada hingewiesen. Zur Ergänzung dieser Mitteilungen dürften die nachstehenden Angaben von Interesse sein, die Abgeordnete der kanadischen Bauernpartei vor etwa einem Jahre im kanadischen Parlament gemacht haben. Die Angaben sind den stenographischen Parlamentsberichten entnommen:

Eine nicht kapitalkräftige Person darf mit einer Fortkommensmöglichkeit in Kanada als selbständiger Landwirt nicht rechnen. In der Provinz Ontario haben zahlreiche Landwirte ihre Besitzungen wegen zu geringer Einnahmen verkauft. Von den 27 000 bis 28 000 ehemaligen kanadischen Soldaten, die nach dem Kriege in Kanada angesiedelt worden sind, haben 2952 ihre Ländereien wieder aufgegeben, da auf ihnen ein Fortkommen nicht möglich war. Unentgeltlich sind Ländereien in Kanada nicht mehr zu haben.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch eine Aeußerung des kanadischen Einwanderungsministers und Landbesitzers Stewart, nach der es sehr schwer ist, in Kanada als selbständiger Landwirt sein Fortkommen zu finden.

Zur Einwanderung nach Rußland. Die Heranziehung bäuerlicher Einwanderer zur Hebung der russischen Landwirtschaft ist in sowjetamtlichen Kreisen wiederholt als notwendig und möglich bezeichnet worden, ohne daß bisher greifbare Anhaltspunkte für die Verwirklichung dieser Absicht geschaffen worden sind. Die Frage befindet sich anscheinend noch im Anfangsstadium. Dem Volkskommissariat für Landwirtschaft stehen, wie wir schon mitgeteilt haben, für diesen Zweck 220 000 Dessjatinen (1 Dessjatine = 1,0925 Hektar) Land zur Verfügung, das im Dongebiet und in den Wolga-Gouvernements Samara, Saratow und Zarizin liegt. Es ist z. T. kultivierter Boden, meistens jedoch jungfräuliches Steppen- bzw. langjähriges Brachland, wie z. B. im Gebiet der Wolgadeutschen, das erst urbar zu machen ist. Ursprünglich ging wohl die Absicht der Sowjetregierung dahin, dieses Land vorzugsweise an ausländische Unternehmergesellschaften zur Urbarmachung und Ausnutzung im Großbetriebe zu vergeben. Neuerdings scheint jedoch die Frage der Landkonzessionen größeren Umfanges nach Art der der Firma Friedr. Krupp A.-G., Essen, gewährten Landkonzession in den Hintergrund zu treten, um der Heranziehung von Ansiedlergruppen Platz zu machen. Eine besondere „Kommission" beim Rat für Arbeit und Verteidigung und die „Zentralverwaltung für Landverteilung" beim Volkskommissariat für Landwirtschaft haben gemeinsam die Aufgabe zu lösen, in welcher Weise das Hauptziel der Sowjetregierung, nämlich die Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung mit Hilfe fremden Kapitals und fremder Arbeitskraft, erreicht werden kann, ohne daß von den Grundsätzen der bisherigen Agrarpolitik Sowjetrußlands erheblich abgewichen wird. Andererseits wird von den Konsularvertretungen Sowjetrußland im Auslande, auch in Deutschland, schon jetzt darauf hingewiesen, daß Gruppen von Landwirten und Handwerkern, die auf genossenschaftlicher Grundlage organisiert sind, die Einreise zwecks Ansiedlung gestattet werden könne, und zwar „auf Grund des § 3 des Agrargesetzes". Nach diesem Gesetz bleibt der Grund und Boden „Volkseigentum"; an die Stelle des Bodenbesitzes tritt die „werktätige Bodennutzung". Der einheimische Landwirt hat ein „Recht auf werktätige Bodennutzung", das nicht übertragbar ist. Abschnitt III — §§ 19 bis 28 — sieht eine zeitweilige Abtretung der Rechte auf Bodennutzung („werktätige Landpachtung") vor, es darf sich aber nur um kurzfristige Pachtverträge — höchstens auf drei Jahre, in Ausnahmefällen auf höchstens sechs Jahre — handeln. Hiernach ist es wohl denkbar, daß ein ausländischer Handwerker im ländlichen Wohnort einige Dessjatinen Land zur zeitweiligen werktätigen Nutzung erhalten kann, wenn Einwohnerschaft und Vollzugsausschuß ihm dies zubilligen. Für Siedlungsgenossenschaften, die Oedland urbar machen und Wohn- und Betriebsstätten aufbauen sollen, ist außer namhaften Mitteln eine ganz anders geartete rechtliche Grundlage vonnöten. Hier verweisen die Konsularvertretungen auf den Weg besonderer Vereinbarungen mit den zuständigen russischen Stellen. Das ist aber ein schwieriger Weg. Wer ihn beschreiten will, muß nicht nur ein tüchtiger Landwirt oder Handwerker sein, sondern auch die russischen Verhältnisse nach jeder Richtung gut kennen.

R. W. A.

Juden auf deutschem Kolonisenland bei Odessa. Einer Mitteilung aus Moskau zufolge, haben drei jüdische Landwirtschafts-Kartelle das Land der zerstörten deutschen Kolonien Dobroje und Nowo-Poltawka im Gouvernement Odessa besetzt.

D. A. J. **Die Auswanderung aus Deutschland 1895—1923.** Einen wichtigen Gradmesser für die gesamte deutsche Auswanderung bildet die Statistik der deutschen überseeischen Auswanderung. Letztere betrug im Jahre 1922 insgesamt 36 527 Personen, das ist seit dem Jahre 1895 die größte Zahl der deutschen Auswanderer. Auf je 100 000 der Gesamtbevölkerung kommen demnach 60 Ueberseeauswanderer. Im Vorjahre betrug diese Zahl 38 und in dem letzten Vorkriegsjahrfünft wanderten jährlich im Durchschnitt 36 Deutsche auf 100 000 der Gesamtbevölkerung nach überseeischen Ländern aus. Die Zunahme der Auswanderung aus Deutschland ist weniger auf höhere Unternehmungslust, als auf die immer schwieriger sich gestaltenden wirtschaftlichen Verhältnisse des Reiches und seiner Bevölkerung zurückzuführen. In dem Abschnitt 1901—22 wurde diese Zahl nur im Jahre 1903 mit 36 310 annähernd erreicht. Bei weitem die größte Zahl der Auswanderer (24 605) ging nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie wurde nur im Jahre 1902—1907 übertroffen. Während nach Brasilien 1913: 140, 1921: 6872 und 1922: 5261 der Auswanderer strebten, gingen nach Argentinien 1913: 1085, 1921: 2056 und 1922: 4996. Dem Beruf nach verteilen sich die deutschen Auswanderer auf alle Berufsgruppen; am stärksten war die Industrie einschließlich Bauwesen vertreten.

Aus Emigrantenkreisen

Liquidation der Wolgadeutschen An- und Verkaufsgenossenschaft in Berlin.

Die „Wolgadeutsche An- und Verkaufsgenossenschaft" in Berlin NW. 6, Luisenstr. 31a, hat auf Grund eines Beschlusses der Generalversammlung vom 19. August d. J. ihre Liquidation begonnen. Ihre Herausgeber- und Bezugsrechte an unserem Blatt hat die Genossenschaft dem „Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." übertragen. Zum Liquidator der Wolgadeutschen An- und Verkaufsgenossenschaft ist von der Generalversammlung der bisherige Buchhalter der Genossenschaft Herr Willy Hartwig bestimmt worden. Das Liquidationsbüro befindet sich in Berlin-Charlottenburg, Havelstr. 13. Zuschriften sind an Herrn Hartwig zu richten. Der bisherige Vorsitzende des Vorstandes Herr Georg Dummler begibt sich in die Wolgakolonien, wo er eine verantwortliche Stellung als Sowjetbeamter antritt.

Gesellige Abende der Wolgadeutschen.

Um sich näher kennen zu lernen haben die Berliner Wolgadeutschen begonnen, von Zeit zu Zeit auf geselligen Abenden zusammen zu kommen. Der erste der für den kommenden Winter geplanten Abende fand am 25. August im Tiergartenhof statt. Die Eröffnungsansprache hielt Herr Pastor A. Schneider. Der Abend verlief zur allgemeinen Zufriedenheit.

Außlanddeutscher Gesangverein. Schon seit langem ist die Wichtigkeit der Pflege des Gesanges als national-kulturelles und künstlerisches Förderungsmittel im deutschen Volksleben bekannt. In mancher Beziehung hat diese Pflege veredelnd auf die deutsche Volksseele gewirkt und mancher nationalen Kraft zum Durchbruch verholfen. Auch wir Auslandsdeutsche, speziell wir Deutschen aus Rußland, haben uns dieser Erkenntnis nicht verschlossen, nur fehlte es an den realen Möglichkeiten, diesen Gedanken auch in die Tat umzusetzen. Seit langem waren Bestrebungen im Gange, einen Gesangverein Außlanddeutscher ins Leben zu rufen. Vor kurzem konnten nun diese Bestrebungen Wirklichkeit werden. Am 16. Juli 1923 wurde in Berlin unter Teilnahme von Kaukasus-Schwarzmeer- und Wolgadeutschen ein „Außlanddeutscher Gesangverein" ins Leben gerufen. Er stellt sich zur Aufgabe die Pflege des Gesanges durch Zusammenschluß aller musikliebenden und stimmbegabten Deutschen aus Rußland. Insbesondere soll hier die Jugend um den Gesangverein geschaart werden, um später all das, was sie von dem Gesangverein erfährt, nach Rußland und insbesondere in unsere dortige deutsche Diaspora zu verpflanzen. Außlanddeutsche sowie sonstige Deutsche können Mitglieder werden. Die Bildung eines Chores wurde in Angriff genommen, zu dessen Leiter Herr Oberlehrer Julius Rüger gewählt wurde. Der vorläufige Vorstand wendet sich an alle, die den Zielen und Bestrebungen des neugegründeten Gesangvereins nahestehen, mit der herzlichsten Bitte, dem Gesangverein beizutreten, denn nur durch ein einmütiges Vorgehen und einmütige Teilnahme aller deutschen Kreise aus Rußland ist zu hoffen, daß der Gesangverein seine Ziele auch verwirklichen kann. Die Zusammenkünfte finden bis auf weiteres jeden Montag, Savignyplatz 5, Restaurant „Ruhland", 8 Uhr abends statt. Beitrittserklärungen werden entgegengenommen von den Herren: P. Antoni, Berlin NW. 52, Schloß Bellevue (Moabit 280); W. Kiehluß, SW., Teltower Str. 16 III, Aufg. 7; J. Rüger, Nürnberger Str. 33/34 (Uhland 1775).

Personalien. General-Superintendent Theophil Meyer aus Moskau weilt zurzeit in Deutschland, wo er an dem Ende August in Eisenach stattgehabten Evangelischen Weltkonvent teilgenommen hat. Es ist dies seit Ausbruch der Oktoberrevolution der erste Fall der Teilnahme eines ständig in Rußland lebenden evang.-luth. Geistlichen an einem Auslandskongreß. — Seine Verlobung mit Frl. Erna Buttgereit, Berlin, zeigt in der heutigen Nummer Herr Waldemar Löbjack, Bankbeamter, an. — Aus ihrem Sommerurlaub zurückgekehrt sind die Herren Pastor Schneider und Stenzel. — Pastor Ernst Althausen ist einem Ruf als Lagerpfarrer ins Heimkehrlager Frankfurt a. O. gefolgt. — Am 23. August haben Frau Maria Sprenger, Frau Ida Stoll mit 2 Kindern ihre Rückreise aus Berlin nach Katharinenstadt a. d. W. angetreten. — Infolge großer Not hat in Bayern der deutsch-russische Baron Karl Engelhardt Selbstmord verübt.

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Gründung eines allschwäbischen Verbandes in Wien. In Wien fand die erste Sitzung des vorbereitenden Ausschusses zur Gründung eines allschwäbischen Verbandes statt, der die Deutschen der Schweiz, die Vorarlberger, Württemberger, Badenser, die Schwaben Ungarns, Südslawiens, Rumäniens, Südrußlands und der Türkei umfassen soll. Der Verband will, wie die Schwäb. Volkspresse mitteilt, in allen schwäbischen Volksgenossen des Stammlandes und der Siedlungsgebiete im Ausland eine auf Treue und Liebe zur schwäbischen Eigenart gegründete völkische Gesinnung erwecken und seine Mitglieder verpflichten, ihre ganze Kraft der sittlichen Ertüchtigung des schwäbischen Volkes zu widmen. In einem allschwäbischen Haus in Wien soll ein schwäbischer Nationalfonds und eine Nationalbücherei geschaffen werden. In wirtschaftlicher Hinsicht verweist der vorbereitende Ausschuß auf die Notwendigkeit der Gründung von Handels- und Wirtschaftsgemeinschaften, Fabriken und Genossenschaftsfilialen mit großen Getreidespeichern und Weinkellereien sowie sonstigen industriellen und wirtschaftlichen Einrichtungen auf Wiener Boden, um so die wirtschaftliche Verbindung rascher, inniger und fester herzustellen.

Deutsch Besarabischer Hochschulverband. In Tarutino hat sich ein Zusammenschluß der in Besarabien wohnhaften Deutschen mit Hochschulbildung vollzogen. Der Verband erstreckt sich über ganz Besarabien. Sitz der Verwaltung ist Tarutino. Der Verband will die Deutschen mit Hochschulbildung in Besarabien zu kultureller Arbeit für das Deutschtum zusammenschließen, wissenschaftliche Interessen unter seinen Mitgliedern fördern, schriftstellerische Arbeiten, insbesondere über das Kolonistentum, anregen, populärwissenschaftliche Aufklärung durch Wort und Schrift verbreiten und seine Mitglieder sowie die studentische Jugend materiell und rechtlich unterstützen.

Vom Büchertisch

Aus der Volkswirtschaft der RSFSR. Zweites Ergänzungsheft des Bulletins der Handelsvertretung der RSFSR. in Deutschland. Berlin. 1923. Grundpreis 5 Mark. Das Heft ist als Sonderausgabe zu den deutschen Herbstmessen 1923 herausgegeben und enthält 22 Artikel nebst vieler Statistik über Rußlands Wirtschaft der neuesten Zeit.

Verantwortlicher Schriftleiter: G. S. Löbjack, Berlin-Lankwitz.
Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : : Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" erscheint am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahre: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. N.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 10 Pfg. × jeweiliger Buchhändlerschlüsselzahl (z. Zt. 9 000 000). Anzeigenpreis nach Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Amt Süd Nr. 8224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36661; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 15. September 1923. - - Nr. 18/36 des 2. Jahrgangs.

Wirtschaftliches von der Wolga

Die Industrie. — Die Ernte. — Getreidepreise. — Maßnahmen zur Erleichterung der Lage des Bauern. — Die Malaria. — Eine Warenbörse in Pokrowsk.

Für die Wirtschaft des Gebiets der Wolgadeutschen ist die Ernte ausschlaggebend, denn sowohl die deutschen Kolonien wie auch die neu angegliederten russischen Kantons treiben überwiegend Ackerbau. Die Industrie ist vergleichsweise nicht groß, sie ist außerdem, wie z. B. die Weberei im Kanton Balzer, zum großen Teil primitive Hausindustrie. Allerdings stehen daneben vorzügliche mechanische Betriebe, auch die Erzeugung landwirtschaftlicher Maschinen ist beachtenswert, obwohl z. B. die Erzeugung von Werkzeugmaschinen in Grimm gerade jetzt gewissermaßen stillsteht. Die Landwirtschaft wie auch die Industrie leiden noch stark unter den Folgen der Zerstörung während des Bürgerkrieges und der großen Hungersnot. So erfährt man z. B. neuerdings aus dem Kanton Balzer, daß die Weberei stark zurückgegangen ist. Als Grund hierfür wird der Mangel an Garn bezeichnet sowie die geringe Kaufkraft der Bevölkerung. Die Preise auf landwirtschaftliche Produkte einerseits und auf industrielle andererseits stehen noch immer in einem für die ersteren ungünstigen Verhältnis. Der Bauer erhält vom Industriearbeiter für seine Erzeugnisse noch nicht den entsprechenden Gegenwert. Jedoch steht eine Hebung der Getreidepreise zu erwarten, einmal wegen der ungünstigen Ernte, dann auch unter Berücksichtigung der geplanten Getreideausfuhr aus dem Gebiet, die gerüchtweise 5 Millionen Pud betragen soll. Käufer sind die neugegründete Wolgadeutsche Bank für landwirtschaftlichen Kredit und die Genossenschaften, die gegenwärtig jedoch noch eine abwartende Stellung einnehmen. Das Getreide soll in Deutschland abgesetzt werden. Wie anderenorts macht sich auch in der Balzerer Textilindustrie eine Konkurrenz zwischen den staatlichen resp. gesellschaftlichen und den privaten Unternehmungen bemerkbar. Die letzteren zahlen ihren Arbeitern bis 45 Prozent mehr Lohn als die staatlichen und gesellschaftlichen; ein vom Textilarbeiterverband abgeschlossener Tarifvertrag hat diese heftig angefeindete Verschiebung verursacht. Eine bedeutende Verbesserung ihrer Lage versprechen sich nun die staatlichen und gesellschaftlichen Arbeiter aus dem Umstand, daß die Saratowskaja Manufaktura an die Privatunternehmungen kein Garn mehr liefert. Ueber die Lage der übrigen Industrie des Gebiets liegen zur Zeit keine Berichte vor.

Ueber die Ernte im Gebiet wird im großen und ganzen wenig erfreuliches mitgeteilt. Sie ist, wie leythin zu erwarten stand, unter mittel ausgefallen. Die im Spätfrühjahr gehegten Hoffnungen sind zunichte geworden, selbst in den Kantons, wo die Ernte von jeher besser war. Im allgemeinen ist der Ernteertrag auch diesmal wieder auf der Wiesenseite geringer als auf der Bergseite. Die vorliegenden Berichte sind zwar lückenhaft, doch ergeben sie annähernd folgendes glaubwürdiges Bild: Im Süden des Gebietsteiles auf dem linken Wolgaufer betrug die Ernte 11 Pud pro Desjatine, ganz südlich sogar nur 5 bis 6 Pud. Weiter nördlich war sie ebenfalls „nicht befriedigend" (in Zug) und „durchschnittlich schwach, so daß es nicht einmal den Samen gibt" (Krasnojar). Im Süden der Bergseite wird die Ernte als „von Herzen schwach, so daß sie früher nicht einmal zum Essen gereicht hätte" (Kofestal) bezeichnet. Im nördlichen Teil der Bergseite (Balzer) wurden von der Desjatine geerntet: Roggen 12 bis 15 Pud Weizen 10 bis 12 Pud (weniger als die Hälfte in früheren Jahren). Bessere Erträge versprechen die Gemüseäcker, ferner Hirse und Sonnenblumen. Der Stand der letzteren wurde am 1. August für das ganze Gebiet amtlich im Durchschnitt mit „mittel" (2,3 und 2,6) angegeben. Im Vergleich zu Mitte Juli hatte sich nur die Hirse etwas erholt. Schädlinge und Unwetter haben vielerorts Schaden angerichtet. In der Ernährung wird die Bevölkerung im bevorstehenden Winter wohl hauptsächlich auf das Gemüse angewiesen sein, da der Bauer auch von seinem wenigen, nach Begleichung der Steuern übrigbleibenden Getreide wird verkaufen müssen, um zu Geld für Kleidung und Inventar zu gelangen. Es steht ihm also wieder ein schwerer sorgenvoller Winter bevor.

Mit besonderer Freude dürfen deshalb die behördlichen und gesellschaftlichen Maßnahmen erwähnt werden, die zur Erleichterung der Lage besonders der ärmeren Mehrheit der Bevölkerung schon jetzt ergriffen werden. In Ergänzung früherer Maßnahmen gibt die Behörde Saatvorschüsse, zunächst für die Herbstsaat. Die in jedem Dorf bestehenden Komitees zur gegenseitigen Hilfe lassen für ihre Hilfsfonds Ausfaaten machen (pro Pferd 7½ Faden im Kanton Staro-Poltawka), oder sie sammeln Getreide (3 bis 10 Pfd. pro Desjatine, Seelmann), Brennholz usw. ein. Im Frühjahr waren im Kanton Solotoje für den Hilfsfonds des Kantons 190 Desjatinen besät worden. Auch die Einnahmen von der Verpachtung von 40 herrenlosen Häusern sollen hier dem Hilfskomitee zufließen. Die Komitees besorgen sich auch um Kinderheime und -krippen, um Familien von Rotarmisten usw. Der Kanton Kamenka wird heuer für seinen Armenfonds 350 bis 500 Desjatinen besäen (Winterroggen). Zu den behördlichen Maßnahmen gehört auch die Herbeischaffung von Pferden. Soeben sind aus Sibirien wiederum Pferde (272) unterwegs, die dort zu 85 Goldrubel das Stück angekauft worden sind. Die Reinigung des Saatgetreides und besondere Maßnahmen zur Saatzucht, die künstliche Befruchtung des Viehes, seine besondere Pflege u. a. m. sind ebenfalls zu vermerken. Es ist das zahlenmäßig wohl wenig, aber es ist, wo nicht Fortsetzung von schon früher begonnenem, ein guter Anfang. Leider wird er noch nicht von allen Bauern richtig verstanden, da viele sich noch durch die teilweise Zwangswirtschaft, die nach dem Kriege doch auch in anderen Ländern angewandt wird, zurückschrecken lassen. Ein besonderes Kapitel ist hierbei die Verheimlichung von Aussaat und Vorräten durch einzelne, angeblich fast nur reichere Bauern, die sich auf diese Weise der Besteuerung für die Allgemeinheit entziehen wollen. Die Erntearbeiten sind sehr stark von der Malaria beeinträchtigt worden; in den meisten Häusern sind Malariakranke.

Die politische und wirtschaftliche Leitung des Gebiets der Wolgadeutschen geschieht seit einem Jahr von Pokrowsk aus. Dies Zentrum erhält nun, wie in den amtlichen Organen zu lesen ist, auch eine Warenbörse. Pokrowsk hat vor dem Krieg in der Getreideausfuhr aus dem Wolgagebiet eine bedeutende Rolle gespielt. Allein im Hafen wurden jährlich zirka 10 Millionen Pud Getreide (hauptsächlich bester Weizen) auf Schiffe verladen; vom Bahntransport ganz abgesehen. Versandt wurden ferner gepreßtes Heu und 5 bis 6 Millionen Stück Ziegel im Jahr. Man beziffert den Jahresumsatz der Ausfuhr mit 11 bis 12 Millionen Goldrubel im Jahr. Die Einfuhr soll, wie die „Nachrichten" kürzlich mitteilten, jährlich mit 250 Millionen Goldrubel (?) zu veranschlagen gewesen sein. (Holz, Manufaktur, Salz, Kolonialwaren, Kalk, Alabaster). Leider ist die Wolgabucht gänzlich versandet, Baggerarbeiten müssen sie zur Benützung erst wieder tauglich machen.

Die jungen wirtschaftlichen Unternehmungen des Gebiets zeigen trotz der überaus schwierigen Verhältnisse erfreuliche Erfolge. Der Umsatz allein der genossenschaftlichen und gesellschaftlichen Unternehmungen im laufenden Operationsjahr wird mit ½ Million Goldrubel veranschlagt. War das Fehlen einer Warenbörse in Pokrowsk schon bis heute eine Lücke, so erscheint sie bei den jetzigen wirtschaftlichen Aussichten als besonders unentbehrlich. Das hat die Oekonomische Beratung und die interessierten Unternehmungen des Gebiets zur Gründung einer Warenbörse veranlaßt. Zur Erlangung der Genehmigung der Börse ist man im Zentrum vorstellig geworden.

Die wirtschaftliche Lage des Gebiets ist noch außerordentlich schwierig, die Folgen der Hungersnot und des Bürgerkrieges sind noch lange nicht überwunden, die wirtschaftliche Erholung geht nur langsam vonstatten, doch sind die Aussichten nicht ungünstig, wenn auch der bevorstehende Winter manches schwungbereite Rad wieder hemmen wird. Von vielen und unverdächtigen Seiten wird uns mitgeteilt, daß die ganzen Arbeitsverhältnisse heute anders sind als vor 2, ja vor 1 Jahr. Man darf sich dessen freuen und den Beginn des Aufstiegs mit Interesse erwarten.

G. S. L.

Wollen Sie ein Beratz-Buch umsonst?

Die große Nachfrage nach dem bisher nicht mehr erhältlich gewesenen prachtvollen Geschichtswerk des wolgadeutschen Paters Gottlieb Beratz †

Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga

in ihrer ersten Entstehung und Entwickelung 1764—1914

hat der „Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H." in Berlin veranlaßt, eine 2. Auflage des Beratz-Buches drucken zu lassen. Das Buch ist neu durchgesehen, schön und stark gebunden und auf gutem haltbaren Papier gedruckt.

Von dieser 2. Auflage werden

300 Stück kostenlos

an diejenigen argentinischen und nordamerikanischen Landsleute abgegeben, die den „Wolgadeutschen" auf das Jahr 1924 sofort bestellen und den Betrag dafür an uns in Noten oder im Scheck einsenden.

Es erhalten also die ersten 300 Besteller aus Süd- und Nordamerika je ein Beratz-Buch umsonst

„Der Wolgadeutsche" kostet auf das Jahr 1924:
für Argentinien 7½ Pesos
für U. S. A. und Kanada 2½ Dollar.

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche", Berlin W 57, Yorckstr. 46 I

Aus dem Alltag für die Zeit

Anmerkungen zu Bildern aus dem Dasein der Wolgadeutschen.

III.

Die große Hungersnot an der Wolga hat Tausende von deutschen Kolonisten, nachdem sie und ihre ruhmreichen Vorfahren 1½ Jahrhunderte lang asiatische Steppen urbar gemacht hatten, nach Deutschland geworfen. Sie hofften, hier Rettung vor dem Untergang zu finden, mindestens ihr täglich Brot verdienen zu können. Solange die wirtschaftliche Lage Deutschlands im Vergleich zu der Rußlands einigermaßen erträglich war, ist ihnen beides gelungen. Sie hatten Unterkunft gefunden, wenn nicht als selbständige Landwirte oder Kaufleute, als Studenten oder intellektuelle Berufsarbeiter, so in den Heimkehrlagern oder als landwirtschaftliche oder Industriearbeiter. Heute aber, wo die deutsche Mark im Abgrund liegt, wo Industrie und Handel, wo das gesamte Wirtschaftsleben von verhängnisvollen Krisenfiebern verzehrt wird, wo sich täglich und stündlich die Zahl der Arbeitslosen mehrt, wo am hellichten Tage bekannte Dichter, wo Gelehrte, Offizierswitwen und Pensionäre buchstäblich verhungern, heute ist auch für die Mehrheit der Wolgadeutschen in Deutschland eine Zeit herangenaht, die in vielem sehr bedenklich an die Zeit vor zwei Jahren an der Wolga erinnert. Freilich, einer nicht gerade kleinen Anzahl wolgadeutscher Flüchtlinge ist es dank der opferfrohen Liebe ihrer Verwandten in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Argentinien gelungen, über das große Wasser zu flüchten, wo sie heute ein mehr oder weniger sicheres Dasein haben. Aber Ungezählte noch liegen in den deutschen Heimkehrlagern, werden aus einem Lager in das andere abgeschoben, weil die Regierung beim besten Willen nicht mehr in der Lage ist, die ungeheueren Unkosten für alle die Flüchtlinge auch aus anderen Gebieten (auch Deutschlands) zu decken. Muß doch neuerdings sogar die Finanzierung des Widerstandes an Rhein und Ruhr zur Schadenfreude der brutalen Franzosen abgebaut werden. Der eine und andere wolgadeutsche Arbeiter in Deutschland reist in fremde Länder, so z. B. nach Frankreich, wo er für kleines Geld schwere Arbeit leistet. Die einen sehnen sich zurück nach Rußland, die anderen drängen zu Neuansiedlungen in Amerika, z. B. in Mexiko. Alle fragen um Rat, die meisten bitten um Hilfe. Ist die Heimkehrlager-Frage für unsere Kolonisten fürs erste auch noch nicht kritisch geworden, wer bürgt dafür, daß sie es nicht über Nacht wird?

Bedauerlicherweise ist unter den Wolgakolonisten das Gefühl der Gemeinschaftlichkeit, das Verständnis für das Allgemeinwohl, der Sinn für die Volksgemeinschaft noch zu wenig entwickelt. Das darf uns, die Berliner Organisationen, aber nicht abhalten, unsere Landsleute in Amerika nun auch auf diese neue Notlage unserer Kolonisten in Deutschland nachdrücklichst aufmerksam zu machen. Eine gut organisierte, in die richtigen Hände gelegte Allgemeinheitsspende für die Flüchtlinge in Deutschland könnte da Großes tun. Wir wenden uns an die amerikanische Presse, besonders an die, mit der wir im Austausch stehen, mit der Bitte, die sich täglich kritischer gestaltende Notlage unserer Landsleute hier immer wieder bekanntzugeben und die Berliner wolgadeutschen Organisationen in ihrer Fürsorge für die Flüchtlinge zu unterstützen. Die Stellungnahme eines Teils der amerikanischen Presse zu den Berliner Organisationen ist uns ja bekannt, aber hindert das, der wolgadeutschen Flüchtlingsfrage erneut verstärkte Aufmerksamkeit zu schenken? Wir verweisen nachdrücklichst auf sie, ehe es zu spät ist.

* * *

Hierbei darf auch die weitere Unterstützung der Bauern an der Wolga nicht über-

sehen werden. Viele der hochherzigen amerikanischen Spender ließen sich seinerzeit durch die Nachricht, Sowjetrußland verkaufe trotz der großen Hungersnot Getreide ans Ausland, in ihrer Mildtätigkeit zurückhalten. In der falschen Annahme, die Hungersnot sei vorüber. Es wurde aber der wichtige Umstand nicht bedacht, daß der Bauer, auch wenn er hungerte, Getreide veräußerte, um sich in den Besitz von Geld zur Anschaffung von Zugvieh und Inventar zu bringen. Neuerdings soll auch aus dem Gebiet der Wolgadeutschen Getreide ausgeführt werden. Besagt das, daß die Notlage der deutschen Wolgabauern sich schon soweit zum Bessern gewendet hat, daß eine Unterstützung überflüssig ist? Keineswegs! Unser Bauer braucht Inventar und braucht Pferde. Und wer die unerschöpfliche Liebe des Wolgabauern zu seiner Landwirtschaft kennt, der wird verstehen, daß er sichs am Munde abspart, nur um das notwendigste Arbeitsmaterial wieder zu erwerben, dessen er in den letzten Jahren aus tausenderlei Gründen verlustig gegangen ist. Das ist der unverkennbare Sinn der von uns schon so oft hervorgehobenen Wirtschaftshilfe.

* * *

Das schwäbische Volk im Banat beging am 8. September die Zweijahrhundertfeier der Schwabeneinwanderung. Unseren lieben deutschen Volksgenossen in Rumänien ist ein verhältnismäßig ruhigeres Schicksal beschieden als uns, den fünften und sechsten Generationen des Wolgadeutschtums. An unserem großen Volksschmerz verstehen wir die Freude der Banater, aber auch ihren Kummer verstehen wir, haben unsere Schicksale doch so vieles gemeinsam. In der Festnummer der „Schwäbischen Volkspresse" fragt Dr. Kaspar Muth, welche Aufgaben das dritte Jahrhundert den Banatschwaben stellt. „Das erste Jahrhundert", sagt er, „war die Zeit der Geburt, das Jahrhundert der Ansiedlung und Fortpflanzung. Das zweite Jahrhundert mußte naturgemäß der wirtschaftlichen Entwicklung und Erstarkung gewidmet werden. Das dritte Jahrhundert wird hauptsächlich auf die geistig-ethische Entwicklung das Augenmerk zu richten haben"

Ziehen wir in diesem schönen und großen Arbeitsplan den Vergleich mit uns: Das erste Jahrhundert unserer Ansiedlung an der Wolga war ebenfalls der Ansiedlung und Fortpflanzung gewidmet, auch das zweite der wirtschaftlichen Erstarkung. Aber sie wurde in der Mitte (wir wollten unsere 150-Jahrfeier 1914 begehen) jählings unterbrochen durch den vernichtenden Weltkrieg und die nachfolgenden Ereignisse. Ob die letzte Hälfte unseres zweiten Jahrhunderts die Zerstörungen der letzten Jahre wettzumachen und unsere wirtschaftliche Entwicklung zur Blüte zu bringen imstande sein wird? Und dann das dritte Jahrhundert? Unser Schicksal hat uns zuviel genommen, wir dürfen nicht warten bis zum dritten Jahrhundert, wir müssen unsere geistig-ethische Entwicklung mit tausendfacher Kraft schon heute fortsetzen, wenn anders wir nicht zurückbleiben wollen. Oder sind wir schon soweit zurück, daß wir nichts mehr nachholen könnten? Nein! Nur dürfen wir unsere Kräfte nicht in unnützem Kampf verschleudern, sondern müssen ein einig Volk von Brüdern werden und den Alltag nutzbar machen für die Jahrhunderte.

Den schwäbischen Volksgenossen im Banat unsere besten Wünsche!

G. S. Löbsack.

Die Landfrage in den deutschen Wolgakolonien von 1764-1923

Von Dipl. Agr. Al. Bier-Berlin.

Chem. Ständiges Mitglied der Nowousensker Bezirkskommission für Landeinrichtung und Revisor der gleichen Gouvernementskommissionen in Saratow, Samara, Astrachan und Stawropol.

Bei der Ankunft unserer Vorfahren an der Wolga (1764 bis 1767) wurden ihnen die Stellen der zukünftigen Dörfer gezeigt, welche für sie, wie es heißt, „abgestochen" waren. Das Land aber wurde in den ersten Jahren nur für das ganze Dorf angewiesen und laut Gesetz vom 19. März 1764 sollte eine jede Kolonistenfamilie 30 Desjatinen Land erhalten als „eigentümliches", wobei bestimmt war, daß das Land auf die Familien folgendermaßen verteilt wurde:

15	Desjatinen	Ackerland
5	„	Heuschlag
5	„	Waldungen
5	„	Hof, Tenne, Garten usw.

Gleich zu Anfang stellte sich heraus, daß das Land nicht Eigentum der Familien, sondern der Gemeinde war. Bei Beginn der Ansiedlungen fing auch das Landmessen an und es wurden einer jeden Gemeinde von der Tutel-Kanzlei je nach der Zahl der angesiedelten Familien 30 Desjatinen (Dorfplatz nicht mitgerechnet) pro Familie — und zu der Gesamtfläche ein Fünftel mehr und außerdem noch sogenanntes „überflüssiges" Ackerland und Heuschlag — zugemessen. Das ganze Land wurde als Gemeindegut der Gemeinde übergeben. Die Menge des sogenannten „überflüssigen Landes" war in den verschiedenen Dörfern verschieden je nach der Qualität der ganzen Grenze (des Territoriums) und ergab in manchen Dörfern mehr gegenüber dem, was es dem Dorf nach der Zahl der Familien getragen hätte. Im Jahre 1790 begann die „Generallandmesserei", durch welche einer jeden männlichen Seele nach der Revision im Jahre 1788 (5. russische Revision) 20 Desjatinen Feld, Wiesen und Gartenland zugemessen wurde. Nach dem Gesetz vom 12. März 1812 wurde in den Kolonien das Duschsystem eingeführt und von da an wurde das Land alle neun oder zwölf Jahre — in den verschiedenen Dörfern verschieden — nach der Zahl der lebenden männlichen Seelen eingeteilt. Bis dahin war das Land auf die Familien verteilt, wobei die neu hinzugekommenen Familien ihren Anteil aus dem Vorrat bekamen, der jedem Dorf unter dem Namen „überflüssiges Land" gegeben worden war. Die Familien hatten ihr Land nicht auf einer Stelle, sondern laut Befehl des Tutel-Kontors war das Ackerland auf 3 bis 6 verschiedene Plätze verteilt. Der Sinn dabei war, daß ein jeder „nah und weit, sowie auch gutes und schlechtes Land" bekam. Der Platz „bestand" 10 Jahre lang, nach 10 Jahren wurde umgemessen. Jeder Ueberfluß an Land wurde von der Tutel-Kanzlei verpachtet. Das Geld kam in die Kanzlei und wurde dort verwendet.

Die oben genannte „Generallandmesserei" dauerte von 1790 bis 1835. Bei dieser „Messerei" wurden für alle Dörfer „Grenzen geschnitten", und zwar bekamen die Dörfer, in deren Nähe freies Land war, den Zuschnitt „bei sich", wo aber kein Land vorhanden war, da wurden, mehr oder weniger von der Muttergrenze entfernt, Zuschnitte gegeben. So bekamen z. B. die meisten Dörfer der Bergseite ihren Zuschnitt in den neuen Grenzen auf der Wiesenseite nach der gesamten landlosen Seelenanzahl, so daß dadurch die Bergseite genötigt war, neue Ansiedlungen zu gründen, was auch in den Jahren 1840 bis 1860 geschah. In dieser Zeit wurden auf der Wiesenseite 54 und auf der Bergseite 12 neue Dörfer gegründet. Das Ansiedeln der neuen Dörfer kam nicht ohne weiteres zustande, das Kontor hatte daran kein großes Interesse, da ihm, als einzigem Verfüger, das Land alljährlich große Pachtgelder einbrachte. Erst dann wurde energisch zum Ansiedeln übergegangen, als die Petersburger Regierung nach dreimaliger Zehnjahres-Frist Land wieder zurücknehmen wollte, was teilweise auch geschah. Die Pachtgelder kamen nämlich ins Saratower Kontor und es fehlen uns noch heute die Abrechnungen darüber. *)

Die letzte „Generallandvermessung" erfolgte im Jahre 1870. Nach dieser Revision trug es in den meisten Dörfern der Wiesenseite 12 Desjatinen auf die männliche Seele, auf der Bergseite dagegen weniger, da viele landlose Seelen, die seinerzeit auf die neu gegründeten Dörfer der Wiesenseite hatten übertragen werden sollen, in ihrer Mutterkolonie blieben und somit den Landanteil verminderten. Von der „Landmesserei" 1835 an bekamen die Kolonien keine Landzuweisungen mehr und von da an wurde der Seelenanteil mit jeder Teilung immer kleiner und kleiner, und so kam es, daß bei der noch dazu eingeführten Militärpflicht der Landmangel unsere Leute zum Auswandern veranlaßte

Das Duschsystem, oder wie wir es nennen, die „Lappen-Wirtschaft", ist als eine Hauptursache der Verarmung unserer Leute zu betrachten. Durch das Zerstückeln der Landanteile inmitten der ganzen Grenze, die von einander weit entfernt waren, wurde sehr viel unnötiges Herumfahren verursacht, und kostete so dem Bauer unnütz Zeit und Kraft. Außerdem wurde das Land überhaupt schlecht gepflegt und die Aussaat schlecht bewacht. Zuletzt kam es soweit, daß der einzelne Bauer auf jedem Felde — und deren waren es nicht weniger als drei — sein Stückchen Land kleiner als eine Desjatine bekam; die Stückchen waren wiederum mehrere zehn Werst von einander entfernt. Das verursachte nach jedem neuen „Ruen-Duschen" das Zusammenhandeln (Austauschen), Pachten und Verpachten des Landes. Dem Bauer war hierdurch sein Land mehr oder weniger gleichgültig, er benutzte es furchtbar aus, so daß in vielen Grenzen anstatt des ausgesäten Getreides nur wilder Hafer wuchs. Die Zahl der Bevölkerung wurde immer größer und war beispielsweise in Warenburg von 1860 bis 1896 auf das Doppelte gestiegen, so daß dementsprechend auch das Land für den einzelnen immer weniger und weniger wurde. Bei jeder neuen Umteilung wurden die Ausgewanderten (nach Amerika, Orenburg usw.) und Verstorbenen ausgeschlossen, die Neugeborenen eingeführt, so daß die Auswanderung doch keine Besserung brachte.

Am 9. November 1906 wurde der berühmte Ukas veröffentlicht, nach welchem ein jeder Hauswirt nach der letzten Teilung des Gemeindelandes — mochte er sein, wo er wollte — das Recht bekam, sein Land sich als Eigentum zuzuschreiben (zu befestigen, utrepitj). Den Gemeinden wurde das Recht gegeben, durch einen Gemeindebeschluß mit zwei Drittel Stimmen das ganze Gemeindeland den Gemeindegliedern, soweit sie es nach der letzten Teilung bekommen hatten, als Eigentum zuzuschreiben oder auch vor diesem Beschluß eine neue Zählung vorzunehmen und nach der neuen Seelenzahl das Land zu „befestigen", wobei sie die Auswärtigen ausschließen konnten. Das mußte aber bald nach der Veröffentlichung des Gesetzes geschehen, da anderenfalls diejenigen Gemeindeglieder, die daran Interesse hatten (mit Amerikanern, Verstorbenen, Ausgewanderten oder sonst Abwesenden) sofort zur „Befestigung" ihres Landes schritten und der Gemeinde dann dieses „befestigte" Land nicht mehr zur Verfügung stand. Gelang es der Gemeinde, Einigkeit zu erzielen, ehe jemand Land befestigt hatte, so war der Beschluß für das ganze Gemeindeland gültig, gelang es aber nicht, so bekam die Person, die ihr Land befestigt hatte, ihren Anteil so groß und auf eine solche Seelenzahl, wie sie es bei der letzten Teilung bekommen hatte. Das Ungerechte an diesem Gesetz war, daß ein jeder, mochte er sich mit Landwirtschaft beschäftigt haben oder nicht, im Dorfe wohnen oder nicht, das Recht erhalten hatte, sich Land als Eigentum zu befestigen, wenn er es auf der letzten Teilung vor 10 Jahren bekommen hatte. Das erregte in den Gemeinden großen Unfrieden und verursachte viel Streit. Als dann aber die Gemeinden zur Einsicht kamen, daß jede Verzögerung der Allgemeinheit nur Schaden bringt, kam das Befestigen schnell zustande. Weiter gab das Gesetz einer jeden Person, sei es durch Gemeindebeschluß oder Bestimmung des Semski Natschalnik, das Recht, das Land in einem Stück zu verlangen, zu welcher Arbeit die sogenannten Landeinrichtungskommissionen gegründet waren. Sogleich im ersten Jahre nach Veröffentlichung des Gesetzes gingen bei der Kommission in großer Zahl Bittgesuche um Vermessung von den „Krepitern" (Befestigern) ein; die Kommissionen ließen sich auch nicht lange bitten und gingen zur Arbeit über. Darauf fühlten die Gemeinden sich veranlaßt, um nicht teilweise auf unbestimmten Plätzen das Land an einzelne Wirte zu verlieren, gemeinschaftlich zum Einzelbesitz überzugehen. Natürlich wurde diese Einigkeit erst nach längerem Streit und vielem Hin- und Herreden erreicht, aber schließlich kam es in den meisten Dörfern zum vollständigen Uebergang der Gemeinden zum Einzelbesitz. In den Jahren 1907 bis 1908 fehlte es an Landmessern und die Arbeit ging nur in einigen Dörfern vonstatten, aber im Jahre 1909 wurde sie zu gleicher Zeit in 4 Dörfern auf der Bergseite und in 18 Dörfern auf der Wiesenseite vorgenommen. Bis zum Jahre 1910 waren auf der Wiesenseite schon über eine halbe Million Desjatinen vermessen. Bei Anfang dieser Arbeit ging es nur langsam vorwärts, da gar keine Instruktionen von der Regierung gegeben waren, bis das Verteilen so eingeführt und eingeübt war, daß es den Bauern sowie auch den Landmessern leicht verständlich gemacht werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Pachtgelder wurden teilweise vom Saratower Kontor verwendet, teilweise waren sie an die Reichsbank weitergeleitet worden. Bei Schließung des Kontors waren sie auf za. 3 700 000 Rbl. angewachsen. Vor dem Krieg waren Schritte unternommen worden, das Geld zurückzuerhalten, um es für die Allgemeinheit der Kolonien zu verwenden, jedoch waren die Bemühungen vergeblich. So hat das berüchtigte Kontor unsere Kolonien auch hierin um ihr Vermögen betrogen.

Die russischen Genossenschaften

Von Karl Bittel.

** Im Zusammenhang mit der Exporttätigkeit Sowjet-Rußlands und der großen Allrussischen Ausstellung für Landwirtschaft und Heimindustrie im September 1923 in Moskau wird jetzt öfter von den russischen Genossenschaften berichtet. Es sei daher nachstehend ein Ueberblick über die großen genossenschaftlichen Zentralverbände gegeben:

1. Zentrosojus.

Der Zentrosojus ist der Zentralverband der russischen Konsumvereine. Er umfaßt 87 Gouvernementsverbände (Gubsojus), eingeteilt in 48 Gebietsverbände (Rayonverbände), die ihrerseits 455 Rayons mit etwa 27 000 Konsumvereinen und über 40 000 Läden umfassen. Dem Zentralverband angeschlossen sind die „Sektion zur Versorgung der Arbeiter" (Cerabsektion), die „Transportsektion", die „Vereinigung der Transportgenossenschaften" und die „Militärisch-Kooperative Leitung", die alle militärisch-genossenschaftlichen Vereinigungen der Republik umfaßt.

Um einen Ueberblick über den vielgestaltigen Apparat des „Zentrosojus" zu geben, seien folgende Abteilungen genannt: Brotversorgung (Getreidebeschaffung, wie: Roggen, Gerste, Hafer, Grütze u. a. m.), Fleisch und Fette, Kolonialwaren, Abteilung für Fische, Salz, Manufaktur- und Galanteriewaren, Schuhwerk (Leinen, Tuche, Wolle, Gewebe, Spitzen, Schuhe), Beschaffung von Rohstoffen aller Art, Abteilung für Wirtschaftsartikel, wirtschaftlich-verlagstechnische Abteilung. Stark ausgebildet ist die industrielle Tätigkeit, sowie die Ein- und Ausfuhr. Auf der Ausstellung ist ein genossenschaftliches Warenhaus mit vollständiger Ausrüstung errichtet worden, verbunden mit einem Genossenschafts-Teehaus.

2. Selskosojus.

Der Selskosojus ist der allrussische Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften, er vereinigt über allrussische Zentral-Verbände, 47 Provinzialverbände, 50 Rayonverbände und 25 Kreisverbände, die zusammen 200 000 landwirtschaftliche Betriebe umfassen. Die Tätigkeit des Selskosojus besteht in dem Verkauf von Getreidesamen, Getreide, Oelkuchen, Häcksel, Viehzucht-Produkte, Butter, Käse, Eier, Wild, Geflügel, Rauchwaren, Häute, Borsten, Roßhaare, Hörner und Hufe, Rohwolle, Federn und Daunen, Fischleim, Arznei-Rohstoffe, Gärtnerei-, Gemüsegärtnerei- und andere landwirtschaftliche Produkte. Die Einfuhr des Selskosojus erstreckt sich hauptsächlich auf landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, technische Bedarfsartikel für landwirtschaftliche Kleinbetriebe, Samen, Mittel zur Schädlingsbekämpfung, Kunstdüngemittel, Zuchtvieh, Zuchtgeflügel und andere Mittel für landwirtschaftliche Produktion.

3. Wsekomprosojus.

Das ist der russische Verband der Gewerbe-Genossenschaften. Er umfaßt 170 örtliche Hausgewerbeverbände mit insgesamt 4000 Arbeitergenossenschaften (Artels).

4. Lnozentr

ist der russische Zentralgenossenschaftsverband der Flachs- und Hanf-Erzeuger.

5. Wsekobank

ist die Allrussische Genossenschaftsbank, die im Januar 1923 aus der Bank der Konsumgenossenschaften (Pokobank) hervorgegangen ist. Sie hat heute 14 Filialen in allen Teilen Rußlands und 5 Agenturen in Moskau. Mit 9 ausländischen Banken steht sie in Korrespondenzverkehr. Die Tätigkeit ihrer Warenabteilung erstreckt sich hauptsächlich auf die Finanzierung der Handelsoperationen der zentralen Genossenschaftsorganisationen. So finanzierte die Bank eine Ausfuhroperation des Zentrosojus auf Kleie. Auch die Landwirtschaftsgenossenschaften wurden in ihren Ausfuhroperationen für Rauchwaren und Flachs finanziert. Daß die Bank hervorragenden Anteil an der Organisation der Arbeiterkredite genommen hat, ist selbstverständlich.

*

Zum Zwecke der Zusammenarbeit zur Ausstellung haben die gesamten Genossenschafts-Organisationen einen Interkooperativen Ausstellungsausschuß geschaffen, der ohne Zweifel auch für die Zukunft von Bedeutung sein wird, um die gesamte Genossenschaftsbewegung Sowjet-Rußlands zu einer planmäßigen Zusammenarbeit zu bringen.

Die russischen Geldzeichen vor und nach 1917

Von D. Ems.

II.

Die Kaufkraft des Rubels und seine Bewertung durch die Bevölkerung. — Die Schaffung einer wertbeständigen Geldeinheit. Der Tscherwonetz.

Die große Menge der gleichzeitig kursierenden verschiedenartigen Geldzeichen, darunter auch vieler falschen, und ihre Unansehnlichkeit untergruben das Vertrauen der Bevölkerung zu ihnen als zum Geld. Die vielen neuen Geldausgaben der aufständigen Regierungen taten das ihre, und als 1919 der Privathandel verboten wurde und man nichts mehr kaufen konnte, verloren die Geldzeichen für die Bevölkerung fast jeglichen Wert. So kam es, daß der Bauer bis zur Wiedereinführung des freien Handels (1921) die Geldzeichen höchst ungern entgegennahm und für seine Erzeugnisse Waren usw. verlangte. Die Stadtbevölkerung mußte sich folglich mit Zwirn, Kleidungsstoffen, Fußzeug usw. versehen, damit ins Dorf fahren und dort mit den Bauern Tauschgeschäfte treiben. Anders hätte sie nicht leben können. Der Zweifel an der Festigkeit der Sowjetmacht und der äußerst geringe Wert der neuen Geldzeichen rief die Spekulation mit Zaren- und Kerenski-Scheinen hervor. Doch schwand das Vertrauen zu ihnen mit Beendigung des Bürgerkrieges. Für die Entwertung des Sowjetrubels war jedoch auch die katastrophale Verringerung der Produktion von Gegenständen des täglichen Bedarfs von schwerwiegender Bedeutung. An Ort und Stelle verursachten die Umlagen (Getreideabgabe), die Verkehrstarife, die Aufstände und die Ernte Wertschwankungen und Entwertung des Rubels. So kam es, daß die landwirtschaftlichen Erzeugnisse in verschiedenen Gegenden mitunter zu sehr verschiedenen Preisen abgegeben wurden und in großen Städten manchmal billiger waren als auf dem Land. Ein Beispiel mag dies erläutern: 1920 kostete in Moskau ein Pud Roggenmehl 265 000 Rbl., in Kaluga 26 000, in Saratow 12 000 Rbl. Dagegen kostete dasselbe Pud Roggenmehl 1921: in Moskau 161 000, in Kaluga 150 000, in Saratow 270 000 Rbl. Es hatte sich also in einem Jahr eine Umplazierung der „Teuerung" vollzogen und einmal wurde das Mehl in Postpaketen aus Moskau nach Saratow, dann wieder aus Saratow nach Moskau gesandt. Von 1914 bis 1921 steigerten sich die Preise:

für Gold	. . . um	15 000	mal
„ Roggenmehl	. . „	135 000	„
„ Kartoffel	. . „	261 000	„
„ Rindfleisch	. . „	41 000	„
„ Butter	. . „	35 000	„
„ Salz	. . „	714 000	„
„ Zitz	. . „	87 000	„
„ Zucker	. . „	162 000	„

Die Zerrüttung des Verkehrs und die Abschließung der einen Gegend von der anderen durch Blockierungstruppen machten das Salz schließlich 47 mal wertvoller als Gold und 5 mal wertvoller als Getreide. Wer Salz hatte, war ein gemachter Mann. Das Salz, von dem Rußland doch mehr als genug hat, war im Dorf eine Zeitlang der beste Wertmesser, ebenso wie in den Städten die Kartoffel und das Brot. Es vollzog sich nach und nach eine Umplazierung der Möbel, Kleidungsstücke und Schmucksachen des Städters in das Dorf. Der Bauer hatte Bedarf an all diesen wie der Städter an den einfachsten Nahrungsmitteln. Das Gold, der Goldrubel und jede ausländischen Zahlungsmittel waren wertlos, eine Einfuhr aus dem

Ausland gab es nicht, die bäuerliche Bevölkerung (80 Prozent der Gesamtbevölkerung) lebte von ihren eigenen Erzeugnissen und vom Gut der Städter. Der Goldwert kam nur wenig in Frage; wichtig waren Getreide und Salz. Das verursachte, daß die Arbeiter und Angestellten krampfhaft bestrebt waren, ihre Löhne nicht in einer festen Währung, sondern in Form von Produkten zu erhalten.

Die Einführung des freien Handels brachte eine Besserung insofern, als das Geld wieder Vertrauen zu sich erweckte. Doch kann der Handel nur bei einer mehr oder weniger festen Währung gedeihen, und so wurde 1922 der Tscherwonetz, gleich 10 Goldrubel oder 1 englisches Pfd., eingeführt. Er ist durch den Goldfonds der Republik gesichert, durch feste Auslandsvaluta sowie durch leicht realisierbare Waren der Staatsindustrie und kurzfristige Wechsel oder sonstige Verbindlichkeiten. Die Emissionen dürfen die Deckung nicht überschreiten, die Deckung durch Gold muß immer mit 25 Prozent gesichert sein. Die Herausgabe von Sowjetrubeln geht gleichzeitig weiter, wird jedoch von Monat zu Monat eingeschränkt. Mit dem Tscherwonetz hat sich Rußland eine wertbeständige Banknote geschaffen, die auch die ausländische Valuta vom inländischen Markt verdrängt und im Ausland kursiert. Der Tscherwonetz wird neuerdings schon an der Kopenhagener Börse mit festem Kurs notiert. Im Vergleich mit dem Dollar und dem englischen Pfund steigt er ununterbrochen und dominiert. Während er in der letzten Augustwoche eine durchschnittliche Kurssteigerung von 30 bis 50 Punkten täglich aufweist, sind die Tscherwonetznoten vom 31. August zum 1. September d. J. um 75 Punkte gestiegen. Die Kurse in Sowjetrubeln 1923 betrugen:

	1. 9. 23	31. 8. 23	30. 8. 23
1 Tscherwonetz	2000	1925	1900
1 Pfd. Stlg.	1910	1845	1820
1 Dollar	416	401	395

Bisher ist der Tscherwonetz in folgenden Kupons herausgegeben worden: 1, 2, 3, 5, 10, 25, 50 und 100 Tscherwontzy. Am 1. Juli waren für 96 Millionen Goldrubel Tscherwonetz-Banknoten herausgegeben.

So hat Rußland den Weg der finanziellen Sanierung beschritten, und wenn nicht alle Hoffnungen täuschen, werden die russischen astronomischen Summen bald der Vergangenheit angehören.

Ueber Bremen nach der Neuen Welt

Von W. Nowack.

II.

Bremen steht ganz unter dem Zeichen des Norddeutschen Lloyd. Ueberall wird man durch Schiffsbüros und Schilder auf ihn hingewiesen. Und beinahe ein Wahrzeichen der Stadt ist der hohe und charakteristische Turm des Hauptgebäudes des Lloyd, mitten im Herzen der Stadt.

Und mit Recht kommt dem Lloyd eine solche Stellung zu. Denn er ist nicht nur eine der größten und angesehendsten Schiffahrtsgesellschaften der Welt, sondern hat durch besondere Fürsorge für die Auswanderung und die Auswanderer aus Europa nach der Neuen Welt sich selbst einen besonderen Ruf geschaffen und Bremen zum größten Auswandererhafen Deutschlands, wenn nicht gar Europas gemacht.

Auf Grund des Friedensvertrages, durch den die deutsche Flotte fast gänzlich vernichtet wurde, verlor auch der Lloyd fast seinen ganzen Schiffsbestand. Von den 492 Fahrzeugen mit 982 952 Tonnen blieben ihm nur 57 000 Tonnen an kleinen Schiffen, die weder für Ueberseefahrten noch für Personentransporte geeignet waren. In zäher Arbeit und mit Entschlossenheit ging man jedoch nach dem Friedensschluß an den Wiederaufbau des zerstörten Werkes. Und so ist denn in diesem Jahr wieder ein Schiffspark von 231 Fahrzeugen mit 382 047 Tonnen vorhanden, der in Kürze durch die noch im Bau befindlichen Schiffe um insgesamt 190 000 Tonnen vergrößert wird.

Auf all diesen neuen Schiffen ist in besonderer Weise für die Auswanderer gesorgt. Das früher übliche Zwischendeck, in dem die Auswanderer zu Hunderten in großen, aber wegen der Ueberfüllung nur schlecht zu lüftenden und zu reinigenden Räumen untergebracht waren, ist verschwunden. An seine Stelle ist, die 3. Klasse getreten, die über große Speisesäle, Damenzimmer und Rauchsalons verfügt. Die Unterbringung geschieht in Kabinen von 3 und mehr Betten. So wird auf den Dampfern den anerkannten Prinzipien der Menschlichkeit in weitestem Maße Rechnung getragen und auch der Auswanderer, der früher mehr als Klassenware behandelt wurde, empfängt heute die beste und freundlichste Aufnahme.

Ebenso mustergültig wie die Einrichtung der Schiffe ist die Abfertigung der Passagiere durch die Lloydbüros. Jeder Passagier, der in Bremen eintrifft, findet bereits auf dem Bahnhof einige Beamte des Norddeutschen Lloyd, die ihm, wenn er sich an sie wendet, bereitwilligst helfen werden. Als Passagier 3. Klasse kann er in den Lloydhotel oder auf Kosten des Lloyd in einigen kleinen Hotels in der Stadt die fünf Tage vor der Abreise verleben. Auch die volle Verpflegung, die, wie ich persönlich feststellen konnte, ausgezeichnet ist, wird nicht berechnet.

In diesen letzten Tagen vor der Abreise aus Europa werden dann alle Formalitäten, die der Reisende noch erledigen muß, vollzogen. Zuerst macht der Reisende endgültig seine Schiffspapiere fertig. Dann muß er sich einer eingehenden Untersuchung, der eine gründliche Reinigung — bei den Angehörigen der Ost- und Balkanstaaten auch eine Entlausung — vorangeht, unterziehen. Während der Zeit der Reinigung des Körpers und der ärztlichen Untersuchung wird auch eine Desinfizierung der Kleidung in riesengroßen Dampfkesseln vorgenommen.

Die Untersuchung der Auswanderer findet statt, weil die amerikanischen Staaten nur ganz gesunde Leute als Auswanderer zulassen. Vier deutsche und ein amerikanischer Regierungsarzt sind ständig tätig. Diejenigen, die körperliche Schäden (Brüche, Krampfadern u. a.) haben, die ohne allzu große Schwierigkeiten beseitigt werden können, können auf ihre eigenen Kosten in den städtischen Krankenhäusern behandelt werden. Die innere Einrichtung der Abfertigungshallen ist in sinnreicher Weise so getroffen, daß jeder Passagier an jeder Stelle vorbei muß, die ihn zu prüfen, zu untersuchen oder abzufertigen hat.

Das Passagiergepäck, das von den Auswanderern mitgenommen wird, wird in den Lloydhallen verzollt, nachdem es vorher ebenso wie die Kleidung der Reisenden, in riesigen Desinfektionskesseln, in die die großen Gepäckstücke ungeöffnet auf Wagen hineingeschoben werden, gereinigt worden ist.

(Schluß folgt.)

Aus Rußland

Wertbeständige Posttarife. Die Bundessowjetregierung hat sämtliche Post- und Telegraphentarife in Goldkopeken (1 Kopeke = 0,01 Rbl.) festgesetzt. Die Umrechnung in Sowjetrubel 1923 hat durch Multiplikation mit einer Schlüsselzahl zu erfolgen, die am 1. und am 15. jedes Monats bekanntgegeben werden soll. Bis Ende August betrug der Multiplikator 130 für Post- und 160 für Telegrammgebühren.

Auf dem Wege zur Zwangsanleihe. Die Sowjetregierung hat eine Reihe von Maßnahmen beschlossen, welche die Ende 1922 in Höhe von 100 Millionen Goldrubel aufgelegte Gold-Sparprämienanleihe teilweise zu einer Zwangsanleihe gestalten sollen, nachdem die freiwillige Zeichnung nur unbefriedigende Ergebnisse gezeitigt hat.

Schlechte Qualität des neuen Getreides. Nach den beim Verpflegungskommissariat des Sowjetbundes vorliegenden Berichten erscheint die diesjährige Ernte in bezug auf die Qualität des Getreides nur wenig günstig. Das Gewicht der Getreidekörner ist im allgemeinen sehr gering und das feuchte Wetter während der Erntezeit hat eine starke Feuchtigkeit des Getreides verursacht. Die Verunreinigung ist in der Regel ebenfalls sehr hoch. In verschiedenen Gegenden ist im weiteren Schwarz- und Tolkorn vorhanden. Ans Ausland sollen insgesamt 250 Millionen Pud verkauft werden. Auf dem inneren Markt werden ebenfalls zirka 250 Millionen Pud Getreide erwartet.

Moskauer Großschieberkrum. Die Wiedereröffnung des prunkvollen Restaurants „Empire" im Mittelpunkt Moskaus wird von der Sowjetpresse mit starkem Mißfallen besprochen. Die Gelage der durch unlautere Machenschaften emporgekommenen „Trillionäre" mit „kaum bekleideten Damen", ihr lärmendes und herausforderndes Gebahren beim Aufbruch in später Nachtstunde — das alles sei zwar „ganz wie in Europa", müsse aber das schwerarbeitende Proletariat herausfordern und Ausbrüche der Volkswut dürften nicht Wunder nehmen.

Zahlungsmittelknappheit. Im Zusammenhang mit der starken Steigerung sämtlicher Preise in den letzten Wochen und dem erhöhten Zahlungsmittelbedarf für die Realisierung der neuen Ernte macht sich in der Provinz wieder eine starke Zahlungsmittelknappheit bemerkbar. So wird gleichzeitig aus dem Gouvernement Orjel, dem Ural und aus den mittleren Wolgagebieten gemeldet, daß für den Handelsverkehr infolge Mangels von Zahlungsmitteln große Schwierigkeiten entstehen. Aus Samara wird u. a. gemeldet, daß die Tscherwonetznoten der Staatsbank nur mit Mühe und gegen besondere Zahlung in Sowjetrubel eingewechselt werden. Der Umstand, daß in etwa der Hälfte des Sowjetgebietes die Landwirtschaftssteuer nicht mehr in natura, sondern zur Hälfte in Geld zu zahlen ist, erhöht den Bedarf an Zahlungsmitteln ganz erheblich. Die sich im Umlauf befindliche Zahlungsmittelmenge, die ihrem realen Werte nach nur einen geringen Teil des Vorkriegsgeldumlaufes darstellt, wird von der russischen Wirtschaftspresse als ungureichend bezeichnet.

Verminderung der Diebstähle auf den Bahnen. Nach einer Mitteilung des Verkehrskommissariats haben die 1922 eingeleiteten Maßnahmen gegen das Bestechungswesen und Diebstähle auf den Eisenbahnen, und zwar verschärfte Repressalien, Besserung der Entlöhnung der Eisenbahner und Einführung eines Prämiensystems für die besten Dienstleistungen einzelner Bezirke und Beamten, befriedigende Erfolge gezeigt. So ist der Verlust von Transportgütern infolge Diebstähle und anderer Ursachen, der im Jahre 1922 die gewaltigen Ziffern von 11 bzw. 18 Millionen Pud betragen hatte, auf 0,21 bzw. 1,31 Millionen Pud im Januar und 3000 bzw. 346 000 Pud im Juli zurückgegangen. Ferner ist in den Eisenbahnbezirken, in denen das Prämiensystem durchgeführt wurde, die Zahl der Unfälle im Vergleich zum Vorjahre um 62% zurückgegangen.

Die Petripaulschule in Moskau, die älteste Schule Moskaus, also beinahe ganz Rußlands, begründet von Deutschen zur Zeit Zwans des Grausamen, ist von der Moskauer russischen Schulverwaltung mit zwei anderen russischen Schulen zusammengeworfen worden. Vor dem

Ziele und Urteile anderer

Unzufriedenheit mit Nansen.

Daß selbst die Tätigkeit weltbekannter Gelehrter und Menschenfreunde wie Professor Nansens angefeindet und mit Undank belohnt wird, zeigt das Auftreten eines Teiles der zwei Millionen russischer Emigranten in den verschiedenen Staaten Europas. Als im Jahre 1921 die Lage der russischen Emigranten besonders in den nach dem Weltkrieg entstandenen kleinen Pufferund sonstigen Staaten schwer zu werden begann, weil man ihnen den rechtlichen Schutz und die persönliche Freiheit versagte, wandten sich die russischen Emigranten an den Völkerbund mit der Bitte um die Ernennung eines besonderen Kommissars für die russischen Flüchtlinge. Der Völkerbund ernannte unter größter Zustimmung aller den bekannten Nordpol- und Sibirienforscher und Philantropen Prof. Nansen zum Beschützer der Emigranten. Nansen widmete sich der ihm übertragenen Aufgabe mit großer Liebe. Als in Rußland aber die Hungersnot ausbrach und in Emigrantenkreisen vielfach gegen die Hilfe des Auslandes an die Hungernden protestiert wurde, weil man befürchtete, der Bolschewismus, der größte Feind der Emigranten, werde durch die Hungerhilfe indirekt gestärkt, machte Nansen den Emigranten eine solche menschenunwürdige Stellungnahme zum Vorwurf. Das hat viele gegen ihn aufgebracht. Er selbst organisierte eine großzügige Hungerhilfe und hat durch seine Arbeit vielen Hunderttausenden das Leben gerettet. Bis heute arbeitet er rastlos an dem hohen Ziel des Wiederaufbaus Rußlands, wobei er sich einer strengen Loyalität gegenüber den Sowjets befleißigt und auch die anderen ermahnt, die politischen Kränkungen gegenüber der schweren Notlage Rußlands zu vergessen oder mindestens zurückzustellen. Was ist natürlicher und vernünftiger, als diese einfachste Voraussetzung! Anders denken hierüber aber gewisse russische Emigrantenkreise. Besonders die Emigranten in den Ententeländern, vornehmlich in England, machen Nansen seine Haltung zum bitteren Vorwurf. Sie beschuldigen ihn offen des Verrats an der Sache der Emigranten und sagen, er habe sich mit ihren Feinden, den Bolschewisten, soweit eingelassen, daß sie ihn zum Ehrenmitglied des Moskauer Sowjets gewählt haben. Diese Wahl ist erfolgt, gewiß, aber keineswegs dank etwaiger bolschewistischer Neigungen Nansens, sondern, das weiß alle Welt, seiner erfolgreichen und uneigennützigen, politisch wahrhaft neutralen Hungerhilfe wegen. Die Londoner Emigranten und mit ihnen einige andere hatten aber erwartet, daß Nansen sich politisch auf ihre Seite schlagen würde, was Nansen, dem es sowohl hinsichtlich der Emigranten wie auch hinsichtlich der Hungernden nur auf einen Akt der Wohltätigkeit ankam, natürlich unterließ. Nun verlangen die Londoner Emigranten in einem auch in der Presse veröffentlichten Brief an den Völkerbund die Absetzung Nansens und die Ernennung an seiner Stelle eines neuen Kommissars. Auch hierin bestätigt sich wieder einmal das alte Wort: Undank ist der Welten Lohn.

*

Die innerpolitische Bedeutung der Moskauer Landwirtschaftlichen Ausstellung für Sowjetrußland.

Unter großem Geld- und Kraftaufwand ist die Moskauer Landwirtschaftliche Ausstellung veranstaltet worden. Sie hat erstens einmal den Zweck, vor dem Ausland die Erzeugungskraft der russischen Landwirtschaft — wie die sowjetrussischen Blätter schreiben — „aufmarschieren" zu lassen, dann soll sie für die russische Innenpolitik von Bedeutung werden. In einem Artikel hierüber schreibt Ludwig Magyar aus Moskau, der russische Boden müsse vom Bauern, nachdem er ihn zuerst militärisch erobert habe, nun zum zweitenmal erobert werden: mit Wissenschaft und Technik, mit der neuen Kultur, durch eine Revolutionierung der Produktionsmethoden. Durch die Vertreibung der 30 000 russischen Großgrundbesitzer und durch die Abwehr der Angriffe der von der Entente bezahlten aufständigen Regierungen habe der Bauer sich den Boden zu seinem Eigentum gemacht. Jetzt müsse er ihn wissenschaftlich und technisch neu erobern. Das könne er aber nur in Gemeinschaft mit dem Industrieproletariat durchführen. Aus diesem Grunde würden sich Bauern und Arbeiter, Sichel und Hammer, auf der großen Landwirtschaftlichen Ausstellung treffen und sich verbünden. Die Verbindung der Werktätigen in Industrie und Landwirtschaft sei Programm der russischen Kommunistischen Partei, seitdem Lenin den Satz ausgesprochen habe: „Die ökonomischen Grundlagen des Dorfes, sein Dasein sind privatwirtschaftlich, und auf dem privatwirtschaftlichen Unterbau des Dorfes kann keine kommunistische Ideologie Wurzel fassen. Deshalb müssen Dorf und Stadt, Fabrik und bäuerliche Kleinproduktion, Arbeiter und Bauer wirtschaftliche und kulturelle Berührungspunkte finden und sich auf ihrer Grundlage zusammenschließen." Der Sinn der Ausstellung, sagt Magyar, sei die Erneuerung des alten, in der Natur der Dinge liegenden Bündnisses zwischen Arbeitern und Bauern für die zweite Eroberung des russischen Bodens.

*

Einer der Gründe, warum die Sowjets der Entente zurufen: „Hände weg von Deutschland!"

Der bekannte Bolschewistenführer Karl Radek schreibt in einem längeren Aufsatz u. a.:

„Sowjetrußland ist mit den arbeitenden Massen Deutschlands durch die Bande der tiefsten Klassensolidarität und durch das gemeinsame Schicksal verbunden. Wenn das Ententekapital Deutschland zerstückeln und auf dem Rücken des besiegten deutschen werktätigen Volkes seine Herrschaft aufrichten würde, so würde das für Sowjetrußland die größte Gefahr bedeuten. Es gelang ihm, nicht nur dank der Begeisterung der russischen Volksmassen, nicht nur dank der Unterstützung der Proletarier aller Länder, die Intervention der Verbündeten abzuwehren, sondern auch dank dem Umstande, daß die Verbündeten durch Deutschland keinen unmittelbaren Zugang zu Rußland gehabt haben, daß sie die Armeen und das Kriegsmaterial auf dem Seewege und durch ganze Kontinente befördern mußten. Wenn Deutschland sich in den Händen des Weltkapitals befindet; das würde die abenteuerlichsten und selbstsüchtigsten Elemente zu einem neuen Versuch verleiten, dem russischen Proletariat und der russischen Bauernschaft ein bürgerliches Regime aufzuzwingen, die russischen Arbeiter und Bauern zur Bezahlung der Schulden des Zarismus und der Bourgeoisie mit hohen Prozenten zu zwingen, den Grund und Boden den Gutsbesitzern, die Fabriken den Kapitalisten zurückzugeben. Angesichts einer solchen Gefahr würde das Rußland der Arbeiter und Bauern gezwungen sein, sich selbst zu sagen: Meine Friedensliebe muß eine Grenze haben."

Krieg hatte sie etwa 2000 Schüler; der Unterricht war deutsch. Infolge der nationalistischen Hetze während des Weltkrieges war das Deutsche als Unterrichtssprache verboten. Seit 1920, also 3 Jahre nach dem Sturz der Zarenregierung, wurde das Deutsche wiederum auf ein Minimum herabgedrückt, das den Kindern nicht mehr ermöglichte, die Muttersprache zu erlernen. In der Unterstufe lernten sie ihre Muttersprache erst vom 3. bis 4. Schuljahre an, in den folgenden Jahren bis zum Schluß nur 2 Stunden wöchentlich, wie in den übrigen russischen Einheitsschulen. Die natürliche Folge davon ist das Ausbleiben der deutschen Kinder. Warum sollen sie auch einen weiten Weg durch halb Moskau nach einer russischen Schule machen? Solche gibt es ja in der Nähe! Bis zu diesem Sommer waren noch 250 deutsche Kinder in der Schule bei insgesamt ungefähr 1200 schulpflichtigen deutschen Kindern, die es jetzt noch in Moskau gibt; aber auch diese werden nun wohl meist wegbleiben. Damit ist die Schule vollkommen russifiziert, was durch das Zusammenwerfen mit russischen Schulen nun ja auch bekräftigt ist. Nicht nur dem Moskauer, sondern auch dem gesamten Rußland-Deutschtum ist durch diese Politik ein nicht wieder gutzumachender Schaden zugefügt worden. Die schwachen Versuche der Deutschen Sektion beim Minoritätenrat des Aufklärungskommissariats sind erfolglos geblieben. So sind denn die Kinder von 10 000 in Moskau ansässigen Deutschen ohne deutsche Schule, während speziell für die wenigen hier befindlichen Kinder von Emigranten aus Deutschland eine besondere Schule errichtet werden soll. Für die „Gleichberechtigung der Nationalitäten in Sowjetrußland" fürwahr kein erfreuliches Kapitel!

Ausreise aus Rußland. Im ersten Drittel des laufenden Jahres sind insgesamt nur 1021 Erlaubnisscheine für die Ausreise aus Rußland ausgestellt worden, davon an Männer 36%, an Frauen 64%. Nach Amerika sind 60% gereist, nach Estland 9%, nach Deutschland 8%, nach Finnland 7%, die übrigen Prozente nach anderen Ländern.

Ausdehnung der russischen Kirchenkämpfe. Der Patriarch Tichon, der nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis bisher politisch nicht aufgetreten war, hat nunmehr gemeinsam mit drei Bischöfen eine Kundgebung erlassen, in welcher er mit Bezugnahme auf seine früheren Weisungen ausdrücklich erklärt, daß die Orthodoxe Kirche nichts mit der Gegenrevolution gemein haben dürfe. Die Rückkehr zum alten Regime sei ausgeschlossen und die Orthodoxe Kirche achte und unterstütze die Sowjetregierung, weil keine Gewalt ohne den Willen Gottes bestehen könne. Das Auftreten des Patriarchen mit diesem Aufruf ist als ernster Vorstoß gegen die neue Kirchenverwaltung zu bewerten, deren Anhänger in der Polemik gegen den Patriarchen sich als alleiniges Kirchenorgan bezeichnen und ihre Loyalität gegenüber der Sowjetregierung im Gegensatz zur angeblich heuchlerischen Unterwerfung des Patriarchen betonen. Einen weiteren Stoß erfährt die neue Kirchenverwaltung durch die Abkehr eines ihrer rührigsten und bedeutendsten Vorkämpfers, des Metropoliten Antonius, welcher die Bildung einer neuen „revolutionären Kirche" propagiert und sich gleichzeitig gegen den Patriarchen Tichon und die neue Kirchenverwaltung mit dem Vorwurf wendet, daß beide in Wirklichkeit ihrem Wesen nach gegenrevolutionär seien. Antonius verlangt eine völlige und tatsächliche Trennung der Kirche vom Staate und weitgehende Reformen im gesamten Kirchenwesen. Die neue von der Sowjetregierung beeinflußte Leitung der russischen Kirche (Oberste Kirchenverwaltung), die sich den in der Zarenzeit üblichen Titel „Heiliger Synod" beigelegt hat, entsendet demnächst eine Abordnung nach Konstantinopel. Zweck dieser Reise ist vor allem die Anknüpfung von Verbindungen mit den Patriarchen der christlichen Kirche im Orient. Ferner plant die Synode eine Kundgebung an die Christen in aller Welt, um die Tatsache des Amtsantritts des neuen Synods als oberster Kirchenbehörde in der Sowjetrepublik überall bekannt zu machen. An die Regierungen des Auslandes soll eine Mitteilung ergehen, daß das im Auslande befindliche Eigentum der russischen orthodoxen Kirche in die Verwaltung des neuen Synods übergehen müsse. Gegenwärtig befindet sich der russische Kirchenbesitz im Auslande in den Händen der Anhänger des Patriarchen Tichon. Die Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern Tichons und der neuen Kirchenverwaltung verursachen nun auch in der Provinz heftige Auseinandersetzungen. Der schwerste Fall hat sich kürzlich in Poltawa ereignet. Hier wurde eine Prozession der neuen Richtung von Anhängern der alten Kirche angegriffen und es kam zu einem förmlichen Gefecht, das sich von der Straße in die Kirche hineinzog. Dabei wurde der Bischof Feodossij, Führer der neuen Richtung, schwer verletzt und das altberühmte Gorbanjewsche Madonnenbild in dem wütenden Gemenge vollständig zerstört.

Nach Mitteilungen der Sowjetpresse sind in Moskau Vertreter der orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel und Alexandria eingetroffen, die die Erklärung abgegeben haben, daß diese Patriarchen die neue Oberste Kirchenverwaltung

als Vertretung der Kirche Rußlands anerkennen und nicht mehr den Patriarchen Tichon. Der Synod hat nun auch seinen Vorsitzenden, den Metropoliten Eudokymus zum Verwalter aller orthodoxen russischen Kirchen im Auslande ernannt und beschlossen, der Regierung der Vereinigten Staaten die Anzeige zu machen, daß der nach Amerika geflüchtete Metropolit Platon, ein Anhänger des Patriarchen Tichon, sich dort ohne Berechtigung als Leiter und Verwalter der russischen Kirche aufspiele. Da die Verwaltung der russischen Kirchen im Auslande in den Händen von Anhängern des Patriarchen Tichon liegt, dürften diese Maßnahmen einen Kampf innerhalb der dortigen Gemeinden auslösen.

Religiös-mystische Pilgerfahrten. Aus vielen Gegenden Rußlands melden die Sowjetblätter das Auftreten von Pilgerzügen zu den Ortschaften, die sich durch berühmte Kirchen, Heiligenbilder u. dergl. auszeichnen. Diese ehemals gewohnte, seit der Revolution von 1917 aber fast ganz verschwundene Erscheinung wird von der Sowjetpresse als Psychose bezeichnet. Die Pilger behaupten, allerlei Visionen zu haben, und weisen die ihnen gebotene Aufklärung als Gerede „Unerleuchteter" zurück. Die Sowjetpresse beschäftigt sich jetzt ziemlich viel mit diesem Aufflammen des solange unterdrückten naiv-religiösen Elements.

Eisenbahnunglück. Bei Omsk in Sibirien ist dieser Tage in voller Fahrt ein Schnellzug entgleist, 82 Personen wurden getötet, 150 verwundet.

Straßenbahntarife in Moskau. Die Straßenbahntarife in Moskau sind für die Zeit vom 1. bis zum 15. September festgesetzt auf: 15 bzw. 20 Rbl. 1923 für Teilstrecken und 25 Rbl. für die volle Strecke; wie in Moskau üblich, ist innerhalb der kleineren Strecke einmaliges Umsteigen zulässig. Bei einem Dollarstand von 426 Rbl. 1923 betrugen die Tarife am 1. Sept. demnach 0,04 bis 0,06 Dollar.

Die Ernte in Sibirien. Nach den letzten statistischen Angaben sind in Sibirien im laufenden Jahre insgesamt 3,5 Millionen Deßjatinen (1 Deßjatine = 1,1 Hektar) mit Brotgetreide bestellt worden. Bei einer mittleren Ernte von 33 Pud pro Deßjatine wird mit einem Gesamtertrage von 115,6 Millionen Pud gerechnet. Nach Abzug der Bedarfsmenge für die Bevölkerung, der Saaten, Naturalsteuer usw. verbleibt ein Ueberschuß von ungefähr 8,5 Millionen Pud. Die Realisierung der Ernte in Sibirien wird, ähnlich wie in verschiedenen anderen Gebieten des Sowjetbundes, wie z. B. im Ural, durch den Mangel an Zahlungsmitteln in erheblichem Maße erschwert. Zwecks Finanzierung der Realisierung der Ernte hat die Verwaltung der Sibirischen Gesellschaft für landwirtschaftlichen Kredit sich an die russische Staatsbank gewandt, ihr einen speziellen Kredit auf eine Million Goldrubel zu eröffnen.

Ein französischer Spion erschossen. In diesen Tagen fällte das Oberste Gericht das Urteil im sensationellen Prozeß des Franzosen de Tournefort. Dieser hatte seit Jahren der französischen Regierung als Spion in Sowjetrußland gedient, wozu er sich als geeignet erwies, weil er schon vor dem Kriege in Rußland die Sprache und die Art des Volkes studiert hatte. Während des Krieges diente er in der russischen Armee und wurde Offizier. Nach der bolschewistischen Revolution unternahm er in französischem Auftrage zahlreiche Spionagefahrten im Rücken der gegen Denikin, Petljura u. a. kämpfenden Roten Armee. 1922 wurde er in Batum verhaftet. Das Urteil lautete auf Todesstrafe mit Ausschluß jeglicher Amnestie.

Von der Wolga

Dr. Guminski †. Am 7. August d. Js. wurde in Seelmann der weithin bekannte und beliebte Landarzt Iwan Wiktorowitsch Guminski zur letzten Ruhe bestattet. Guminski, dessen sich wohl auch viele unserer amerikanischen Landsleute noch entsinnen, war fast hundert Jahre alt geworden. Ueber ein halbes Jahrhundert hat er im Nowousenschen Bezirk, später in Seelmann und Umgebung gewirkt. „Während seiner langjährigen Dienstzeit war er nur zweimal auf Urlaub. Sein Leben war ein ununterbrochenes Hin- und Herwandern von einem Ort zum andern", ruft dem Verstorbenen der Arzt Arsamaszew nach. „Regen, Hitze, Frost, Unwetter, das Stöhnen der Kranken, Jammern der Sterbenden, die Dunkelheit und Unaufgeklärtheit der Bevölkerung, behördliche Willkür in seinem langen Leben, dies waren die beständigen Begleiter des Toten. Zwei fürchterliche Hungerperioden — die der neunziger Jahre und die von 1921 — mit ihren Begleiterscheinungen in der Gestalt von Cholera und Typhusepidemien hat unser teurer Guminski durchzumachen gehabt. Wieviel Energie, Mühe und Arbeit hat er während dieser Zeit anwenden müssen, um immer Sieger zu bleiben. Es wird in unserer Umgegend wohl kaum einen Menschen geben, dem unser entschlafener Held keine medizinische Hilfe erwiesen hätte. Vielen jungen Aerzten ist er ein Lehrer gewesen und dem neuen Geschlecht hat er viele wertvolle wissenschaftliche Beobachtungen hinterlassen." Am Grabe des Toten wurden 18 Kränze niedergelegt, am Begräbnis beteiligte sich eine große Menschenmenge. Kurz vor seinem Tode war Dr. Guminski zum Arbeitsbelden der Republik ernannt worden, eine Ehre, die nur den Tüchtigsten zuteil wird. In Guminski ist eine der besten Stützen der öffentlichen Wohlfahrts- und Gesundheitspflege in den Kolonien heimgegangen. Friede seiner Asche!

Die diesjährigen pädagogischen Kurse in Pokrowsk sind am 17. August nach dreiwöchentlicher Dauer abgeschlossen worden. Die Zahl der Hörer belief sich auf 140.

Invalidenfürsorge. Die Statistik des Gebiets der Wolgadeutschen gibt die Zahl der Invaliden mit 951 an, in Wirklichkeit sollen es aber bedeutend mehr sein. Staatliche Unterstützung wird an 117 Invaliden gewährt, und auch diesen ungenügend. Die „Nachrichten" befürworten deshalb aus Anlaß der Kriegsinvalidenwoche vom 19.—25. August Maßnahmen zur Besserung der Lage der Invaliden, auch im Sinne des Lebenserwerbs durch die Invaliden selbst in besonderen Berufen und Anstalten.

„Unser Aeroplan". Die Sammlung für einen Aeroplan des Gebiets der Wolgadeutschen, über dessen geplanten Ankauf durch die Gebietsbehörde wir schon berichteten, nimmt ihren Fortgang. Erfreulich festzustellen ist, daß auch sog. „Parteilose" Gelder einzahlen, daß der Aeroplan-Kauf populärer wird. Die Sammlung wird neuerdings durch öffentliche gegenseitige Aufforderung zur Zahlung gefördert. So zahlte der Sohn des Schulmeisters Reuß, Robert, unlängst 1000 Rbl. ein und forderte verschiedene Balzerer in der Zeitung „Nachrichten" auf, seinem Beispiel zu folgen. Aufgefordert wurden verschiedene Reicherts, Röhrigs, Merkels, Schwabauers, Hergenröters u. a. Reußens Beispiel folgte als erster Alexander Rockel, der Sohn des Sarpinkafabrikanten Kondr. Rockel, der wiederum andere zur Zahlung bewegte. Da der Aeroplan einem guten Zweck dient — Beschleunigung des Postverkehrs in den Kolonien —, hat auch das Hilfswerk der Wolgadeutschen in Berlin 28 arg. Pesos gespendet. Das Geld ist am 5. September an den Bevollmächtigten des Gebiets in Berlin, Herrn Schneider, eingezahlt worden.

Als Aufmunterung zur Aeroplan-Spende zirkuliert in den Kolonien das folgende Gedicht:

Willst du pfeilschnell Briefe senden
Viele hundert Meilen fort,
Mußt du dich an Flieger wenden,
Und bis morgen sind sie dort;
Denn ein solcher Flieger macht
Oft die Reise über Nacht.

Aber nicht nur Briefe fliegen
Also pfeilschnell über Land,
Nicht nur Tintenantwort kriegen
Auch so schnell wir in die Hand,
Sondern, was noch mehr gefällt,
Manche schöne Summe Geld.

Ja auch Geld und andere Sachen
Können solchen weiten Weg
In paar lumpen Stunden machen
Ueber Stock und Stein und Steg,
Und ein jeder, wie ich denk,
Ist dann froh mit dem Geschenk.

Aber wer ihn will erleben
Diesen feinen Postverkehr,
Muß dazu auch etwas geben,
Fällt es ihm gleich bißchen schwer —
Also gebt paar Rubel her
Für den feinen Postverkehr!

Tripanosoma — eine neue Gefahr. Unter dieser Ueberschrift lesen wir in den „Nachrichten": Im Kanton Krasny-Kut sind vor kurzem fünf Kamele an einer für unsere Bauern unbekannten Krankheit gefallen. Unsere Veterinar-Abteilung benachrichtigte sofort das Saratower bakteriologische Institut, von wo Professor Winogradow mit Gen. Rapoport unverzüglich dorthin fuhr. Leiber waren alle fünf Tiere bereits tot, so daß eine Analyse des Blutes nicht mehr zu machen war. Bei näherer Untersuchung fanden die Aerzte auf den toten Tieren eine Fliege, die zur Art der in den heißen Gegenden häufig anzutreffenden Zetzenfliegen gehört. Die durch sie hervorgerufenen Krankheiten tragen den Namen Surra und Nagana. Die Bazillen sind in ihren Folgeerscheinungen den Malariabazillen ähnlich. Die Tiere werden von Tag zu Tag schwächer, die Temperatur steigt und schließlich gehen sie zugrunde. Vorläufig ist der Medizin ein sicheres Gegenmittel gegen diese Bazillen noch nicht bekannt. Professor Winogradow ist jedoch überzeugt, daß die Impfung mit Zyan, welche er auch als Mittel gegen die Malaria empfiehlt, hier gute Dienste leisten wird. Die Krankheit wurde bereits im vorigen Jahr in unserm Gebiet beobachtet, trat aber nur vereinzelt auf. Die Veterinarabteilung und das Saratower bakteriologische Institut sind nun wohl auf der Hut, um aber Wiederholungsfällen sofort die nötigen Untersuchungen anzustellen. Eigentümlich ist der verschiedenartige Verlauf bei den einzelnen Subjekten. Die einen sterben schon am 10. bis 12. Tag, andere leben wochen- und sogar monatelang. Jedenfalls ist es außer allem Zweifel, daß diese Bazillen aus der Kalmücken- und Kirgisensteppe zu uns hereingeschleppt worden sind.

Gerichtete Richter. Ueber 14 Beamte des Astrachanschen Tribunals, darunter der Chef der Untersuchungsabteilung und zwei Untersuchungsrichter, ist nach einem langen Prozeßverfahren das Urteil wegen Mißbrauch der Amtsgewalt, Erpressung, Trunksucht und Orgien aller Art gefällt worden. Der Hauptschuldige, der Untersuchungsrichter Motin, wurde zum Tode verurteilt, die anderen erhielten langfristige Haftstrafen, zum Teil Einzelhaft. Der obengenannte Chef wurde für unzurechnungsfähig erklärt.

Schule und Leben

Staatliche Propaganda in Rußland. Die Sowjetregierung führt ununterbrochen in allen Teilen Rußlands eine ausgedehnte Propaganda für ihre wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Ziele. Ueber den Umfang und die Methode der Propaganda durch den Staatsverlag bringt die Internationale Presse-Korrespondenz u. a. folgende Mitteilungen: „Einzig in ihrer Art sind die rollenden Groß-Buchhandlungen in Gestalt von Eisenbahnwaggons, die den Personenzügen angeschlossen werden. Es verkehren das ganze Jahr hindurch: die Nord-Ost-Linie bis Wladiwostok und die Süd-West-Linie bis an die westlichen Grenzen des Staates. Die ungewöhnlich großen Waggons sind für ihre Zwecke besonders gebaut, ein jeder führt etwa 20 000 Kilo Bücher mit sich und wird von drei bis vier Angestellten bedient. Der Groß-Verkauf erfolgt direkt aus den Waggons, wo auch Bestellungen angenommen werden. Ohne nach Moskau zurückzukehren, legen die Züge Tausende von Kilometern zurück und bearbeiten eine Stadt nach der anderen. Auf bestimmten Plätzen finden sie neue Waren vor, so daß die Vorräte stets ergänzt werden und die Arbeit keine Unterbrechung erleidet. Für den Detail-Verkauf stehen dem Staatsverlag eigene Ladengeschäfte zur Verfügung. In Moskau sind es zur Zeit 10, in Petersburg 4, außerdem etwa 20 in verschiedenen Städten der Provinz. Die Zahl derselben wird ständig erweitert. Zahlreiche Bücherkioske auf den Marktplätzen und Jahrmärkten sind für die Landbevölkerung von Bedeutung. Ferner wären die Wander-Buchausstellungen mit Verkauf zu erwähnen, die auf Kongressen, Versammlungen politischer und wirtschaftlicher Gesellschaften usw. entsprechende Literatur verbreiten. Die Bücher erscheinen in hohen Auflagen. Größere wissenschaftliche Werke in 25 bis 200 Tausend Exemplaren, die schnell ausverkauft werden. Bei Schul- und Lehrbüchern sind Auflagen von 500 Tausend bis 1 Million keine Seltenheit. Bevorzugt werden, außer politischen und nationalökonomischen Werken, Lehrbücher aus Naturwissenschaft, Technik und Landwirtschaft, besonders in einer Form, die dem praktischen Bedarf des Arbeiters und Landbebauers Rechnung trägt. In diesem Sinne beginnen jetzt zwei groß angelegte Bücher-Serien: „Die Bibliothek des Landmannes und Arbeiters" und „Die Dorf-Lesehalle" zu erscheinen. Wissenschaftliche Journale gibt der Staatsverlag 38 heraus, ein Teil derselben erfordert bedeutende Zuschüsse, sie werden trotzdem als notwendige Zentralorgane ihrer Spezialgebiete weitergeführt. Das Jahr 1923 brachte dem Staatsverlag an Arbeitsleistung und Arbeitstempo einen bisher nicht dagewesenen Aufschwung. Die Produktion (in Druckbogen) der ersten sechs Monate überflügelt um ein Bedeutendes die ganze Jahresproduktion von 1922. Bis zum Herbst d. J. kommen noch 16 Millionen Schulbücher aus dem Druck (gegen 6 Millionen des ganzen Vorjahres), 925 Werke sehen in den nächsten Monaten ihrer Vollendung entgegen. Gegen 60 Großdruckereien arbeiten für den Staatsverlag, außerdem werden eine Anzahl Werke noch in Deutschland hergestellt. In eigenen Notendruckereien wird auch der Musikverlag eifrig gefördert."

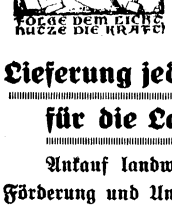
Das Schulwesen in Sowjetrußland. Der Rat der Volkskommissare hat ein Dekret erlassen, welches die sofortige Ausarbeitung eines Planes zur Einführung der allgemeinen Schulpflicht im Laufe der nächsten 10 Jahre anordnet. Der erste Bericht über die Verwirklichungsmöglichkeiten dieses Projektes soll am 1. Januar 1924 fertig vorliegen. Die sowjetamtlichen „Iswestija" enthalten ein Verzeichnis der gegenwärtig in Rußland vorhandenen Universitäten. Es sind insgesamt 20, von denen 16 aus staatlichen und 4 aus lokalen Mitteln unterhalten werden. Die vier letztgenannten befinden sich in Nishni-Nowgorod, Samara und Jaroslaw.

Wie sich Goethe seine edle Umgangssprache schuf. Was jeden, der mit dem Altmeister in Berührung kam, entzückte und begeisterte, war die formschöne und edle Art, in der er sich, selbst bei der Besprechung der alltäglichsten Dinge, ausdrücken pflegte. Von Natur aus besaß Goethe jedoch durchaus nicht diese Gabe, wenigstens nicht in dieser Vollendung, er eignete sich seine edle Umgangssprache vielmehr erst allmählich an, und zwar nach einer sehr eigenartigen und zweckmäßigen Methode. Schon in jungen Jahren machte er die Beobachtung, daß er beim Sprechen allerhand Ausdrücke gebrauchte, die unschön waren, so daß seine Umgangssprache ziemlich stark von seiner schon damals sehr schönen Schriftsprache abwich. Er beschloß nun also, diesem Mangel abzuhelfen, und so ging er denn eines Tages daran, alle Ausdrücke und Bendungen, die ihm unschön schienen, in eine Liste einzutragen, die er jeden Morgen wieder durchlas, mit dem festen Vorsatz, tagsüber keines dieser von ihm verpönten Worte zu gebrauchen. Kam ihm dann beim Sprechen einer dieser Ausdrücke in den Sinn, so unterdrückte er ihn rasch und ersetzte ihn durch eine andere edlere Bendung. Und indem er diese Methode mit eiserner Beharrlichkeit befolgte, gelang er schließlich zu jener vollendet schönen Sprechweise, die ihn zum verehrten und vielbewunderten Mittelpunkt jedes geselligen Kreises machte.

Sendet uns Berichte über Eure Arbeit, gebt uns Ratschläge. Wir veröffentlichen sie im „Wolgadeutschen" zu Nutzen aller!

Verantwortlicher Schriftleiter: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz.
Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

Verband der Wolgadeutschen Bauern
G. m. b. H.
Berlin W 57 :: Yorckstraße 46, I
Telephon: Kurfürst 8224
Filialen in Canada, den Vereinigten Staaten und Argentinien
Import — Export — Engros
Vertretungen deutscher Firmen
Lieferung jeder Art von Waren und Werkzeugen
für die Landwirtschaft und den Haushalt
Ankauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse, Getreide und Häute
Förderung und Unterstützung wolgadeutscher Siedlungsangelegenheiten
Beschaffung von Schiffskarten nach jedem Reiseziel
Verlag und Vertrieb von Büchern und Zeitschriften aus allen Gebieten des Wissens und der Unterhaltung
Alles, was der Wolgadeutsche Bauer kaufen oder verkaufen will, besorgt er in Zukunft nur noch durch die größte landsmännische Handelsorganisation, den
Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.
Berlin W 57
Auskunft in Argentinien durch Simon Stieglitz, Buenos Aires, Union Germanica, Morena 1065



BREMEN

AMERIKA
OSTASIEN-AUSTRALIEN
Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen
Reisegepäck-Versicherung
Nähere Auskunft durch
NORDDEUTSCHER LLOYD
BREMEN
und deren Vertretungen
General-Agenturen in Amerika:
New York 14/16 Pearlstreet — North German Lloyd —
Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

Wer Erholung sucht
gehe in den Harz!
Hotel Waldkater
G. m. b. H.
Thale im Harz * Fernsprecher 8
Haus I. Ranges, direkt im wildromantischen Bodetal gelegen — 60 Zimmer — Autogaragen — Kalt- und Warmwasser-Anlagen
Mässige Pensionspreise
Georg J. Löbsack

Weser-Zeitung
BREMEN
Täglich 2 Ausgaben
Führende, im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.
Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.
Werbemittel ersten Ranges
durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Ein Flug über 4 Länder

Der neue Luftverkehr Königsberg—Riga in 2½ Stunden.

Von Kurt Hütter.

Es ist bezeichnend für die geographischen Umwälzungen nach dem Weltkriege, daß man in der neu eröffneten Luftverkehrslinie Königsberg—Riga innerhalb der nur 2½-stündigen Flugdauer nicht weniger als vier durch Paß- und Zollgrenze voneinander abgesperrte Länder überfliegt: Deutschland (Ostpreußen), Memelgebiet, Litauen und Lettland. Die Grenzverhältnisse des „östlichen Balkans" werden auf diese Weise aufs trefflichste illustriert. Daß den früher ineinandergreifenden Handels- und Wirtschaftsverhältnissen dieser Gebiete damit außerordentliche Schwierigkeiten geschaffen wurden, ist begreiflich; um so mehr wird sich gerade der Luftverkehr für die Verbindung mit den östlichen Randstaaten jetzt und in Zukunft als bedeutsam erweisen, da auf diese Weise die Möglichkeit gegeben ist, eine außerordentliche Beschleunigung im Verkehr angesichts der sonstigen Grenzwirrnisse herbeizuführen. Darin liegt wohl auch der Hauptgrund dafür, daß der Königsberger Lufthafen, der für seine Zwecke besonders zeitgemäß und großzügig eingerichtet ist und als Musteranlage dieser Art in Fachkreisen bezeichnet wird, zu den am lebhaftesten frequentierten Einrichtungen dieser Art im gesamten Reiche zu zählen ist; führen doch von Königsberg die fortlaufend betriebenen Fluglinien Königsberg—Danzig—Berlin, Königsberg—Moskau mit Anschlußlinien bis Tiflis, und neuerdings Königsberg—Memel—Riga mit Anschlußlinien nach Reval und Helsingfors. In der Erschließung des Ostens für den deutschen Luftverkehr ist ein bedeutsamer Schritt für die Zukunftsarbeit der deutschen Wirtschaft in Rußland und den Randstaaten geschaffen, der seine Wirkungen erst in der Zukunft in vollem Maße zum Ausdruck kommen lassen wird.

Der Junkers-Luftverkehr, dem das Hauptverdienst an der Erschließung der deutschen Luftverbindungen nicht nur für den Osten, sondern auch für das gesamte Reich zuzuerkennen ist, hatte den Schreiber dieser Zeilen zu einem Probeflug nach Riga eingeladen, der recht interessante Eindrücke mit sich brachte. Die Inanspruchnahme ist bereits derart gesteigert, daß mehrfach Fluggäste zurückgewiesen werden mußten, da die Plätze schon einige Tage vorher besetzt waren. Auch die Luftpostbeförderung nimmt gesteigerten Umfang an; ist doch auf diese Weise die Möglichkeit gegeben, daß in Riga bereits zur Mittagszeit die Berliner Morgenblätter vom gleichen Tage zur Ausgabe gelangen können. An statistischen Feststellungen wird bewiesen, daß nicht weniger als 99 Prozent aller vorgesehenen Flüge glatt durchgeführt werden, daß Notlandungen oder Unfälle glücklicherweise zu außerordentlich seltenen Ereignissen gehören. Damit ist auch das Vertrauen der weitesten Kreise in die Benutzung des Luftverkehrs außerordentlich gestiegen, so daß die Geschäftswelt gern die höheren Flugpreise übernimmt, da sie auf der anderen Seite an Spesen durch die langandauernden und umständlichen Eisenbahnverbindungen immer noch erheblich sparen kann.

Wenn schon von jeher eine Luftreise die schönsten Eindrücke mit sich brachte, so noch ganz besonders in der heutigen Zeit, dank der vorteilhaften Einrichtungen der Limousine. Das Innere der breiten Kajüte weist 4 bequem gepolsterte Lederfessel auf, durch die Scheibenverkleidung ist jeder Luftzug ferngehalten und das Motorgeräusch stark abgedämmt, so daß man in bequemer Stellung sich während des Fluges unterhalten kann und sogar — was früher im Flugzeug unbedingt zu vermeiden war — sein Rauchzeug nicht aus der Hand zu legen braucht. Hinzu kommt die Fülle von neuen Eindrücken, die sich kurz nach dem Start dem Fluggast aufdrängen. Ein wie prächtiges Bild bietet Königsberg mit seinen Türmen aus der Vogelperspektive dar! Beim Ueberfliegen des ostpreußischen Gebietes zeigt sich die besonders hoch entwickelte Landwirtschaft in gutgehaltenen Gehöften mit Ziegeldächern und zahlreichen Neuanlagen; die Ausnutzung der landwirtschaftlichen Flächen tritt auf diesem Gebiet mehr als anderswo hervor. Nur vereinzelt zeigen sich kleine Sumpfstellen, deren Kultivierung gleichfalls betrieben oder vorbereitet wird. In wenigen Minuten ist das Kurische Haff erreicht und überflogen, bis dann das Flugzeug der schmalen Nehrung entlang sich dem Memelgebiet zuwendet. Ein besonders eigenartiges Stück Land ist diese schmale Landzunge, die sich als Schutzwall zwischen Haff und Ostsee schiebt, kahle Dünenberge aneinander reiht und einige in dunklem Grün gebettete Badeorte aufweist. Hohe Schornsteine und umfangreiche Holzlagerplätze künden die Nähe Memels an, der früher rein deutschen Stadt, die nunmehr unter litauische Herrschaft gelangt ist und sich allem Anscheine nach recht bald in die neuen Verhältnisse eingefunden hat. Nach kurzem Aufenthalt schwingt sich das Flugzeug wieder in die Lüfte, um sich über litauisches Gebiet der lettischen Grenze zu nähern. Eigenartige Unterschiede traten beim Ueberfliegen dieser Gebietsteile hervor. Eine gewisse Gegensätzlichkeit zeigte sich schon in der Beurteilung der landwirtschaftlichen Verhältnisse von oben her: während auf deutschem Gebiete die Bauerngehöfte sich in gutem Zustande darboten, bunte Ziegeldächer hatten und die möglichste Ausnutzung der Landflächen erkennen ließen, traten auf litauischem Gebiete immer mehr landwirtschaftliche Ansiedlungen in altrussischem Stile hervor. Die Gehöfte waren niedrig gehalten, erschienen vielfach wie an die Erde geklebt und hatten Moos- und Strohdächer, die ziemlich verwahrlost aussahen; nur an einzelnen Stellen konnte man beobachten, daß neue Bauten sich vorbereiteten und an die Aufschließung weiten Gebietes herangetreten wurde. Die überflogenen Sumpfgebiete waren zumeist recht ausgedehnt und werden einem vorwärtsstrebenden Lande noch erfolgreiche Betätigung zur Kultivierung geben. Ein weit stärkerer Aufschwung zeigt sich dagegen beim Ueberfliegen lettischen Gebietes, woselbst sich in überraschender Folge eine Anmenge von neuen Ansiedlungsbauten darboten, die erkennen lassen, daß die energische Durchführung des neuen Ansiedlungsgesetzes in Lettland ein regeres Leben auf dem platten Lande geziemlich hat und für die Folge noch mehr erwarten läßt. Die überflogenen weiten Geländeflächen, die schier undurchdringlich erscheinenden ungeheuren Wälder und die in Verbindung mit Seen stehenden weiten Sumpfgebiete bringen bedeutsame Zukunftsarbeiten, die von Lettland in Verbindung mit der dort betriebenen Ansiedlungspolitik durch eine großzügige finanzielle staatliche Zuschußwirtschaft gefördert wird. Neben diesen rein wirtschaftlichen Eindrücken ist man weiter überrascht von den schönen Landschaftsbildern, die auf dieser Strecke hervortreten. Die weiten Forsten werden vielfach unterbrochen durch große Seenbildungen mit inmitten gelagerter Inseln, die Flüsse schlängeln sich in Windungen der Küste zu, manche Gegend scheint abseits von allem Menschengetriebe zu liegen. Von kriegerischen Erinnerungen merkt man so gut wie nichts; möglich, daß die kriegserstörten Gebiete besonders auf dem lettischen Teil bereits wieder aufgebaut sind; nur ab und zu z. B. in der Gegend von Mitau schien es, als ob dort ehemalige Schützengräben und Granateinschläge zu erkennen sind.

Gar bald zeigt ein vor uns liegender grauweißer Nebel, daß wir uns den umfangreichen Dünasümpfen in der Nähe von Riga nähern, die das eindrucksvolle Bild von Riga nach kurzem Ueberfliegen deutlicher werden lassen. Der schönste Eindruck des Fluges bietet sich bei dem Anflug auf Riga, das angesichts seiner nahen Lage am Meer und der die Stadt durchziehenden großen Garten- und Parkanlagen dem Bilde von Stockholm zu ähneln scheint. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn in Reiseschilderungen immer wieder Riga als die schönste Stadt des Ostens bezeichnet wird. Nach einer Gesamtflugzeit von 2½ Stunden setzt unser getreuer Junkers-Vogel auf dem weiten Flugplatz vor den Toren Rigas auf. Und in wenigen Minuten hat uns ein Auto direkt vom Landungsplatz geholt und in die Stadt geführt, während die Postsäcke ausgepackt und zur schleunigen Weiterbeförderung übergeben werden.

Als bei dem Rückflug am nächsten Tage Sturm und Regen auf das Flugzeug herniederprasselten, spürte man noch mehr als sonst die Zuverlässigkeit des Flugzeuges, dessen Konstruktion eben mit besonderer Sorgfalt darauf gerichtet ist, unter Ausnutzung aller Luftströmungen bei möglichst geringer Motoranspannung in allen Witterungsverhältnissen größtmöglichste Fluggeschwindigkeit unter voller Sicherheit zu erreichen. Vielfach wurde der Flug auf einzelnen Strecken angesichts der ungünstigen Witterung, die in früheren Jahren einen Ueberlandflug unter keinen Umständen zugelassen hätte, in nur 100 Meter Höhe durchgeführt. Trotz des bösen Wetters zeigte sich bei keinem der Fluggäste irgendein Gefühl der Unsicherheit, ja ein Mitreisender, der nach seinen Erzählungen seine Geschäftsreisen nur noch im Flugzeug erledigt, ließ bald ein beruhigendes Schnarchen ertönen. Ein solcher Ueberlandflug bringt eben im Gegensatz zu der Benutzung des Eisenbahnzuges kein Gefühl der Ermüdung und Langeweile hervor, sondern bedeutet eine wirkliche Erholung, eine Fülle von neuen und unvergeßlichen Eindrücken.

Pastor Ludwig Balthasar Wernborner

Das tragische Schicksal eines hessischen Geistlichen im 18. Jahrhundert an der Wolga.

Von Joh. Stenzel,

Pfarrer an der Genezareth-Kirche zu Berlin, früher Wolga, Orenburg.

In Nr. 17-35 vom 1. September d. J. bringt der „Wolgadeutsche" einen Artikel: „Der erste lutherische Pfarrer der 1766 an die Wolga ausgewanderten Hessen", dem wir aus der Feder des verantwortlichen Schriftleiters des „Evangelischen Gemeindeblattes für Friedberg und Friedberg-Fauerbach" (Jahrgang 1918), des Herrn Prof. Dr. D. Wilhelm Diehl in Friedberg, u. a. die interessante Mitteilung über die Ordination und priesterliche Weihe des zum Pfarrer der „Russisch-Kayserlichen Kolonie Katharinen-Lehn" ernannten Ludwig Balthasar Wernborner entnehmen: „1766 ward Wernborner Pfarrer der nach Rußland ausgewanderten Hessen; was aus ihm später geworden ist, konnte ich leider noch nicht feststellen" — beschließt der Verfasser seine Ausführungen. Ich möchte durch die nachfolgenden Zeilen den Versuch machen, den Schleier über Wernborners Leben etwas zu lüften.

Gelegentlich der 400-jährigen Reformationsfeier in der Evgl.-Lutherischen Kirche Rußlands hatte ich Gelegenheit, die Chronik der St. Katharinen-Kirche der Stadt Orenburg, Ostrußland, am Ural, zu studieren. Unter den 13 Pastoren, die seit Begründung der deutsch-evangelischen Orenburger Gemeinde (Mitte des 18. Jahrhunderts) daselbst angestellt gewesen, fand ich, zu meiner größten Verwunderung, auch den Namen: Ludwig Balthasar Wernborner.

Wie kam Wernborner, der doch den Weg aus Hessen zu seinen Landsleuten an die Wolga genommen hatte, nach Orenburg? denn, daß Wernborner erst nach Orenburg und von da nach Katharinen-Lehn, der heutigen Katharinenstadt, kam, erhellt aus seinem Tode, den er an der Wolga gefunden. Es liegt die Annahme nahe, daß über Wernborners Dienstbestellung nach seinem Eintreffen in

Der Napoleon

Von Alfred Bock.

In der Wirtschaft zum Ritter in Bettenhausen hatten die Stammgäste eines Abends den Ludwig Wallbott, den glücklichen Besitzer der Plätschmühle, in der Hechel, wobei der Jockelsheinrich die Aeußerung tat: „Was batt*) dann all das Geschneubel**)? Den Kopp reißt ihr ihm doch net ab, dem Napoleon!"

Die Ohren fingen das Wort auf, die Mäuler trugen es weiter, und von Stund an hatte der Plätschmüller den Spitznamen „Napoleon". Mit einiger Berechtigung, sofern hier zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß er ein großspuriger, herrschsüchtiger Mensch sei, der Mittel und Kittel besaß, seinen Willen durchzusetzen. Dazu kam, daß der Mann sich ein Ansehen gab, als ob er die Gescheitheit mit Löffeln gegessen habe, und sich rühmte, noch von keinem hinters Licht geführt worden zu sein. Das war freilich bloß Dicktueret. Sein eigener Schwager, der Olemoß, hatte ihn einmal gründlich beschuppt. Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen. Der Napoleon und der Olemoß spekulierten schon lange auf ein Grundstück, das zwischen ihren Hofreiten lag. Dieser brauchte ein Stück davon, um einen bequemeren Zugang zu seinem Garten zu gewinnen, jener wollte auf der verbleibenden größeren Fläche eine Scheune erbauen. Endlich wurde der Platz feil und sollte öffentlich versteigert werden.

„Schwager", sprach der Olemoß zum Napoleon, „wollen wir zwei uns treiben***)? 's wär zum Lachen. Bleib du ruhig daheim, Ich steig den Placken und geb dir hernach ab, was du brauchst."

Der Napoleon, der bis dahin keinen Anlaß gehabt hatte, seinem Schwager zu mißtrauen, war's zufrieden. Der Olemoß ging zur Versteigerung und erhielt den Zuschlag auf sein Gebot. Als nun der Napoleon sein Teil haben wollte, sagte der Olemoß: „Ich hab' mir's überlegt, ich behalt's für mich".

Da spuckte der Napoleon seinem Schwager ins Gesicht und war ihm todfeind. —

Der Olemoß hatte einen schönen Hof, aber der Schnapsteufel tat's ihm an, daß er oft betrunken nach Haus kam und sein Weib schlug. Heimlich schlich die Anegret zu ihrem Bruder und klagte ihm ihr Leid.

Der Napoleon hielt auf Familie. Daß seine Schwester, für die er etwas übrig hatte, so schlecht angekommen war, nagte wie ein Wurm an seinem Herzen. Er hätte ihr gern geholfen, er wußte nur nicht wie.

Ist eine Eheschaft unglücklich auf dem Land, denkt kein Mensch an Scheidung. Man schreckt vor den Schwierigkeiten, zumal vor der Zersplitterung des Vermögens zurück und läßt's lieber laufen, wie's läuft.

So trug die Anegret ihr Kreuz und wurde alt und grau vor der Zeit.

Es war acht Tage vor Fastnacht. Der Napoleon hatte zwei Schweine geschlachtet, hatte Verwandte und Bekannte abends zum Schmaus geladen. Zuerst gab's Wurstsuppe mit Brotscheiben, darauf Sauerkraut, Erbsenbrei und Kesselspeck. Bei diesem Gang erhob sich der Hausherr, ein Glas Branntwein in der Hand, und sprach: „Daß sich die Erwes*) mit dem Speck vertragen, wollen wir emal eins trinken".

Zum Beschluß des Festmahls trug die Plätschmüllern Bratwurst mit getrockneten Zwetschen auf.

Während man wacker einhieb, erschienen vermummte Burschen und Mädchen und sangen:

Wir haben gehört,
Ihr habt geschlacht
Und Wurst gemacht,
Schenkt uns eine
Und keine kleine."

Unter allgemeiner Heiterkeit wurde das „Bettelvolk" gespeist.

Inmitten seiner Gäste saß der Napoleon breit und proßig. Was ging ihm auch ab? In seiner Mühle wurde der Molterkasten nicht leer, Tag und Nacht hörte man die Mahlgänge klappern. Am ersten jeden Monats fuhr er in die Stadt und brachte sein Geld auf die Bank. Ja, wer's Glück hatte, dem kalbten die Ochsen, und wenn er Brennesseln säte, gingen Dickwurz auf.

„Greift zu, ihr Leut!" rief er gut gelaut. „Wann man beim Essen saubere Arbeit schafft, gibt's schön Wetter, vom schlechten sein ich kein Freund." Seine Blicke glitten über die eifrigen Schmauser. Die Verwandtschaft war vollzählig. Nur seine Schwester, die Anegret fehlte. Als Frau des Olemoß war sie gar nicht eingeladen worden. Ihr war beschieden, den Kelch des Unglücks bis auf die Hefe zu leeren. Wie lang war's her? Acht, vierzehn Tage. Da war ihre Tochter, die Mine, auf und davon gegangen, weil sie's bei dem greulichen Vater nicht aushalten konnte. Es hieß, sie habe in der Stadt einen Dienst angenommen. Ja, der Olemoß, der Satansknochen! Wenn er an den dachte, lief ihm die Galle über. —

Gegen zehn Uhr legte der Hannfried, des Napoleon einziger Sohn, ein Fäßchen Bier auf.

Die Weiber rückten zusammen, um ungestörter miteinander tuscheln zu können, die Männer griffen zu den Karten. Nur der Stoffel aus der Gickelsgasse tat nicht mit. Die Karten, meinte er, seien dem Teufel sein Gebetbuch, damit wollte er nichts zu schaffen haben. Eins über den Durst zu trinken, galt ihm hingegen als erlaubt. Daher hockte er bei dem Fäßchen nieder, goß ein Glas nach dem andern hinter die Binde und sang vierfelig vor sich hin:

„Mein Vater is ein Nagelschmied,
Was er steht, das nimmt er mit,
Drio, drio, la, la!

Meine Mutter is ein altes Weib,
Weil sie soviel Kaffee säuft,
Drio, drio, la, la!

Mein Bruder is im Arbeitshaus,
Kommt sein Lebtag net mehr 'raus,
Drio, drio, la, la!

Meine Schwester is eine hohe Dam',
Sieben Kinder und kein Mann,
Drio, drio, la, la! — — —

Draußen hörnte der Nachtwächter zwölf. Da öffnete sich die Tür, und die Anegret, des Napoleon Schwester, schwankte herein. Eine Wunde klaffte an ihrer Stirn. Ihr Mann, der Olemoß, war toll und voll aus dem „Ritter" heimgekommen. Als sie ihm seine lästerliche Aufführung verwies, hatte er sie blutrünstig geschlagen. Lieber wollte sie betteln gehen, heulte sie, als daß sie zu dem Teufelsbrand zurückkehrte. Sie bat ihren Bruder für die Nacht um Unterschlupf.

Die Weiber hörten das Lamento mit offenen Mündern an, die Männer legten die Karten hin.

Der Napoleon aber sprang auf und schrie: „Himmelsterngranatenmordgewitter! Alleweil is das Dippe voll!" Krebsrot im Gesicht, mit funkelnden Augen verließ er die Stube, schritt über den Hof auf die Gasse hinaus und war eine Minute später in seines Schwagers Haus, das er seit sieben Jahren nicht mehr betreten hatte.

Eben kam der Olemoß aus dem Oberstock die Treppe herunter. Er schwang ein Beil in der Hand und brüllte: „Eckewischern, wo steckst du?"

Jetzt gewahrte er beim Lichtschein, der aus der Wohnstube drang, seinen Schwager. Einen Augenblick stutzte er, dann drang er auf ihn ein.

Der Napoleon als der Stärkere wandt ihm im Nu das Beil aus der Hand, gab ihm einen Stoß, daß er rücklings zu Boden schlug und wie tot liegenblieb.

„Is he nu eweg?" stieß er hervor, weißen Schaum vor dem Mund. „Ich glaub's noch net. So ein Luppel hat neun Leben wie eine Katz."

Nahebei lag ein Waschseil. Das nahm er kurz entschlossen, schlang's dem Olemoß um den Hals, schleppte ihn in die Wohnstube und hängte ihn am Mehltrappen auf. Darauf schraubte er die blakende Lampe niedriger und ging.

Auf der Straße sog er die frische Luft begierig durch die Nüstern. Es war ihm, als sei ihm ein Mühlstein vom Herzen gefallen. Der Olemoß, der schlechte Kerl, den er gehaßt, der seine Schwester mißhandelt und die ganze Familie verunehrt hatte, war rackenmausot. Gott Lob! Gott Lob!

Jeder Empfindung bar, daß er ein Verbrechen begangen, begab er sich wieder in seine Behausung, wo die Männer ein zweites Fäßchen angesteckt hatten und die Frauen sich an Kaffee und Kuchen labten.

„Ich sein drüben gewest", sprach er mit fester Stimme zu seiner Schwester, deren Stirn die Plätschmüllern verbunden hatte, „he tut dir nig mehr, he hat sich am Mehltrappen uffgehunken*)."

Die Weiboleute schrien auf, von Entsetzen gepackt. Die Anegret gab keinen Laut von sich. Ihre Blicke aber bohrten sich in ihres Bruders Augen. In diesem Augenblick wußte sie's: er hatte den Olemoß kalt gemacht. —

Am nächstfolgenden Tag wurde der Selbstmörder ohne Sang und Klang begraben.

Kaum daß er eingescharrt war, stellte sich die Mine wieder ein. Mutter und Tochter nahmen sich mit Fleiß und Umsicht der verlotterten Wirtschaft an und dingten einen tüchtigen Knecht.

Seit mehr denn zwanzig Jahren hatte im Dorf niemand Hand an sich selbst gelegt. Kein Wunder, daß die Erregung eine allgemeine war, daß der Tod des Olemoß für Wochen und Monate den Gesprächsstoff lieferte. Die einen meinten, er habe sich im Säuferwahnsinn das Leben ge-

*) Nützt. — **) Geschwätz. — ***) Bei der Versteigerung überbieten.

*) Erbsen.

*) Aufgehängt.

Rußland wohl in Petersburg (denn der damals übliche Weg aus Deutschland nach Rußland führte über Lübeck nach Petersburg) behördlicherseits verfügt worden war. Diese Annahme erscheint mir aus den verschiedenen Bemerkungen, die sich in der Orenburger Kirchenchronik über Anstellung der Pastoren jener Zeit vorfinden, als sehr wahrscheinlich: jeder frisch aus Deutschland eintreffende Theologe wurde in die östlich gelegenen Punkte mit evangelischen Gemeinden, wie Katharinenburg, Orenburg, Kamsko-Ischewsk, Slatoust, alles Ortschaften am Ural, zum Kronsdienste an den dort seßhaften, vielfach schon zu Peters des Großen Zeit hinüber berufenen Berg- und Fabrikarbeitern, Handwerkern und Militärpersonen beordert.

Nur wenige dieser Theologen hielten es längere Zeit auf diesem einsamen Posten aus: die ersten Orenburger Pastoren verblieben meist ein halbes, selten ein ganzes Jahr auf ihren Stellen und verließen den Osten sofort nach Beendigung ihrer Kronsdienstzeit. Die genannte Chronik der Orenburger Gemeinde aus jener Zeit zählt in rascher Folge mehrere Namen der dort angestellten Pastoren, zu denen auch Wernborner gehört, auf. Diese Flucht läßt sich leicht aus den jeweiligen Umständen erklären: Wenn Orenburg heute noch, neben manchen östlichen Kirchspielen, seine Schwierigkeiten in der kirchlichen Bedienung der Eingepfarrten hat, so lagen die Verhältnisse zu Wernborners Zeit noch schlimmer; der Pastor von Orenburg hatte auch die in Zentralasien gelegenen Städte Taschkent und Samarkand zu besuchen, wozu er, rittlings auf Kamelen, Monate brauchte, wobei, ganz abgesehen von den Strapazen, diese Fahrten stets mit Lebensgefahr verknüpft waren, führte doch z. B. der Weg nach Taschkent mitten durch die Hungersteppe und hausten doch damals um Orenburg herum die nomadisierenden Kirgisen noch schlimmer, als sie es heute tun. Wenn ich am hellichten Tage noch im September 1918 in diesen Steppen von einer Kirgisenbande eingefangen und zum Tode verurteilt werden konnte, so erscheint es uns begreiflich, warum Wernborner ebenfalls, wie seine Vor- und Nachgänger im Amte jener Zeit, sich nur unter Führung bekannter, zuverlässiger Kirgisen unter Militärbewachung in die Steppen hinauswagte. Orenburgs Gründung war ja als Schutz gegen diese Nomaden gedacht, war als Sitz eines russischen Generalgouverneurs evangelische Militär-Divisionspfarre bis 1896 und ist bis heute die Metropole der Kirgisei geblieben. Wer wollte es da Wernborner verdenken, daß er 1767, nach etwa einhalbjährigem Dienst, Orenburg verließ, um nach seinem eigentlichen Bestimmungsort zu seinen hessischen Landsleuten nach Katharinenstadt zu verziehen! Aber gerade hier, wo er sich sicher geborgen glaubte, ereilte ihn der Tod aus den Händen dieser wilden Steppensöhne.

Sein Tod ist ja denjenigen, der mit der Geschichte der Wolgakolonien einigermaßen vertraut ist, bekannt: mit einer kleinen Mannschaft getreuer Wolgakolonisten machte er sich gelegentlich eines Kirgisenüberfalls auf die Kolonien auf, um ihnen die mitfortgeschleppten Landsleute zu entreißen; er geriet dabei selber in die Hände dieser Feinde, die ihn in der Nähe der Kolonie Mariental, 50 bis 60 Kilometer von seiner zweiten Heimat Katharinenstadt entfernt, grausam hinmordeten, indem sie ihm die Zunge ausschnitten und ihn zu Tode quälten.

Zeitlich richtig wäre somit folgende Aufstellung aus Wernborners Leben: Pastor Ludwig Balthasar Wernborner, von Merlau aus dem Hessen-Darmstädtischen gebürtig, zweiter Sohn des Pfarrers Wernborner, siedelte 1748 mit seinem Vater nach Merlau über; dort starb sein Vater als Pfarrer im Jahre 1759; im Mai 1760 erscheint Ludwig Balthasar Wernborner als Student in Gießen, wird Frühjahr 1766 (Sonntag Quasimodogeniti) am 1. Sonntag nach Ostern ordiniert, um bald darauf seine Reise nach Rußland anzutreten; kommt Ende 1766 in Orenburg an, von wo er, nach kurzem Dienst, wohl schon 1767 nach Katharinenstadt geht. Nach neunjähriger Tätigkeit wird er 1776 in der Nähe (etwa 5 Kilometer) der katholischen Kolonie Mariental von Kirgisen zu Tode gemartert. Sein Todestag ist mit Wahrscheinlichkeit auf den 14. oder 15. August genannten Jahres festzusetzen, da am nächsten Tage der Ueberfall der Kirgisen auf Mariental ausgeführt wurde, ein Tag, der in den Annalen dieser Gemeinde zur Erinnerung an jene Schrecken als Bußgedenktag vermerkt ist und bis in die Gegenwart in Mariental gottesdienstlich gefeiert wird.

So hatte sich der hessische Landsmann für die Seinen verblutet. „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lasse für seine Freunde."

Wie anders könnten wir unsere tapferen Vorfahren besser ehren als durch Erforschung ihres Schicksals, durch das hindurch sie den Weg für unsere Entwicklung gebahnt, als durch Erforschung der Vergangenheit unserer Kolonien? Wäre die seitens unserer beiden Organisationen, des „Hilfswerks der Wolgadeutschen" und des „Vereins der Wolgadeutschen", gemeinsam vorzunehmende Begründung einer „Wolga-Kolonial-Geschichtskommission" zu diesem Zwecke nicht eine zeitgemäße Aufgabe? Jeder von uns weiß unseren beiden verstorbenen Landsleuten: Pater Beratz und Pastor Kufeld für ihre Beiträge zur Kolonialgeschichte den wärmsten Dank, während wir in der Person des Pastors Cybes in Kuckus und Privatdozenten Sinner in Saratow Männer haben, die, mit Interesse und Kenntnis versehen, sich bereits auf diesem Gebiete betätigt haben.

An unseren benannten Organisationen wäre es gelegen, wenigstens eine Sammelarbeit auch der geringfügigsten kolonialgeschichtlichen Schriftstücke aufzunehmen. Wir könnten des Dankes unserer Wolga-Landsleute gewiß sein, denn das steht fest, wo immer die altehrwürdige Vergangenheit zu uns redet, da sind wir ganz Auge und Ohr. Wer die Alten ehrt, ehrt sich selber.

Das Schaffen der Lebenden

III.

Karl Petrowitsch Dorsch.

Wohl niemand hat sich um die Hebung des wolgadeutschen Lehrerstandes so verdient gemacht wie Karl Petrowitsch Dorsch, der langjährige Leiter der Zentralschule in Grimm. Aber auch Geistliche, Schulmeister und Kolonie- und Kreisschreiber sowie Vertreter zahlreicher anderer Berufsarten verdanken ihm ihre Zentralschulbildung. Es mögen insgesamt wohl an 800 Männer sein, die er in Grimm erzogen hat und die nun, zerstreut in alle Welt, mit tätig sind an der kulturellen Hebung ihrer Umgebung. Eine Anzahl von ihnen ist in die kleine Reihe der geistigen Führer des Wolgadeutschtums vorgerückt, und alle gedenken des klugen und guten großen Lehrers in Dankbarkeit und Ehrfurcht. Seinen Zöglingen brachte er in den 38 Jahren, die er an der Grimmer Zentralschule tätig ist, sorgende Vaterliebe entgegen. Hat einer von ihnen in seinem späteren Leben einmal daneben gehauen oder ist im Unkraut gar mißraten, so ging Karl Petrowitsch mit doppeltem Eifer an die Ausbildung und Erziehung der neuen Jungen. Seine Gewissenhaftigkeit ließ ihm keine Ruhe: Vielleicht, daß der Fehler bei ihm, dem Lehrer und Erzieher, zu suchen war. Und so korrigierte er sich mit jedem nachfolgenden Schüler selbst.

Karl Petrowitsch Dorsch

Zu Anfang dieses Jahrhunderts

Eine neuere Aufnahme lag uns nicht vor

Die Arbeit für die Hebung des Lehrerstandes, mehr qualitativ als nur zahlenmäßig, und die Fürsorge um die allgemeine Volksbildung sind ihm nicht bloßer Beruf, sie sind ihm zuerst und vor allem Herzenssache. Er kann sich um das Mißlingen einer Kulturarbeit endlos grämen, kann krank werden über die Knebelung der Schule, wie er sie in seinen 40 Dienstjahren zahllosemal beobachten mußte. Aber Karl Petrowitsch war immer in den vorderen Reihen, wenn Geknüttes wieder aufgerichtet und Neues gebaut werden sollte. Weniger Kämpfer als zäher Arbeiter, allzeit friedfertig, innen und außen von höchster Einfachheit, seiner Verantwortung in tiefem Ernst bewußt, aber auch versehen mit goldenem Humor —, so stellt „unser Karl Petrowitsch" — wer kennt ihn nicht? — eine hochwertige Kulturkraft und einen lieben Menschen dar. Ueber alles erhebt sich in seiner lichten Seele, in seinem intelligenten, heute schon grauen Haupt die starke heiße Liebe zum Volk und zur Kulturarbeit für uns alle, sein Sehnen nach Ausgleichung der kulturellen Unebenheiten, sein Erfassen der geistigen Notdurft unseres Volkes und seine Arbeit. Wie wir unter unseren geistigen Führern extreme, hier kampflustige, da diplomatisierende Charaktere haben, so ist Karl Petrowitsch extrem duldsam, ist still und trägt seine Ideale weniger auf der Zunge, trägt sie sozusagen nicht sonntäglich vor sich her, sondern birgt sie in sich als geliebte Kleinodien und läßt sie im Alltag in jedem Augenblick rein und fein leuchten. So erweckt er, besonders in den letzten Jahren, mitunter den Eindruck eines Dulders, eines Märtyrers unserer Volksbildung.

Diese Jahre seit 1914, die uns so vieler geistiger und materieller Güter beraubt haben, die nichts anderes waren als ein ununterbrochenes Hin- und Herzerren und brutales Unterdrücken, sie haben auch den Zähesten, Stillsten und Erfolgreichsten unter den Bildungsfreunden müde gemacht. „Ich sehne mich nach Ruhe", schrieb er unlängst seinem Sohn Konstantin nach Deutschland und meinte damit nicht zuletzt die Grabesruhe. Es ist ihm viel zugemutet worden und er hat in den langen Jahren seines Wirkens nicht wenig ausstehen müssen. Während der Kriegszeit noch versuchten Neider ihn von seinem Posten zu verdrängen. Karl Petrowitsch besitzt zahlreiche Auszeichnungen der russischen Zarenregierung bis zum St. Annenorden einschließlich, der 1735 in Rußland gestiftet wurde zur „Aufmunterung aller Tugenden" und verliehen wurde „denen, die Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Treue" lieben („Amantibus justitiam, pietatem, fidem"). Der Orden machte Karl Petrowitsch zum persönlichen Ehrenbürger.

Karl Dorsch wurde am 22. März 1862 in Holstein als Sohn eines Kolonieschreibers geboren. Seine Bildung hat er in der Realschule zu Kamyschin genossen. Nach kurzer Tätigkeit als Lehrer in Warenburg, wo er sich mit der Kaufmannstochter Amalie Müller verheiratete, wurde er um 1885 Lehrer an der Zentralschule in Grimm. Schon nach vier Jahren erhielt er den Posten als Leiter der Schule, an der er seitdem ununterbrochen tätig ist. Von seinen 3 Kindern ist Waldemar als Ingenieur in Polen tätig, sein Sohn Konstantin ist Student der Elektrotechnik in Hannover in Deutschland, und seine Tochter Erika hat sich im vorigen Winter mit einem Sohn (Alexander) des 1922 allzufrüh verstorbenen bekannten Schulmeisters Neuß in Balzar verheiratet. Die Vorfahren der Familie Dorsch stammen aus Hessen (Nähe Wörrishofen). Deutschland hat Karl Petrowitsch zweimal zu Kurzwecken besucht.

Die Zentralschule in Grimm

an der Karl Petrowitsch Dorsch seit 1885 als Leiter tätig ist

---

nommen, die andern rasaunerten, es könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, es müsse doch etwas dahinter stecken, was der Aufklärung bedürfe. Im „Ritter", wo die Feinde des Plätschmüllers ihre Zusammenkünfte hatten, wurde geradezu ausgesprochen, der Napoleon habe seinen Schwager aufgehängt. Doch war man sich darüber klar, daß man diese schwere Beschuldigung nicht weiter tragen dürfe, weil man nichts beweisen konnte. Dessenungeachtet ging das „Gebischper" von Mund zu Mund. Am Ende bekam auch der Napoleon Wind davon, wessen man ihn bezichtigte. Furchtlos stand er zwischen seinen Korn- und Weizensäcken und sprach: „Wann ich den schlechten Hund erwisch, der das aufgebracht hat, schlag ich ihm alle Knochen kaputt!"

Der „schlechte Hund" war nicht zu ermitteln, aber die Flüsterstimmen wollten nicht schweigen.

Und es geschah, daß der Napoleon im benachbarten Eschenbach Saatkartoffeln kaufte und seinem Sohn befahl, sie heimzuschaffen.

Der Hannfried war ein schöner Bursch, seiner Eltern Augenweide. Nur daß er gar zu leutselig war, behagte seinem Vater nicht. Blies der Alte sich wie ein Truthahn auf und sah die mittelschlägigen und kleinen Bauern über die Achseln an, war der Junge die Schlichtheit selbst und bezeigte Ehre, wem Ehre gebührte. —

Der Hannfried spannte die Schimmel an und fuhr nach Eschenbach. Dort belud er seinen Wagen mit Saatkartoffeln, und weil ihn bei der Arbeit warm geworden war, ging er ins „Lamm", sich an einem Trunk zu erquicken.

In der Wirtsstube saß der rote Boller, ein Messerheld, der schon zweimal mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte. Der grüßte den Müllersohn an und fragte: „Wann hängt dann dein Vater wieder ein' uff?"

Der Hannfried, sonst duldsam und verträglich, verstand in dieser Sache keinen Spaß. Er war von seines Vaters Unschuld fest überzeugt und hatte daheim schon mit größter Erbitterung von dem „infamen Gedräsch" gehört. Nun, da ihm zum ersten Male die schreckliche Beschuldigung so unverblümt entgegenlang, ergriff ihn eine wilde Wut, daß er sich vor den roten Boller stellte und schrie: „Sag das noch emal, du gemeiner Lump?"

„Welle, du hast Stoppe*) in den Ohren?" höhnte der Boller und wiederholte: „Wann hängt dann dein Vater wieder ein' uff?"

*) Stopfen.

Wupp! traf ihn des Burschen Faust ins Gesicht.

Da zog der Boller blitzschnell sein Messer hervor und stieß es dem Hannfried in die Brust.

Der taumelte zurück. Aus seinem Mund floß schaumiges Blut.

Der Auftritt hatte sich ohne Zeugen in zwei Minuten abgespielt. Jetzt kam der Wirt, den ein Geschäft in den Keller gerufen hatte, wieder und schlug Lärm.

Der rote Boller sollte dingfest gemacht werden, doch stellte er sich zur Gegenwehr und es gelang ihm, zu entweichen. In aller Eile zimmerte man eine Bahre zurecht und bettete den Hannfried darauf. Zwei Männer trugen ihn heim, während des Lammwirts Knecht mit den Saatkartoffeln folgte.

Am selben Abend noch hielt das Doktorwägelchen aus Altenhain vor der Plätschmühle. Der Arzt stellte fest, daß das Messer am Schlüsselbein abgeglitten und in die Lunge gedrungen war. Er begnügte sich damit, die Wunde zu verbinden und empfahl die größte Ruhe.

Sogleich wurde die Schleuse heruntergelassen. Das Klappern und Stampfen der Mühle hielt nach, um mählich ganz zu verstummen.

Am andern Tag fieberte der Kranke und klagte über Atemnot. Der Doktor, der zeitig vorgefahren war, nahm den Plätschmüller beiseite und sagte, es sei Lungenbrand eingetreten, man müsse sich auf das Schlimmste gefaßt machen.

„O nee", stammelte der Napoleon, bleich vor Schrecken, „o nee! Ich hab nur den Bub. Und geb ihn net her. 's muß noch ein Doktor herbei, 's mag soviel kosten, wie's will."

Der Arzt war seiner Sache sicher, doch wollte er nicht widersprechen und schied mit den Worten: „Gut, Plätschmüller, ich bring einen Kollegen mit." —

Es war eine sternklare Februarnacht.

Aus der Spinnstube im Haus des Jockelsheinrich drangen die Klänge einer Ziehharmonika in die Mühle herüber. Burschen und Mädchen belustigten sich beim Tanz.

Der Hannfried lag mit hochrotem Kopf, doch war er bei voller Besinnung.

Um Mitternacht winkte er seinen Vater heran.

„Mir is windeweh", brachte er mühsam hervor. „Und vom Gericht ist keins dagewest. Ich muß doch noch besagen,*) wie's zugegangen ist."

*) Aussagen.

„Hab Ruh", beschwichtigte ihn der Napoleon, „dadezu is noch Zeit genung, wann du wieder auf bist."

Der Hannfried schüttelte den Kopf.

„Ich komm net mehr auf. Du sollst zeugen für mich. Horch zu! Der Boller wollt mich verhönschen.*) Und frug, wann du wieder ein' aufhängen täst. Das konnt ich net auf dir sitzen lassen. Und hab ihm eine ausgewischt. Dadrauf hat he mich zusammengestochen."

Erschöpft hielt er inne. Ein Blutstrom quoll ihm aus dem Mund. Rasch sprang die Plätschmüllern herzu. An allen Gliedern zitternd ging der Napoleon hinaus.

Gegen vier Uhr begann des Hannfried Todeskampf. Sein Möchelu scholl durchs ganze Haus. In der Gesindestube saßen Knechte und Mägde frösteln beisammen. Als der Morgen graute, hatte der Sohn des Plätschmüllers ausgelitten. — — —

In der Oberstube, die mit schönen Möbeln ausgestattet war und den Wohlstand des Hauses offenbarte, hatte der Napoleon sich eingeschlossen. Keine Seele mochte er sehen. Selbst den Pfarrer, der ihm Trost zusprechen wollte, ließ er nicht vor. Ruhelos wanderte er auf und ab. Die Schreckensnacht hatte sein Haar gebleicht. Tief in den Höhlen brannten die Augen. Der kraftvolle Körper war gebrochen.

Und seine Faust hämmerte gegen die Stirn. Ein Aechzen rang sich aus seiner Brust. Sein Sohn tot! Tot um des eigenen Vaters willen, an dessen Schuldlosigkeit er geglaubt. Die Qual zerriß ihm das Herz. Den faulen Ast am Baum der Familie hatte er abgesägt und hatte das blühende Reis dabei zerknickt. Das Leid würde er nie verwinden.

Und er hielt Einkehr bei sich. Wie von einem Blitzschein erhellt, lag mit einem Male sein vergangenes Leben vor ihm da. Während der Schulzeit hatte er seinen Kameraden, den Jockelsheinrich, verhauen, daß der Arzt gerufen werden mußte. Als der Sohn des reichen Müllers war er damals der Strafe entgangen. Soviel Streiche er auch verübte, stets wurde er durch das Ansehen des Vaters gedeckt. So war er in Wildheit und Uebermut groß geworden, ein Selbstherrlicher, der nach Gott und der Welt nichts fragte. Als sein Vater plötzlich am Schlagfluß starb, gelangte er in jungen Jahren zur Selbständigkeit. Die Frau holte er sich vom Oberwald, sie war ihm immer treu und ergeben. Und weil ihm das Glück ins Haus hineinlief, hätten ihm die Neidharte im Dorf gern etwas am Zeug geflickt. Sie verrechneten sich aber gründlich. Denn was man den Müllern auch nachsagen mochte, er hatte das Vertrauen seiner Mahlgäste nie mißbraucht, er war immer ehrlich geblieben. Und hatte den Schlaf des Gerechten geschlafen. Jetzt war das Unglück über ihn hereingebrochen. Lieber sieben Klafter tief unter der Erde, als nicht mehr wissen, für wen man schaffte. Keinen Pfifferling mehr galt ihm sein Leben. Rasch zu nur, daß er's von sich warf.

Das Bild des Olemoh stieg vor ihm auf, wie der mit blaurotem gedunsenem Gesicht am Mehltrappen hing. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Nein, dreimal nein. So sollen sie ihn nimmer finden. Er hatte die Sünde auf sich geladen, sein Fleisch und Blut hatte sich für ihn geopfert, er war es seinem Sohn schuldig, daß er für ihn zeugte und Buße tat — vor aller Welt. —

Am Sonntag vor Fastnacht wurde der Erde übergeben, was sterblich an dem Hannfried war. Nach dem Begräbnis versammelten sich die Männer und Frauen in der Plätschmühle zum Totenmahl. Und wie es bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, die Trauerstimmung war bald unter dem Einfluß des reichlich genossenen Branntweis und Biers verflogen und machte einer heiteren Geselligkeit Platz.

Zu oberst am langen schmalen Tisch saß der Napoleon im schwarzen Rock, den Blick wie in die Ferne gerichtet, und berührte weder Speise noch Trank.

Als es fünf Uhr läutete, erhob er sich und sprach: „Laßt's euch schmecken, ihr Leut. Ich hab noch einen Weg zu machen".

Und setzte den Dreimaster auf und ging.

Draußen schüttelte Frau Holle die Federn aus, die Luft war frühlingsmild.

Wo die Dorfgasse in die Landstraße mündete, blieb er stehen und schaute noch einmal nach der Mühle zurück, die von einem weißen Licht umflossen wie ein Bild aus Märchenland dalag.

Und eine Stimme ward in ihm laut: Bist du nicht der Napoleon? Wer will dir etwas anhaben? Sei kein Narr, mach kehrt und schweig still! Er aber zwang die Versuchung nieder und schritt eilends weiter.

Noch vor Anbruch der Nacht hatte er die Stadt erreicht und stellte sich sofort dem Gericht.

*) Verhöhnen.

Als ich ihn 1921 im Herbst zum letztenmal sah, war er trotz allem noch rüstig an der Arbeit. Mit besonderer Liebe geht er seinen gärtnerischen Neigungen nach und zieht er sich sein Gemüse groß, dem er mit so viel Hochachtung zugetan ist. Hierbei fällt mir eine Antwort ein, die mir vor Jahren einmal auf meine Frage, was Karl Petrowitsch darstelle, gegeben wurde. „Er ist Gemüse!" Darin gipfelte die Auskunft eines sich für sehr „helle" haltenden jungen Kolonisten über einen Mann und Pädagogen, von dem ich viel Gutes gehört hatte, den ich damals aber persönlich noch nicht kannte. Und als ich ihn kennen lernte, bedauerte ich und bedaure es bei aller Verehrung meiner eigenen Lehrer auch heute noch, daß ich nicht das Glück gehabt habe, Karl Petrowitsch Dorschs Schüler gewesen zu sein. Das Gemüse-Urteil des bezeichneten „Hellen" hat mich nicht weiter beeinflußt. Seine Voreingenommenheit und der Versuch, Dorsch lächerlich zu machen, — weil er „vegetarisch denkt und lebt" — zeigte mir, wie mitunter selbst die Besten nach Dingen beurteilt werden, die andere nichts, garnichts angehen.

Karl Petrowitsch arbeitet und stellt seinen Mann auch heute noch. Er hat die schweren Zeiten als wahrer Held der Kulturarbeit durchlebt und unser Volk muß ihm restlos Dank wissen. Möge auch ein weiteres Leben ihm die Gewißheit erhalten, daß seine hingebende Arbeit gute Früchte getragen hat. Vielleicht — es ist ihm von ganzem Herzen zu wünschen — führt ein guter Stern ihn noch einmal zum Ausruhen nach Deutschland, nach Hessen, an dem er, wie wir alle, mit kindlicher Liebe hängt.

G. S. Löbsack.

Deutschland und Rußland

Deutsche Bühnenstücke in Moskau. Die Moskauer Theater werden in der neubeginnenden Spielzeit eine ganze Reihe deutscher Bühnenwerke zur Aufführung bringen. So enthält der Spielplan des Moskauer Künstlertheaters Schillers „Fiesko" und „Die Räuber" und Hauptmanns „Elga". Das Kleine Theater bringt ebenfalls „Die Räuber", ferner „Maria Stuart", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos". Gutzkows „Uriel Acosta" und von neueren Werken „Die versunkene Glocke" und „Flachsmann als Erzieher". Das Komödientheater will Schmidtbonns „Komödianten" und Schnitzlers „Casanova in Spa" herausbringen, das Gabima-Theater, wo in althebräischer Sprache gespielt wird, führt Hebbels „Judith" auf. Die Simin-Oper (ein privates Unternehmen) wird die „Zauberflöte" und von Wagner den „Rienzi", den „Tannhäuser" und „Tristan" aufführen.

Die Einfuhrtätigkeit der Berliner Sowjethandelsmission. Ein leitender Beamter der Berliner Sowjethandelsvertretung, Herr Makowski, führt in der „Ekonomitscheskaja Shisn" aus, die Vertretung habe vom 1. Oktober 1922 bis zum 1. April d. J. von verschiedenen staatlichen Organen 354 Einkaufsaufträge erhalten und 3096 Abschlüsse für 13,62 Millionen Goldrubel in Deutschland und 342 Abschlüsse für 4,35 Millionen in anderen Ländern mit insgesamt 120 Großfirmen getätigt; 68 Proz. der Einkäufe entfallen auf technische Materialien und Fabrikeinrichtungen, 14 Proz. auf Chemikalien usw.

Deutsche Segler vor Gericht und als Gäste in Petersburg. Die Klubyacht „Peter von Danzig" ist soeben von einer längeren Fahrt zurückgekehrt, die sich bis Sowjetrußland ausgedehnt hatte. In Petersburg hatten die Danziger ein nicht ganz gewöhnliches Erlebnis. Die Yacht war in die Newa eingelaufen, nachdem die Hafenbehörden in Kronstadt die Schiffspapiere als in Ordnung befindlich anerkannt hatten. Die Petersburger Behörde war aber der Ansicht, daß diese Papiere zum Anlaufen sowjetrussischer Häfen nicht berechtigten und nach Einholung von Befehlen aus Moskau wurde die Besatzung vor Gericht gezogen. Dieses, aus einem Kommissar, einem Beisitzer und einer Beisitzerin bestehend, verurteilte die Danziger zu 4 Wochen Gefängnis, hob aber darauf gleich in der Sitzung das Urteil auf, und zwar wegen der guten Beziehungen zwischen Sowjetrußland und Deutschland. Diesem, den Beklagten sehr willkommenen Ausgang der Verhandlung folgte dann eine Einladung zu einem glänzenden Souper seitens der Dame, die als Beisitzerin fungiert hatte, welches dann auch im Gerichtsgebäude stattfand.

Erfolg der deutschen Buch-Ausstellung in Moskau. Die Sowjetpresse hat wiederholt die Ausstellung des deutschen Buches rühmend besprochen. Der Akademiker Ipatjew weist in der „Prawda" die wissenschaftlichen und literarischen Kreise auf die Bedeutung der Ausstellung hin, da hier seit 1914 zum ersten Mal wieder ein Ueberblick über das geistige Wirken Deutschlands gegeben sei.

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Die 200-Jahrfeier der Deutschen im Banat. Das Lied vom „Prinz Eugen, dem edlen Ritter" hat die Heldenkämpfe des deutschen Volkes an der unteren Donau unserem Gedächtnis lebendig erhalten. In jenen Tagen wurde durch deutsches Blut Ungarn von den Türken befreit, und den deutschen Kriegern folgten deutsche Siedler, meist aus Südwestdeutschland, die in die neuerworbenen Gebiete einzogen. So erfolgte vor 200 Jahren auch die Niederlassung der Schwaben im Banat, und diese Erinnerung wird in diesen Tagen festlich begangen. Kaindl schildert aus diesem Anlaß in „Reclams Universum" die Entwicklung und heutige Blüte dieser deutschen Kulturvorposten. Die meisten Ansiedlungen sind zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Joseph II. entstanden; aber auch noch im 19. und 20. Jahrhundert breiteten sich unsere Volksgenossen weiter aus und haben z. B. noch 1908 die neue Ansiedlung Waldau gegründet, die in kürzester Zeit heranwuchs. Was die Deutschen innerhalb von zwei Jahrhunderten hier geleistet, ist eine kulturelle Großtat. Sie kamen in ein Land, das man „der Deutschen Kirchhof" nannte, weil die Neuansiedler rasch dem Sumpffieber erlagen. Deutscher Fleiß verwandelte diese Gebiete in das reichste Weizen- und Weinland. Die schwäbischen Siedler des Banats sind wirkliche Bauern geblieben; trotz ihres Reichtums führen die Frauen den Mist noch selbst aufs Feld, und Mädchen, die die hohe Schule in Ofen und Wien besucht haben, melken im Stall und binden die Garben. Wohl ist durch die lange madjarische Zwangsherrschaft mancher vom deutschen Volke entfremdet worden, aber der Kern blieb deutsch; die heimischen Mundarten wurden bewahrt, und noch immer schläfert die Mutter ihr Kind mit den alten Wiegenliedern ein: „Schlof, Kindche, schlof, / Dei Vatr hiet die Schof, / Die Mutt'r hiet die brauni Kuh, / Seppi hal dei Aue zu". Vor allem haben sich die alten schwäbischen Bräuche bei der Hochzeit, den Spinnstubenzusammenkünften, dem Maibaum-Setzen und der Kirchweih erhalten. Nach dem Umsturz von 1918 kamen die deutschen Siedlungen zum größten Teil an den Südslawenstaat und an Groß-Rumänien, und diese Aenderung wurde wegen des schweren der madjarischen Gewaltherrschaft als Erlösung empfunden. Die Slawen haben denn auch in Südslawien und Rumänien einige ihnen bis dahin versagte deutsche Mittelschulen und größere Freiheit in der Errichtung ihrer Schutzvereine erlangt. Auch die Möglichkeit, völkische und kulturelle Forderungen in ihren Zeitungen zu besprechen, ist gegenwärtig günstiger. Der „Deutsche Kulturbund" im Südslawenstaate und der „Deutsch-schwäbische Kulturverband" im großrumänischen Banat konnten sich rasch entwickeln. Die zahlreichen Schwabensöhne, die jetzt österreichische und deutsche Universitäten beziehen, werden auch mehr deutsche Bildung ins Land bringen, als die Männer, die bisher an der madjarischen Universität Ofen-Pest herangebildet wurden.

Aus Nord- und Südamerika

Die diesjährige Ernte in Manitoba, Kanada ist, wie uns unser dortiger Vertreter berichtet, unter mittel ausgefallen. Die Aussichten auf die Ernte waren gut, doch hat der Rost das Getreide stark benachteiligt. Infolgedessen ist in der gesamten Wirtschaft ein nie dagewesener Stillstand eingetreten. Die Getreidepreise sind sehr niedrig, da das Getreide selbst sehr leicht ist. Für den Bushel Weizen werden 60 Cents gezahlt. Die Straßen Winnipegs sind voll von Arbeitslosen. Viele Wolgadeutsche siedeln in die Vereinigten Staaten über. Eine große Anzahl würde eine Ansiedlung von Wolgadeutschen in Mexiko fördern. Im Saskatchewan ist die Ernte etwas besser.

Siedlung und Wanderung

Russische Heimkehrer. Aus Estland wird uns geschrieben: Die große Sehnsucht nach Rußland treibt jetzt immer neue Scharen in die russischen Gebiete zurück. Die Petersburger Eisenbahnzüge werden immer länger und menschengedrängter. Die Meisten, die da in Kopflosigkeit heimkehren, sind vor der bolschewistischen Welle geflohen, sind arm und bloß nach Finnland, Schweden, Norwegen und Estland gekommen und haben dort Gastfreundschaft genossen. Nun schwebt ihnen Rußland wieder als das große heilige Rußland vor, wo man alle Höhen und Tiefen des Lebens erlebt und heute Bettler, morgen ein Glücksritter sein kann. Nach Rußland ziehen auch die Deutschrussen, die durch Emsigkeit und Geschicklichkeit rasch vorankommen und die der Stock-Russe als Mitbruder oder Mitschwester erträgt oder sogar schätzt. Die Vorsichtigen lassen ihre „Vorposten" auswandern, um auszukundschaften, ob schon Behaglichkeit und Reichtum in breitere Volksschichten gedrungen ist, so daß den Erwerbenden das Brot für die nächste Zukunft gesichert ist. Zu den neuen Auswanderern zählen die Esten, die anfangen, viel lieber Russisch zu lernen als Deutsch. Was ihre Sendung im fernen, weiten Rußland ist, wissen sie freilich noch nicht. Der Reiz des Neuen, ein wenig Abenteuerfreude — bei den Jungen — ist Haupttrieb. R. K. W.

Zur Siedlungsfrage in Argentinien. Einen in mancher Beziehung bemerkenswerten Artikel über das argentinische Kolonisationsproblem veröffentlicht Tomas Amadeo in „La Nacion", in welchem er darauf aufmerksam macht, daß die landläufige Ansicht dahin gehe, daß man mit etwa 1000 Pesos Anfangskapital auskommen könne. Nach neueren Erfahrungen, die deutsche Kolonisten gemacht haben, muß die Summe indessen wesentlich höher angenommen werden. Erfahrene Kolonisten berichten, daß bei den heutigen Verhältnissen 4000 Pesos erforderlich seien.

Erfreuliches über junge Mennonitenansiedlungen in Mexiko lesen wir in den nordamerikanischen Zeitungen. In einem Brief an die Mennoniten in Nordamerika von Mitte Juli aus Agua Nueva, Chihuahua, Mexiko, wird geschrieben: Während den vergangenen Monaten haben uns schon viele unserer Brüder aus den Vereinigten Staaten in Santa Clara besucht, und viele haben die Absicht geäußert, sich auch in der Republik Mexiko niederlassen zu wollen. Herr David S. Russel, der Besitzer von Santa Clara, sagte uns nun, daß er einen Vertreter nach den amerikanischen Mennoniten-Gemeinden senden würde, um unseren Brüdern genaue Auskunft über die gegenwärtigen Verhältnisse auf seinem Lande zu geben. Darum hat er uns gebeten, ihm diesen Brief zu schreiben, was wir mit dem größten Vergnügen tun. Seit Ende letzten Jahres sind nun im ganzen über achtzig Familien unseres Glaubens nach Santa Clara gezogen und leben nun hier. Alle sind nun schon genügend eingerichtet und haben sich ihre Wohnhäuser, Ställe und Schuppen aus Bauholz oder auch, was hier üblich ist, aus Lehmziegeln gebaut und auch ihre Höfe und Gartenpläße eingezäunt. So sind nun schon vier Ortschaften entstanden, die wir Sommerfeld, Silberfeld, Neuanlage und Waldeck nennen. Nun hat uns Gott der Herr auch mit seinem Segen beschenkt, denn seit Anfang dieses Monats sind über dem ganzen Lande, in Santa Clara und auch weiter im Süden, wo auch schon viele Hunderte von Mennoniten-Familien angesiedelt sind, immer häufigere Regen gefallen. Wie man uns sagt, werden die Regen nun auch fortdauern bis gegen Ende des Monats September oder Oktober, denn diese Monate sind die richtige Regenzeit in dieser Gegend. Deshalb sind wir nun auch alle froh und fühlen uns sehr ermutigt, und sind wir nun auch alle daran, soviel zu pflügen wie wir können, um Weizen, Gerste, Roggen, Mais, Kartoffeln, mexikanische Bohnen und was wir sonst noch haben, unterzubringen, und alle unsere Gärten instand zu setzen, denn wir glauben nun ohne Zweifel, daß wir gute Ernten haben können. Wieviel die Ernten geben werden, können wir aber erst im September oder Anfang Oktober wissen. Herr Russel arbeitet auch ohne Aufhören daran, uns genügend Wasser in Brunnen zu verschaffen. Es sind nun drei Bohrmaschinen an der Arbeit. Obschon diese Brunnen noch nicht genügend tief sind, um das Wasser heraufkommen zu lassen, haben wir aber doch Zutrauen, daß uns Gott der Herr auch hier helfen wird, denn es gibt auf dem ganzen Lande sehr viele natürliche und große Quellen, die das ganze Jahr hindurch Wasser geben. Wir sind auch sonst mit dem Lande und Klima ganz zufrieden, denn der Winter war ganz milde und der Sommer nicht zu heiß. Und was die einheimischen Bewohner anbetrifft, so haben uns die Leute noch nie im geringsten belästigt, sondern sie sind alle sehr zuvorkommend. Und was Herrn Russel wie auch alle seine Leute hier anbetrifft, könnten wir uns keine bessern wünschen, und wir sind ihnen allen zu Dank verpflichtet, denn man hilft uns in allem, was wir wollen. Mit Vergnügen werden wir jedermann brieflich Auskunft geben, wer es verlangt. Unsere genaue Adresse ist: Estaron Agua Nueva, Chihuahua, Mexiko. Wenn unsere Brüder uns schreiben, dann sollen sie nicht Chihuahua vergessen, denn es gibt noch andere Ortschaften, die auch Agua Nueva heißen, welche aber in andern Staaten der Republik Mexiko gelegen sind. Im Vereine aller unserer Gemeinde-Mitglieder laden wir unsere Glaubensgenossen in den Vereinigten Staaten ein, uns zu besuchen. Unterzeichnet P. A. Friesen, Johann J. Loewen, Abraham Doerksen, Bischof.

Aus Emigrantenkreisen

Ueberführung wolgadeutscher Hungerflüchtlinge. Auf Anordnung der deutschen Behörden sind Anfang September die wolgadeutschen Hungerflüchtlinge im Lockstedter Heimkehrlager in das gleichnamige Lager bei Frankfurt an der Oder überführt worden. Die Ueberfahrtsunkosten in Höhe von zirka 1½ Milliarden Mark sind zu gleichen Teilen vom Hilfswerk und vom Bereich der Wolgadeutschen in Berlin gedeckt worden, da die Flüchtlinge selbst völlig mittellos sind. Insgesamt wurden überführt 58 Personen, darunter 38 Erwachsene und 20 Kinder. Es sind zumeist Edelheimer und Ehrenfelder Familien namens Keil, Schröder, Menck, Gigges, Rubi, Michel, Mühlberger, Klein u. a.

Personalien. Am 13. September haben folgende Wolgadeutsche auf dem Dampfer „Cap Polonia" Hamburg verlassen und sich nach Montevideo (Südamerika) begeben: Ph. Weber aus Grimm mit Frau Anna, seinem Sohn Philipp und dem Waisenkind Emilie Weber. Die Familie Weber reist zu ihrem Verwandten Juan Weber in Est. Epupel, F. C. P., Argentinien. Ferner sind ausgereist: Familie Wild, 4 Personen, und Frau Kälbler. Unsere Landsleute beabsichtigen, sich in Montevideo so lange aufzuhalten, bis sie von ihren Angehörigen in Argentinien die Einreiseerlaubnis nach Argentinien erhalten. — Am 30. August ist Herr P. Ehren, Mitinhaber der Deutsch-Russischen Handelsgesellschaft, von seiner Geschäftsreise aus Argentinien nach Berlin zurückgekehrt. — Unser Landsmann Waldemar Emich aus Katharinenstadt, bisher wohnhaft in Staßfurt bei Magdeburg, ist als Fabrikarbeiter nach Frankreich übergesiedelt. Er wohnt jetzt in Paris. Vor seiner Abreise hat Herr Emich uns noch einen Besuch abgestattet und freiwillig eine Nachzahlung für den „Wolgadeutschen" geleistet. — Unser Leser Jak. Loß aus Balzer, zur Zeit Berlin, hat dem „Wolgadeutschen" ein Geschenk von Mark 237 000 gemacht.

Ausgeführte Spenden - Aufträge

Im Auftrage verschiedener Spender hat das **Hilfswerk der Wolgadeutschen,** Berlin W 57, Yorkstraße 46, ausgehändigt:

An Heinrich Becker, Erlenbach, ein Paket Lebensmittel und Kleidungsstücke 31 Pfd., ein Paket 38 Pfd. von Georg Becker in Deutschland; an Philipp Johannes in Kulkus ein Paket 39 Pfd. von Johannes Johannes, Deutschland; an Konrad Graßmück in Stahl von Konrad Graßmück in Deutschland ein Paket Kleidungsstücke 20 Pfd.; an Becker in Erlenbach von Peter Becker in Deutschland ein Paket 37 Pfd.; an Johannes Brill in Norka von Peter Brill in Deutschland ein Paket 1 Pud 45 Pfd.; an Alexander Bay in Dreispitz von Amalie Keller in Deutschland ein Paket 17 Pfd.; an Joh. Weidenmüller in Norka von Konrad Weidenmüller in Deutschland ein Paket 35 Pfd.; an Fr. Ab in Unterdorf von Al. Ab und Kell in U. S. A. zwei Pakete 1 Pud 12½ Pfd.; an Georg Kein in Unterdorf von David Kein in Kanada ein Paket 11 Pfd.; an Hil. Georg Rau in Neukolonie von Martin Adam in Argentinien ein Paket 13½ Pfd.; an Wilhelm Löbsack in Grimm von Waldemar Löbsack in Berlin ein Paket 24 Pfd.; an Adolf Schönberger von Pater Joh. Schönberger in Berlin ein Paket 10½ Pfd.; im Auftrage des Hilfswerks der Wolgadeutschen sind ausgehändigt worden an die Witwe des verstorbenen Joh. Zorn in Orlowskoje 29 Pfd. Speck; an Franz Gröschel sind ausgehändigt worden 40 Kg. Weizenmehl; als Kulturspende des Hilfswerks der Wolgadeutschen sind ausgehändigt worden an die Schulen des Gebiets der Wolgadeutschen 1 Pud 27 Pfd. Schreibhefte.

Weizenmehl. Josef Maier, Kamenka, 53 Pfd.; Eugenie Bohn, Kamenka, 53 Pfd.; Georg Beier, Kamenka, 80 Pfd.; Johann Roth und Franz Leibold, Kamenka, 133 Pfd.; A. Fischbach, Kamenka, 133 Pfd.; Ph. Galitzki, Kamenka, 133 Pfd.; Andreas Heim, Kamenka, 133 Pfd.; Kommission zur Verteilung von Spenden des Dorfes Merkel 1200 Pfd.; Eva Elisabeth Hergert, Dönnhof, 16 Pfd.; Georg Streitenberger, Streckerau, 213 Pfd.; Joh. Martel, Brabander, 53 Pfd.; Wilh. Spomer, Bangert, 112 Pfd.; Pfarrer Georg Baier, Katharinenstadt, 20 Pfd.; Joh. Kindertnecht, Mariental, 15 Pud Weizen.

Geld. Alois des Josef Kapp, Rohleder, 68 Dollar; Magdalene Elzenbach, Leichtling, 65 000 deutsche Reichsmark; Schönberger, Nowo-Nikolajewka, 18,70 Dollar; Franz Wittmann, Herzog, 11,90 Dollar; Eva Göß, Herzog, 6 Dollar.

An **Kleidungsstücken** wurden aus dem Verfügungsfonds des Hilfswerks der Wolgadeutschen ausgehändigt: an Katharina Grauberger eine Frauenjacke, ein Frauenhemd, ein Paar Frauenstrümpfe, ein Kinderrock, ein Frauenrock, ein Paar Frauenschuhe, ein Kopftuch.

Pflüge. Joh. Seewald, Franz Leibold und Joh. Roth ein Pflug; Allgemeinheit des Dorfes Mariental ein Pflug.

Aus dem **Schwarzmeergebiet** liegen folgende Empfangsbestätigungen vor (die Aufträge waren vom Hilfswerk der Wolgadeutschen an das Schwarzmeerhilfswerk weitergegeben worden): von J. Seliger in Rastadt über 21 schw. Franken; von R. W. Krämer, daselbst, über 34,50 schw. Franken; von Barbara Hoerner, daselbst, über 54,50 schw. Franken; von Lina Hoerner, daselbst, über 287,50 schw. Franken; von Anton Wirz, Rastadt, über 57,50 schw. Franken.

Die Empfangsbestätigungen sind an die hochherzigen Spender weiter gesandt worden.

Eingegangene Spenden

Dem **Hilfswerk der Wolgadeutschen,** Berlin W. 57, Yorkstr. 46 I, sind zur Weiterleitung folgende Spenden zugegangen: von Friedrich Besel für Gg. Loose, Erlenbach, Pesos 30; von Ph. Graßmück für Gottfr. Graßmück, Laume, Dollar 5; von E. Ullmann für R. Ullmann Dollar 5; von Karl Kraft für Adam und Heinrich Kraft, Kraft, Dollar 5; von Juan M. Cejpek für Paulina Jungheim, Frankfurt a. O., Pesos 7; von John Kurtz für Waisenkinder Dollar 5; von Phil. Ulrich für A. Ulrich, Kamenka, Dollar 10; von Adam Herdt für Jak. Herdt, Oberdorf, Dollar 12; von Adam Herdt für Alex. Reißig, Oberdorf, Dollar 8; von Juan Mollecker für Elisabeth Mollecker Pesos 100; von Georg Fritzler für Christian Howeiler, Stephan, Dollar 17,62; von Georg Fritzler für Friedr. Mohr, Stephan, Dollar 17,62; von Georg Frihler für Pastor Schneider Dollar 3,52; von Pauline Martel für J. Masson, Dehler, M. 1 320 000,—; von Peter Desch für Kath. Desch Pesos 300; von Ignatz Götte für Kath. Schwab, Semenowka, M. 1 727 000,—; von Friedrich Helver für Gottfried Eberhardt Dollar 24; von Andreas Meter für Anna M. Regowski, Kamenka, Dollar 5,50; von Konrad Rausch für Joh. Leineker, Köhler, Pesos 217,65; von Peter Bartel für Jak. Bartel Pesos 40; von Alejandro Schäfer für Rosa Lell, Minst, Pesos 40; von Juan Schlundt für J. Schlundt, Bauer, Pesos 50; von Fr. Besel für Friedrich Uhrig, Erlenbach, Pesos 25; von Fr. Besel für Heinrich Uhrig, Erlenbach, Pesos 15; von Fr. Besel für Georg Uhrig, Pesos 50; von Fr. Besel für Katharina Körn Pesos 5; von Fr. Besel für Gemeinde Erlenbach Pesos 190; von Fr. Besel für Konrad Hoffner, Oberdorf, Pesos 5; von David Weimer für Gottfried Ruhl, Galta, Dollar 10; von Anna M. Bartel für Kinderspende Pesos 1; von Miguel Rundau für J. Rundau Pesos 148,75.

Ferner sind eingegangen durch Herrn J. Sprothoff, Buenos Aires (verpäket): durch Herrn Pater Thomas, Coron. Suarez, Col. 2, 25 Pesos für die Allgemeinheit; durch Herrn Pater Hummels, S. Anita, 120 Pesos, für Jos. Gerstner in Frankfurt a. Oder, gespendet von Joh. Gerstner, S. Anita; durch Herrn Pater Woosen, Valle Maria, 30 Pesos für Katharina Seewald in Frankfurt a. Oder, gespendet von Joh. Dandörfer, Valle Maria; von Juan Beck, Remeco, für den Herrn Pater (ungenannt) in Dehler a. d. Wolga 3½ Pesos; von Herrn Rollhäuser, Saenz, für Jah. Pet. Rollhäuser in Husaren a. d. Wolga 20 Pesos; von Jos. Appelhans, Coronel Suarez, Col. 2, 50 Pesos für Margarete Meurer, geb. Munschau, in Rothammel a. d. W.; von Georg Dent, Saenz, F. C. P., für Postauslagen und Zeitungen an das Hilfswerk 3 Pesos, an den Verein 2 Pesos; von Martin Adam, Chillar, für Herrn Pater J. Schönberger 5 Pesos; von Peter Mollecker, Winifreda, für Pater J. Schönberger, ½ Peso; von Peter Mehringer für Herrn Pater J. Schönberger 1 Peso; von Anna Schwab, Coronel Suarez, Col. 2, für den „Wolgadeutschen" 5 Pesos.

Des weiteren sind eingegangen: Durch Herrn Gottfriedt Bernhardt in Winnipeg, Manitoba, Kanada, vom Galtaer Hilfsverein 26 Dollar zur Rettung der wolgadeutschen Waisenkinder in Minsk, Polozk, Nowgrad-Wolynsk und anderorts, 100 Dollar für die Waisenkinder in Galka an der Wolga zur Verwendung nach dem Ermessen der Kirchenvorsteher und Schulmeister.

Bares Geld Ihren Freunden!

Wünschen Sie Ihren Freunden in den Wolgakolonien wie überhaupt in Rußland bares Geld zu senden, so erteilen Sie uns Ihren Auftrag. Ihre Geldsendungen werden von uns schnell, sicher und billig weitergeleitet. Die Auszahlung in Rußland erfolgt in fester Währung. Empfangsbestätigungen erhalten Sie in kürzester Zeit.

Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.
Berlin W 57, Yorkstr. 46 I.

Bankkonto:
Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin. (Filiale in Buenos Aires: Banco Germanico de la America del Sud.)

Wir sprechen ihm auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank aus. — Frau Katherina Mohr (41 Jahre), Jakob Mohr (17 Jahre), Heinrich Mohr (15 Jahre), Alexander Mohr (13 Jahre), Amalia Mohr (10 Jahre) aus Beideck, Bezirk Balzer, und Frau Anna Maria Hartmann (56 Jahre), Maria Hartmann (20 Jahre), Pauline Hartmann (18 Jahre), Teresta Hartmann (15 Jahre), George Hartmann (13 Jahre) aus Balzer fahren am 18. 9. 23 durch den Nordd. Lloyd mit dem Dampfer „Orca" von Hamburg nach Kenosha, Wisc., U. S. A., 423 Edward Street.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Die Chinesen als Erfinder. Die Chinesen werden gemeinhin als nach westlichen Vorstellungen wenig entwickeltes Volk betrachtet. Von Rußland her kennen wir die „Kitaizy" meistens nur als Hausierer, deren kleine Füße, Schlitzaugen, gelbe Gesichtsfarbe und deren komisches Russisch sie immer als uns fremd und damit — unlogischerweise — als unter den Westvölkern stehend erscheinen ließen. Ein Blick in die Geschichte der Chinesen aber zeigt, wie hoch sie in geistiger Beziehung stehen. So lehren uns z. B. die chinesischen Erfindungen, daß die Chinesen schon vor vielen Jahrhunderten einmal auf der Stufe standen, die wir heute als modern bezeichnen. Das Papier ist von den Chinesen schon im Jahre 105 vor Christi erfunden worden. Das erste größere Werk haben die Chinesen schon 594 nach Christi gedruckt. Der Kompaß war in China schon im 12. vorchristlichen Jahrhundert bekannt. Auch die Erfindung des Schießpulvers ist in China sehr alt und schon im 4. Jahrhundert führten die chinesischen Handelsschiffe Feuerwaffen. Es werden in alten Chroniken Handgranaten erwähnt, dann kamen in der Mitte des 13. Jahrhunderts Kanonen und Gewehre zur Verwendung. Schon in der Schlacht bei Liegnitz 1241 verwandten die Mongolen betäubende Gase, die während des Weltkriegs als „moderne" Erfindung so großes Aufsehen erregt haben. Auch Torpedos hatten die Chinesen im 13. Jahrhundert schon. Das Unterseeboot war von den Chinesen schon Ende des 3. vorchristlichen Jahrhunderts erfunden worden. Schon 1595 kämpfte gegen die japanische Flotte ein chinesisches Panzerschiff. Fünf Jahrhunderte vor Christi Geburt erfand ein Chinese den Vorläufer unserer heutigen Flugapparate. Der Taxameter, das Fernrohr, der Erdbebenmesser sind ebenfalls zuerst von den Chinesen erfunden worden. Auch die Briketts sind chinesischen Ursprungs, die Impfung, der zusammenklappbare Schirm, der Zylinderhut. Das Harmonium wurde der chinesischen Zungenflöte nachgebildet. Eine solche gelangte zu Anfang des 18. Jahrhunderts in die Hände eines Petersburger Orgelbauers, der ihr Prinzip auf die Orgel übertrug. Die erste Zeitung erschien in China schon vor 1000 Jahren, also 900 nach Christi Geburt. Sie hieß „Tahing Pao" und hat ihr Erscheinen vor einigen Wochen wegen Geldmangels eingestellt. Alle diese Erfindungen sind in China in ihren Anfangsformen stecken geblieben. Die westlichen Völker, die sie zum Teil durch die Araber übermittelt bekamen, haben sie vervollkommnet. Manche chinesische Erfindung ist auch völlig vergessen worden und später in Westeuropa neu erfunden worden. Also, mehr Ehrfurcht vor den Chinesen! Dr. E. C.

Eine Riesenuhr. Die Angestellten des Wernerwerkes in Siemensstadt bei Berlin können zu der größten europäischen Uhr aufschauen, daran 4 Riesenzifferblätter von einem fast 80 Meter hohen viereckigen Turm, der 18 Stockwerke birgt, weithin in die Lande leuchten. Jedes Zifferblatt hat einen Durchmesser von sieben Metern. An Stelle der Stundenziffern sind 12 helle Kreise angebracht. Ein großer Zeiger der Riesenuhr besitzt eine Länge von drei Metern; ein kleiner Zeiger mißt einunddreiviertel Meter. Ein Zeigerpaar hat das beachtenswerte Gewicht von 1400 Pfund. Das Meisterwerk deutscher Uhrmacherkunst erfuhr insofern eine Neuerung, als das Werk der großen Uhr nicht hinter den Zifferblättern angebracht wurde, sondern einige Meter tiefer aufgestellt wurde, wo es gegen Witterungseinflüsse geschützt ist. — Die Zeigerbewegung geschieht durch elektrische Uebertragung. Die deutsche Riesenuhr ist während der letzten Hälfte des Weltkrieges aufgestellt und in Betrieb gesetzt worden.

Ein russischer Kreuzer gehoben. Den der Hamburger Bugsier-, Reederei- und Bergungsaktiengesellschaft gehörigen Bergungsdampfern „Jason" und „Brussa", sowie dem Seelichter „Rundschau" ist es gelungen, den während des Krieges im Finnischen Golf gesunkenen russischen Kreuzer „Rossija" zu heben und in Reval einzubringen. Dort wird das zum Abwracken nach Deutschland verkaufte Schiff abgedichtet und dann nach Kiel geschleppt werden.

Die Strecke Berlin—Petersburg kann jetzt, nachdem die Verbindung zwischen Berlin—Petersburg und Berlin—Moskau durch einen amtlichen Verkehrsplan geregelt ist, zurückgelegt werden (über Reval): mit Dampfer und Eisenbahn in etwa 90 Stunden; mit der Eisenbahn in 85 Stunden; mit Eisenbahn, Flugzeug, Eisenbahn in 60 Stunden.

Aus Natur und Geschichte

Natur und Aberglaube. Der Trieb im Menschen, den Schleier vor der Zukunft zu zerreißen, hat von uraltersher die oft simtlosesten Wege beschritten, um zum Ziele zu gelangen. So machen in Deutschland auch in diesem Jahre wieder zwei Prophezeiungen die Runde, die auf zwei Erscheinungen der Natur gegründet sind. So behauptet man, im Blatte des Hafers ein „B" zu finden, nachdem man vor einigen Jahren an derselben Stelle ein „Z" gelesen hatte, welches man als „Teuerung" deutete. Das diesjährige „B" wird von Optimisten als „Billigkeit" gelesen, von Pessimisten als Zeichen für „Blut" oder „Bürgerkrieg" angenommen. Tatsache ist, daß in der Spreite des Haferblattes, etwa in der Mitte, eine kettenähnliche Zeichnung — die Pessimisten werden sofort die „Sklavenkette" erkennen — unter günstigem Lichteinfall zu sehen ist. Im Weizenblatt ist mitunter ein ringähnliches Gebilde zu sehen. (Der Optimist: Wir bekommen wieder unser altes, gutes, rundes Hartgeld! — Der Pessimist: Wir werden von unseren Feinden umringt!) — **Ein zweites ist der Zug des Heerwurms.** In Westfalen wird behauptet, daß 1914 der Heerwurm gezogen sei, und bis heute nicht wieder. Damals habe es Krieg gegeben, und man muß es auch wieder Krieg geben. Oh, heilige Einfalt!

Wissenschaftliche Erforschung des Schwarzen Meeres. Eine Abteilung des geographischen Institutes in Odessa hat eine Expedition zur Erforschung des nordwestlichen Teiles des Schwarzen Meeres unternommen. Es soll in erster Linie die Ursache des dort am Land und auf See bereits von früheren Expeditionen festgestellten Abweichens der Magnetnadel des Kompasses ermittelt werden, was schon häufig zu Irreführungen der Schiffer und zu Unglücksfällen geführt hat.

Ein Meteor über Tula. Kürzlich ist über Tula (Rußland) ein großer Meteor geflogen, dessen Schein stärker war als das Sonnenlicht. Der Flug des Meteors wurde von 6 schweren Schlägen begleitet, die an entfernten Kanonendonner erinnerten.

Die Petroleumerzeugung der Welt. Innerhalb der 65 Jahre von 1857 bis 1921 sind in der ganzen Welt annähernd 9 551 997 000 Barrels zu je 190 Liter Petroleum gefördert worden. Hiervon entfielen 62,1 v. H. gleich etwa 6000 Millionen Barrels auf Amerika, 20,3 v. H. (etwa 2 Milliarden Barrels) auf Rußland und 7,7 v. H. auf Mexiko. Der Rest von etwa 10 v. H. verteilt sich auf mehrere Länder.

Wie entsteht Erdbeben? Wieder einmal ist das japanische Inselreich von einer furchtbaren Erdbeben-Katastrophe heimgesucht worden, und das Reich des Mikado, das dem durchreisenden Europäer so anmutig und glücklich erscheint, offenbart sich als dasjenige Land der Welt, in dem die unterirdischen Mächte wohl am furchtbarsten grollen und wüten. Japan, das 160 verschiedene Vulkane besitzt, ist alltäglich von Erdbeben erschüttert und hat sich in der Bauart seiner Häuser, ja auch in der Lebensart der Menschen dem ewigen Schwanken des Bodens angepaßt. Freilich, so gewaltige Erdbeben, die von ungeheuren Sturmfluten begleitet sind und wahrscheinlich mit den Ausbrüchen großer unterseeischer Vulkane zusammenhängen, sind glücklicherweise selten. Taifune und Sturmfluten, die von Korea und Honkong gemeldet wurden, gingen dem furchtbaren Unglück voraus, und die Seismographen der ganzen Welt registrierten eine wachsende Unruhe der Erdoberfläche. So viel die Erdbebenforschung bereits geleistet hat, so ist es ihr doch noch nicht gelungen, Erdbeben auf so lange Zeit vorauszusagen, daß entscheidende Vorsichtsmaßregeln getroffen werden können. Auch die Entstehung der Erdbeben, über die so viele Theorien bestehen, ist noch immer in ein gewisses Geheimnis gehüllt. Die gegenwärtig verbreitete Anschauung, die freilich in Einzelheiten verschieden gedeutet wird, ist die, daß ein Erdbeben durch einen Riß in der Erdkruste entsteht. Die einzelnen Lagen der Erdoberfläche sind immer in einem Zustande starker Spannung, und zu Zeiten wird diese Spannung so heftig, daß ein Riß eintritt, der natürlich von heftigen Erschütterungen begleitet ist. So nahm man früher an, daß die Erde sich allmählich abkühlt und daß infolgedessen die Erdkruste zusammenschrumpft, je älter unser Planet wird. Diese Theorie ist heute aufgegeben, und zwar deswegen, weil man durch Forschungen feststellte, daß die Erde sich nicht abkühlt, sondern sich durch eine allmähliche Umformung der radioaktiven Stoffe erwärmt. Je tiefer wir in die Erdoberfläche eindringen, desto höhere Temperaturgrade können wir feststellen. Man ist daher zu der Annahme berechtigt, daß sehr hohe Hitzen bereits in nicht sehr großen Tiefen der Erde bestehen. Nun ist gewöhnlich das Steigen der Temperatur von Ausdehnung der Masse begleitet, und dadurch wird wieder eine Verstärkung des Druckes hervorgerufen. Das Erdbeben würde also nach dieser Vorstellung eine Verminderung des Druckes bezwecken, indem sich die stark erwärmte Masse des Erdinnern auf diese Weise sozusagen Luft schafft. Solchen Gefahren sind natürlich Länder mit vulkanischem Boden, wie es Japan ist, besonders stark ausgesetzt.

Haus, Hof, Garten, Feld

Geschlecht der Hühner aus den Eiern zu erkennen, ist nach Lienhardt möglich, doch nur bei ein und derselben Rasse und gleich gutem Gesundheitszustand. Die schweren Eier tragen einen männlichen, die leichteren einen weiblichen Keim!

Dem Durchfall bei Hühnern kann auf verschiedene Weise begegnet werden. In Gebirgsgegenden stößt man Zweige oder Keime junger Fichtenreiser und mengt diese Spreu unter das Trinkwasser der Hühner. In anderen Gegenden streut man Tabaksasche in das Futter.

Spitzen zu waschen. Feine Spitzenschleifen wäscht man, ohne sie zu zertrennen, am besten folgendermaßen: In einen tiefen Napf wird Benzin gegossen und das betreffende Stück darin leise gedrückt und hin- und hergezogen. So oft die Flüssigkeit verdustet, gießt man frische darauf, bis die Schleife sauber ist. Danach kann sie sofort geplättet werden, und die Reinigung hat sehr wenig gekostet.

Bierflecke in Kleidungsstücken werden nur mit lauwarmem Wasser behandelt, das mit einem Läppchen aufgerieben wird. Die den Fleck bildenden extrakt- und zuckerartigen Stoffe sind leicht in Wasser löslich.

Milchtöpfe schnell zu entsäuern. Ein wenig bekanntes Entsäuerungsmittel sind rohe Kartoffelschalen. Werden damit wöchentlich einmal Milchtopf und -kanne ausgekocht und die Milchflaschen damit gespült, dann werden sie, wie bei Behandlung mit Sodawasser, völlig keimfrei, und die Milch wird vor dem Verderben und Säuern bewahrt.

Warum gackert die Henne beim Eierlegen? Es gilt allgemein als ausgemacht, daß die Henne, die nach dem Legen eines Eies gackert, dies aus dem Grunde tut, um jedermann bekanntzugeben, daß das freudige Ereignis eingetreten ist. Und wenn der Hahn auf diesen Freudenruf mit lautem Krähen antwortet, so nimmt man auch diese Aeußerung für den Ausdruck des Stolzes über das geleistete Werk. Diese Erklärung ist indessen ganz und garnicht stichhaltig, und zwar schon deshalb nicht, weil der Instinkt die Henne darüber belehren müßte, daß es gefährlich ist, den Feind auf das Ei und die bevorstehende Mutterfreude aufmerksam zu machen. Das Gackern des Huhns erklärt sich vielmehr aus atavistischen Gründen, die auf die Zeit zurückgehen, als das Huhn noch nicht Haustier war, sondern in wildem Zustand lebte. Wenn die Henne in jenen Zeiten ein Ei legen wollte, so zog sie sich von der geflügelten Gesellschaft zurück und besorgte ihr Geschäft in geziemender Entfernung. Inzwischen war die Herde aber weiter gewandert, und sie wußte nicht, wo sie sie wieder erreichen konnte. Sie gackerte deshalb, um sich bemerkbar zu machen, und wenn der Hahn der Herde dieses Gackern hörte, so antwortete er mit lautem Krähen, um die Henne darüber zu unterrichten, nach welcher Richtung sie ihren Flug nehmen sollte. Dieses Verfahren beobachten auch heute noch die wilden Hühner in Indien und auf Malakka, die die Ahnen unserer Haushühner sind.

Verschiedenes

Die Solowetzki-Inseln als russischer Verbannungsort. Neuerdings werden die politischen Gefangenen auf Anordnung der Sowjetregierung nach den Solowetzki-Inseln übergeführt. Diese im Weißen Meer gelegenen Inseln sind schwer zugänglich, etwa 6 bis 7 Monate im Herbst und Winter steckt jeder Schiffsverkehr infolge der klimatischen Bedingungen. In Verbindung hiermit ist folgende Mitteilung interessant: Das berühmte, noch aus der Zeit des Zaren Iwan des Schrecklichen stammende, auf einer der Solowetzki-Inseln im Weißen Meer gelegene Kloster ist durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört worden. Unschätzbare Kunsterzeugnisse und alte Handschriften sind zugrundegegangen, was davon vom Feuer verschont geblieben ist, soll nach Moskau übergeführt werden.

Das Feldbett der Zarin. Ein Feldbett, das der letzten russischen Zarin Alexandra Feodorowna gehört haben soll, steht laut Berichten der lettländischen Presse in Riga zum Verkauf, und zwar in einem der Geschäfte, die mit dem billig aufgekauften Kunstbesitz verarmter Familien Handel treiben. Auf welchem Wege das Bett seinen derzeitigen Standort erreicht hat, ist nicht bekannt oder wird nicht verraten.

Die Verbreitung der Bibel. Nach dem Rechenschaftsbericht, den die Londoner Bibelgesellschaft kürzlich erstattete, hat die Zahl der Bibelübersetzungen seit dem Jahre 1900 einen Zuwachs von 180 weiteren Ausgaben in fremden Sprachen erfahren. Damit ist die Zahl der Uebersetzungen der Bibel auf 558 Sprachen gestiegen. Die Gesellschaft hat sich das Ziel gesetzt, die Bibel auch in die Kreise der Völker zu bringen, die auf der niedrigsten Stufe der Zivilisation und der Geistesentwicklung stehen. Die Zahl der Exemplare, die bis zum Jahre 1923 gedruckt wurden, übersteigt 9 Millionen.

Durch die Nichterfüllung eines Befehls Katharinas II. vom Tode errettet. Der russische Bankier Sauderland hatte der Kaiserin Katharina II. von Rußland einen prächtigen Hund geschenkt, den sie mit dem Namen des Gebers belegte. Als das Tier starb, ließ die Kaiserin, um wenigstens das Fell ihres Lieblings zu erhalten, einen Hofbeamten rufen und befahl, „den Sauderland auszustopfen". Der Beamte, der weder von dem Hund noch von seinem Tode etwas wußte, wohl aber den Bankier des Namens kannte, meldete diesem den Befehl der Kaiserin, daß er ausgestopft werden sollte. In dieser Blütezeit des Absolutismus mußte dem Befehl der Kaiserin unbedingt gehorcht werden. Sauderland wurde gefangengesetzt und konnte nur durch große Geldgeschenke die Veränstigung einer Audienz bei der Kaiserin erlangen. Er warf sich vor ihr zu Füßen und fragte unter Tränen, warum er getötet und ausgestopft werden sollte, worauf Katharina lachend den Sachverhalt erklärte. Ohne die Beschlichkeit der Beamten wäre es aber dem Bankier übel ergangen.

10 Millionen Kriegsverstümmelte. In dem vorläufigen Bericht, den das Internationale Arbeitsamt den in Genf zusammengetretenen Sachverständigen, die sich mit der Frage der Unterbringung der Kriegsverstümmelten zu befassen haben, zugestellt hat, werden folgende Angaben über die Zahl der pensionsberechtigten Kriegsverstümmelten in den verschiedenen Ländern gemacht: Deutschland 1 537 000, Oesterreich 164 000, Vereinigte Staaten 157 000, Frankreich 1 500 000, Großbritannien 117 000, Italien 300 000, Polen 120 000, Rumänien 100 000, Jugoslawien 364 000, Rußland 775 000, Tschechoslowakei 236 000, Australien 76 000, Belgien 25 000, Kanada 45 000, Finnland 10 000, Neuseeland 20 000. Die Gesamtzahl der Kriegsverstümmelten beträgt somit 7 124 000. In dieser Zusammenstellung fehlen noch die amtlichen Angaben über die Zahl der Kriegsopfer in der Türkei, in Bulgarien, den baltischen Staaten, Portugal, Ungarn und Japan. Es kann angenommen werden, daß damit die Zahl der Kriegsverstümmelten sich auf etwa zehn Millionen beläuft.

Das Mittelalter in Odessa. Aus Konstantinopel wird mitgeteilt: Hier eintreffende Reisende erzählen, daß die „Erneuerung" des Muttergottesbildes in der Odessaer Kathedrale großes Aufsehen erregt hat. Nach Meldungen der Sowjetpresse standen um die Kathedrale tagelang große Menschenmassen. Ein Bischof der „Lebenden Kirche", der zur Sowjetkommission zur Untersuchung der Ursachen der „Erneuerung" des Bildes gehört, verfuchte in einer Rede in der Kathedrale das Volk davon zu überzeugen, daß die Erneuerung auf einen chemischen Prozeß der Farben, mit denen das Bild gemalt ist, zurückzuführen sei. Die Volksmenge vertrieb den Bischof aber aus der Kirche und verlangte von den Behörden die Uebergabe der Kathedrale an die Anhänger der alten Kirche, an deren Spitze bekanntlich Patriarch Tichon steht.

Vom Büchertisch

Hessische Köpfe. Lebensbilder vom geistigen Wirken des Hessischen Volksstammes im 20. Jahrhundert von Will Scheller. 1. Band mit 11 Abbildungen. Heimatschollen-Verlag, A. Vercecker, Melsungen (Deutschland). Die Hessen ringen im Bund der deutschen Stämme um die gerechte Wertung ihres geistigen Schaffens. Sie haben viel Schönes geleistet. Den schöpferischen Menschen unter ihnen läßt der tapfere Will Scheller in seinen Lebensbildern, von denen der erste Band erschienen ist, Würdigung zuteil werden. Uns Wolgadeutschen, die wir unglücklicherweise erst jetzt uns in Deutschland richtig zurechtfinden lernen, bietet ein solches Büchlein von Lebensbildern viel Wertvolles. Zwar kennen wir die „ganz Großen" Deutschlands, diejenigen Wissenschaftler, Künstler, Dichter, Politiker, die auch über die deutsch-russische Grenze hinaus bekannt waren und sind —, aber die im Innern des Landes Schaffenden, deren Kulturwert mehr ist, als oftmals mißverstandene Popularität, die sehen wir, was z. B. insbesondere unser Hessenland anbelangt, in Schellers Lebensbildern. Zehn Schaffende, darunter auch unser oberhessischer Alfred Bock, werden in diesem Büchlein so anziehend und mit soviel Liebe und sinnigem Urteil charakterisiert, daß man sich zwischendurch beschämt sagt: Den kenne ich ja noch gar nicht, das habe ich ja noch gar nicht gelesen oder gesehen oder gehört. Scheller führt vor: den Maler Carl Bantzer, den Schriftsteller Alfred Bock, den Komponisten und Liederdichter Johann Lewalter, den Erzähler Heinrich Ruppel, den Sänger (Lautenist) Heinz Cloß, den Dichter Stefan George, den Erzähler Wilhelm Speck, den Zeichner und Maler Friedrich Fennel, den technischen und Bühnen-Schriftsteller und Dichter Alex-Viktor v. Frankenberg, den Lyriker und Wirtschaftler Ernst Schmitt. Alles Heimatsleute, alles Schaffende, die unser Hessenland in seiner geistigen Kraft verkörpern.

— ck.

Zur Geologie des Gebiets der Wolgadeutschen und dessen nächster Umgebung. Von A. Busik, Bergwerksingenieur. Das Schriftchen, das in dem rührigen Pokrowsker deutschen Verlag „Unsere Wirtschaft" erschienen ist, befaßt sich, wie der Titel sagt, mit der Geologie des Gebietes der Wolgadeutschen. Zur Erforschung der Naturschätze des Gebiets ist hiermit ein anerkennenswerter Schritt getan. Trotzdem das Heft nicht umfangreich ist, bringt es allerlei Neues und Interessantes. Ein Kartogramm der beschriebenen Ortschaften und zwei Tabellen paläontologischer Funde im Gebiet vervollständigen die wertvolle wissenschaftliche Arbeit. A. Busik ist durch einige andere Schriften geologischen Inhaltes (Maikopscher Naphtha-Rayon, Emba-Naphtha-Rayon, Nowousensker Bezirk, Bohrkunde, Dergatschewscher Brennguasrayon) bekannt.

— ck.

Briefkasten

Joh. Keller, Ramirez, Arg. Für die 6 Pesos, die Sie beim Hilfswerk gut hatten, lassen wir Ihnen wunschgemäß die Zeitung bis zum 30. Juni 1924 zugehen.

Pedro Keßler, Ataliva Roca, Arg. Sie haben recht: Sie hatten uns Ihre Adresse nicht vollständig mitgeteilt. Wir fügen nun Ataliva Roca hinzu, so daß Sie die Zeitung nun wohl regelmäßig und rechtzeitig erhalten.

Federiko Nezler, Ramirez, Arg. Ihre Rätsellösung ist zu spät eingetroffen, auch war sie nicht richtig. Das Schiff hieß „Feldmarschall Suworow", nicht, wie Sie schreiben, „Licolei Movesetzky". Den gesandten Peso verwenden wir für die Armen. Herzlichen Dank für das Interesse!

Wer weiß, wo Christian und Jakob Bachmann aus Paulskoje wohnen? Sie werden gesucht von unserem Landsmann Johann Bachmann, der zur Zeit in Kupferberg bei Kreuzberg, Kreis Wipperfürth im Rheinland, wohnt.

Kunz, Schwab und Co., Col. Baron, Arg. Für die gesandten Abonnementsgelder unseren herzlichsten Dank! Der Fall Holmann ist uns nicht bekannt, das Geld ist nicht eingelaufen. Wir senden ihm die Zeitung nun auf Ihre neue Bestellung natürlich regelmäßig. Inzwischen ist Herr Stieglitz wohl schon bei Ihnen gewesen und Herr Kunz hat Frau Mohstedt-Kunz, die mit Herrn Stieglitz aus Rußland gekommen ist, wohl schon begrüßen dürfen. Freundliche Grüße und viel Erfolg in Ihrer Arbeit.

Herrn. Jakob Schwab, Santa Maria, Arg. Recht so! Wir haben die 25 Pesos richtig erhalten und die neuen Leser in unsere Liste aufgenommen. Es wird alles nach Anweisung besorgt. Für Ihre schöne und erfolgreiche Werbearbeit unseren herzlichsten Dank!

Herrn Joseph Schwab, Cor. Suarez, Col. 2, Arg. Ihre Bestellung ist eingelaufen. Die Zeitung geht Ihnen zu. Vielen herzlichen Dank für Ihr Interesse an unserer Arbeit und für Ihr mannhaftes Eintreten.

Herrn Georg Denk, A. Saenz, Arg. Bestellung erhalten. Freundl. Dank. Die 5 Pesos sind für den weiteren Bezug des Wolgadeutschen gebucht.

Herrn Luis Fahn, S. Miguel, Arg. Die Zeitung senden wir Ihnen, bitten jedoch, uns auch mit der Bezahlung des Lesegeldes nicht zu vergessen. Auf die Sie interessierenden Fragen gibt Ihnen der Verband der Wolgadeutschen Bauern brieflich genaue Auskunft.

Herrn Martin Adam, Chillar, Arg. Die Zeitungsbestellung wird besorgt. Herr Pater Schönberger garantiert für Sie. Das Beraß-Buch erhalten Sie ebenfalls. Sie zahlen doch pünktlich? Wir müssen nämlich in allem schön haushalten, damit wir auch auskommen und die Zeitung noch recht lange erscheinen und sich ausbauen kann. Das Beraß-Buch wird Ihnen sicherlich sehr gefallen.

Frau Anna Schwab, Cor. Suarez, Col. 2, Arg. Es freut uns ganz besonders, Sie als erste Frau in unseren Leserkreis aufnehmen zu dürfen. Geld erhalten. Viel Glück!

Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.

Herausgeber: : : : : : : :
Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche“ ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. N.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 10 Pfg. X jew. Buchhändlerschlüsselzahl (z. Zt. 35000000). Anzeigenpr. nach Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung:
G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Kurfürst No. 6224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36881; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 1. Oktober 1923. - - - Nr. 19/37 des 2. Jahrgangs.

Vom Schulwesen in den deutschen Wolgakolonien

Die wolgadeutschen Sowjetbehörden lassen sich das Sammeln und Ordnen von statistischem Material aus allen Teilen des Lebens im Gebiet sichtbar angelegen sein. Ein besonderes Statistisches Büro unter Leitung des fleißigen Statistikers S. Kappes hat in den letzten Jahren eine Unmenge von Material zusammengetragen, das für die Geschichte unserer Kolonien von hohem Wert ist. Diese Statistik ist ein Ansporn zur Vervielfältigung der Kräfte im Wiederaufbau der Kolonien, da sie mitunter die betrüblichsten Bilder entrollt.

In einem kürzlich in Pokrowsk in russischer Sprache erschienenen „Nachschlageheft für das Volksbildungswesen“ finden sich statistische Angaben über das Schulwesen im Gebiet der Wolgadeutschen von 1918 bis zum 1. Januar 1923. Die Angaben beziehen sich, wo nicht besonders hervorgehoben, auf das ganze Gebiet, d. h. auf die 8 deutschen und 6 russischen Kantons, auch bringt es die Liste von 150 Ortschaften (Chutors, Gütern usw.), wo es keine Schulen gibt, jedoch 2504 Kinder schulpflichtigen Alters (vom 8. bis 12. Lebensjahr). Die nachfolgenden Angaben verstehen sich zum 1. Januar 1923. Zu den Städten werden gerechnet: Pokrowsk, Marxstadt (Katharinenstadt), Seelmann, Balzer, Krasny Kut. Das Schuljahr 1922/23 zeigt einen merklichen Niedergang im Vergleich zu den vorhergehenden Jahren.

Die Schule I. Stufe (frühere Volksschule). Ihre Zahl betrug 319, wovon 47 Schulen untätig waren, hauptsächlich wegen des Mangels an Lehrern, dann wegen des Fehlens brauchbarer Gebäude und „weil die Bevölkerung ihren Teil der Schulausgaben zu decken nicht willig war“. Die Zahl der deutschen Schulen hat das Uebergewicht. Außer den deutschen und russischen Schulen gibt es noch 4 tatarische und estnische. Die Russen haben verhältnismäßig mehr Lehrpersonal: auf 49—50 Schüler kommt im Durchschnitt eine Lehrkraft, während bei den Deutschen eine Lehrkraft 69—70 Schüler unterrichtet. Die deutsche Bevölkerung schenkt der Schule und der Schulbildung ihrer Kinder mehr Aufmerksamkeit als die russische. Auf je 100 Kinder schulpflichtigen Alters (8—12 Jahre) sind Schulen vorhanden: in den deutschen Dörfern für 67, in den russischen für 50, im Durchschnitt im Gebiet für 61. Am günstigsten ist die Lage hierin im Kanton Kukkus, dann folgt Frank, am schlechtesten ist der Kanton Balzer bestellt. Es können also 39 Proz. der Kinder von 8—12 Jahren keine Schule besuchen. Am 1. 1. 23 zählte die Schule I. Stufe 38,653 Schüler, d. i. weniger als die Hälfte im Schuljahr 1918/19. Zu den Ursachen der Verminderung der Schülerzahl gehört auch die Abwanderung von Lehrern in andere Berufe. Vom 1. 1. 21 bis 1. 1. 23 hat sich die Zahl der deutschen Lehrer von 751 auf 403 verringert, was zum Teil auch auf die Entlassung unbrauchbarer Lehrkräfte zurückzuführen ist. Heute beträgt die Gesamtzahl der Lehrer an der Schule I. Stufe (die russischen miteingeschlossen) 640. In den deutschen Schulen ist weniger als ein Drittel des Lehrpersonals weiblichen Geschlechts, in den russischen dagegen bildet es fast 72 Proz. Die Zahl der die Schule besuchenden Mädchen ist in den Dörfern durchschnittlich geringer als die der Knaben, in den Städten sind die Zahlen fast gleich. Die deutsche Bevölkerung legt mehr Wert auf die Schulbildung der Mädchen als die russische.

Die Schule II. Stufe und die sog. Semiletki (Mittelschulen mit allgemeinen Lehrgängen). Ihre Gesamtzahl beträgt 16, davon entfallen auf die Dörfer 9, auf die Städte 7. In den Kantons Kamenka und Kukkus gibt es keine Mittelschulen. Die Zahl der Schüler war am 1. 1. 23 — 2299, davon lernten in den Dörfern 1077 bei 44 Lehrern. Insgesamt zählen diese Schulen 125 Lehrer, von denen 59 Proz. männlichen Geschlechts sind. Allgemein sind die Schulen in den Dörfern schlechter mit Lehrpersonal versorgt. In den Dörfern lernen in diesen Schulen mehr Knaben als Mädchen, in den Städten ist es umgekehrt. In den deutschen Dörfern hat sich die Zahl dieser Schulen vom 1. 1. 21 bis 1. 1. 23 um 68½ Proz. verringert, die Zahl der Lehrer um 51 Proz. In den Städten ist im letzten Schuljahr eine kleine Besserung eingetreten.

Die Anstalten für den Kinderschutz. Während der Hungersnot hatten die Kinder besonders schwer zu leiden. Die Gebietsabteilung für Volksbildung nahm sich deshalb der Kinder sichtbar mit Aufmerksamkeit an. Gab es 1921 nur 10 Anstalten mit 287 Insassen, so wuchsen diese Zahlen 1923 auf 75 Anstalten mit 3643 Insassen an. Die Zahl der Knaben ist etwas größer als die der Mädchen. Amtlich wird bemerkt, daß das schnelle Anwachsen der Anstalten nicht ohne Einfluß auf ihre innere Ausgestaltung bleiben konnte. 1921 waren an diesen Anstalten 25 Erzieher und Erzieherinnen tätig, 1923 — 170. Die Zahl der Frauen ist größer als die der Männer. In der Taubstummenschule in Orlowskoje waren am 1. 1. 23 17 Knaben und 11 Mädchen, bei einer Lehrerin und einem Lehrer. In den 3 Anstalten für defektive Kinder in Nieder-Monjou und in Marxstadt (Katharinenstadt) waren 42 Mädchen und 74 Knaben bei 7 Lehrern und 2 Lehrerinnen. Die Ernährung in den Anstalten gestaltete sich durchschnittlich wie folgt: Speise-Bruttogewicht täglich 2,04 Pfd., 1711 Kalorien.

Die Bibliotheken. Am 1. 1. 23 gab es im ganzen Gebiet 65 Bibliotheken, davon waren 40 Dorfbibliotheken. Es entfällt durchschnittlich auf je 8085 Einwohner 1 Bibliothek, auf jede Bibliothek entfallen durchschnittlich 2027 Bücher (in den Städten 5986, in den Dörfern 1198 Bücher). In den Städten entfällt auf je einen Bewohner 1 Buch, in den Dörfern auf je 7 Bewohner 1 Buch. Auf je 1 Bibliothek entfallen in den Städten 602 Leser, in den Dörfern nur 67. Die reichste und technisch am besten organisierte Bibliothek ist die in Katharinenstadt.

Für die professionell-technische Bildung sorgen 5 Anstalten: ein 9 monatiger Chem.-phys.-technischer Lehrgang in Pokrowsk, 1 Schule für mechanische Holzbearbeitung in Krasny Kut, ein pädagogisches Technikum in Seelmann und 2 Schmiede- und Tischler-Schulen im Kanton Seelmann. 114 Zöglinge, 10 Lehrer.

Die Musikschule in Marxstadt (Katharinenstadt) hat 40 Schüler und 65 Schülerinnen, 2 Lehrerinnen und 2 Lehrer. Die Musikschule in Balzer wird nicht erwähnt, sie ist wohl geschlossen.

Die Kommunistische Parteischule in Pokrowsk. Am 1. 1. 23 hatte sie 124 Hörer und 38 Hörerinnen, davon waren in der russischen Abteilung 83 und 24, in der deutschen 41 und 14. Von der Gesamtzahl der Schüler (162) sind 68 aus dem Bauernstand, 43 aus dem Arbeiterstand, 51 sind Büro- und sonstige Angestellte. Den höchsten Prozentsatz an weiblichen Schülern liefern die letzteren, den geringsten liefert der Bauernstand. Das Lehrpersonal besteht aus 20 Personen (sechs Frauen).

Die Analphabetenschulen. Ueber die Zahl der Analphabeten unter der russischen Bevölkerung hatte das Statistische Büro keine Angaben. Nach der statistischen Aufnahme vom Jahre 1920 gab es in den deutschen Dörfern 29 261 männliche und 45 898 weibliche Analphabeten. Der Kampf gegen das Analphabetentum durch öffentliche Lehrgänge für Erwachsene begann 1920 und erreichte im Schuljahr 1920/21 seinen Höhepunkt. Zu Anfang dieses Jahres stockte er fast ganz. Am 1. 1. 21 gab es in den deutschen Dörfern 130 Analphabetenschulen mit 7754 Besuchern, von denen 253 die Schulen beendigten. Am 1. 1. 22 gab es (gleiche Reihenfolge): 96, 5142, 1736; am 1. 1. 23: 3, 59, 0. Die Zahl der Besucherinnen war 4½ mal geringer als die der Besucher.

Das Cheftum ist eine neuere Einrichtung. Gewisse Behörden und Verbände übernehmen das Cheftum über diese oder jene Schule, fördern sie nach Kräften und sind bemüht, ihre Lage zu erleichtern. Chefs sind so z. B. unter anderem: Der Gebietsverband der Wolgadeutschen Konsumgenossenschaften, der Eisenbahner-Verband, der Verband der landwirtschaftlichen Genossenschaften.

Alles in allem geht aus dem eingangs erwähnten Heft hervor, daß die Schule schwer um ihre Existenz und um ihr Wiederemporblühen kämpft.

Die deutschen Kolonien in Georgien

** Vor über hundert Jahren siedelten sich in Transkaukasien deutsche Auswanderer an und gründeten hier eine größere Anzahl von Kolonien, von denen in Georgien die folgenden liegen: Luxemburg, Elisabethtal, Rosenfeld, Liebknechtsdorf und kleinere Dörfer, die aus diesen Kolonien ausgewandert sind.

Einige Kolonien beschäftigen sich mit Weinbau, die anderen mit Milchwirtschaft; Getreide wird nur für eigenen Bedarf ausgesät. In kultureller Hinsicht stehen die Kolonisten höher als die anderen Völker.

Die größte dieser Kolonien ist Luxemburg, die früher den Namen Katharinenfeld trug. Sie zählt zirka 700 Familien deutscher Nationalität und eine Anzahl anderer Nationalitäten, die in einem besonderen Viertel wohnen. — Diese Kolonie geht den anderen Kolonien voran, kann für sie als Beispiel dienen: die Kolonie wird mit elektrischem Licht beleuchtet; es sind hier zwei elektrische Mühlen; die Häuser sind viel besser als in den anderen georgischen Kolonien gebaut und besser eingerichtet. Hier ist eine vollständige Arbeitsschule mit 16 Lehrern, ein Klub, Blasorchester, Gesangchor, Kooperative. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Weinbau, und einige Wirte haben sich in einen Winzerverband, die „Union“, organisiert. Leider ist die diesjährige Getreide- und Weinernte sehr schlecht, da der Hagel bis 80 Proz. derselben zerschlagen hat.

Unweit von dieser Kolonie liegt die Kolonie Traubenberg mit etwa 80 Familien, die Auswanderer der Kolonie Luxemburg sind. Hier ist eine Schule 1. Stufe mit einem Lehrer. Beschäftigung: teilweise Weinbau, teilweise Milchwirtschaft; die Milchprodukte werden nach Tiflis geliefert.

Die zweitgrößte Kolonie Georgiens ist Elisabethtal mit ungefähr 300 Familien. In kultureller Hinsicht steht sie hinter der ersten zurück, aber auch hier bemüht man sich vorwärts zu schreiten; die Schule, die jetzt fünf Lehrer hat, wird zum nächsten Schuljahr zu einer vollständigen Arbeitsschule ausgedehnt. Hauptbeschäftigung Weinbau, doch werden hier ziemlich viel Kartoffeln gepflanzt, die zum Verkauf nach Tiflis, zirka 38 Werst, geliefert werden. Die Getreideernte ist hier in diesem Jahre ziemlich schlecht ausgefallen, wogegen die Traubenernte gut zu werden verspricht.

Vor zirka 60 Jahren wanderten aus dieser Kolonie 32 Familien weiter ins Gebirge aus, die dort die Kolonie Alexandershilf, jetzt etwa 120 Familien stark, gründeten. Diese ist eine der reichsten, zugleich aber auch der rückständigsten Kolonien. Dies liegt wohl daran, daß die Kolonie zu weit vom Zentrum (Tiflis) entfernt liegt, wohl aber auch an der Bevölkerung. Obwohl zirka 120 Kinder die Schule besuchen, sind hier nur zwei Lehrer, und die Schule gehört immer noch zur 1. Stufe. Das Schulgebäude ist alt und baufällig. Hier gibt es weder einen Klub, noch irgend welche anderen kulturellen Einrichtungen. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Milchwirtschaft, die Kolonie hat eine gemeinschaftliche Käserei, in der während der Sommermonate Schweizerkäse und während der anderen Zeit Butter hergestellt wird. Diese Produkte (zirka 2000 Pud Käse und 4000 Pud Butter jährlich) werden nach Tiflis versandt. Die Milchwirtschaft wird aber, wie auch in anderen Kolonien, wenig rationell geführt.

Ungefähr drei Werst von dieser Kolonie liegt die kleine Kolonie Jakobl (Blumenfeld), deren Bevölkerung auch aus Auswanderern der Kolonie Elisabethtal besteht und zirka 20 Familien zählt. Hier ist nicht einmal eine Schule vorhanden, und die Kinder werden ganz notdürftig von ihren Eltern geschult. Beschäftigung: Milchwirtschaft; in einer gemeinschaftlichen Butterei werden etwa 250 Pud hergestellt, die ebenfalls nach Tiflis verkauft werden.

Die Getreideernte in diesen beiden Kolonien ist in diesem Jahre ziemlich gut.

Im vorigen Jahre wanderten aus der Kolonie Alexandershilf zirka 40 Familien weiter ins Gebirge aus und gründeten dort die Kolonie Nowo-Petrowka. Auch hier beschäftigen sich die Kolonisten mit Milchwirtschaft und teilweise mit Getreidebau. Obwohl noch sehr arm, haben diese Kolonisten doch schon eine allgemeine Butterei aufgebaut und gedenken nächstes Jahr Schweizerkäse herzustellen.

Die Kolonie Armaschen (Waldheim), die auch im Gebirge liegt, ist ebenfalls von Auswanderern der Kolonie Alexandershilf vor etwa 15 Jahren gegründet worden. Die Einwohnerschaft zählt zirka 45 Familien und beschäftigt sich mit Milchwirtschaft. Hier wird auch auf einer gemeinschaftlichen Käserei Butter und Schweizerkäse hergestellt. Eine Schule 1. Stufe mit einem Lehrer, der zugleich Schreiber ist. Ebenfalls weder Klub noch andere kulturelle Einrichtungen.

Die Kolonie Liebknechtsdorf (früher Alexandersdorf) ist die nächstliegende zur Stadt und zählt zirka 120 Familien; Bevölkerung sehr arm. Beschäftigung: Milchwirtschaft, teilweise Weinbau. Milch und Rahm werden nach Tiflis verkauft. Schule 1. Stufe mit nur zwei Lehrern, wovon einer auch das Schreiberamt versieht.

Die Kolonie Rosenfeld (bis jetzt Marienfeld) zählt zirka 250 Familien. Hauptbeschäftigung: Milchwirtschaft, teilweise auch Weinbau. Liefert ihre Produkte nach Tiflis. Schule mit drei Lehrern. Klub. Hier wird ein größerer Wasserkanal geplant, der bis 500 Deßjatinen Land bewässern soll.

Die Kolonie Georgstal mit etwa 35 Familien ist vor ungefähr 25 Jahren gegründet worden. Besteht aus verschiedenen Auswanderern, meistens aus Tiflis. Beschäftigung: Milchwirtschaft, teilweise Getreidebau. Bevölkerung arm. Schule mit einem Lehrer.

Die kleineren Kolonien Grüntal, Marnaul, Marabda, Kotischi, die meistens aus Auswanderern aus Elisabethtal und Luxemburg bestehen, sind sehr arm und fangen erst an, ihre Kolonien auszubauen.

Aus dem Alltag für die Zeit

IV.

Die Auslanddeutschen sehen die Welt jenseits der deutschen Grenzpfähle mit frischeren und gesünderen Augen an, als bestimmte Kreise im Deutschen Reich. Werden wir von diesen Kreisen achselzuckend und erstaunt „Wieso?“ gefragt, so erinnern wir an den in den letzten Jahren so oft angezogenen Vergleich zwischen Frontkämpfern und Frontkämpfern, zwischen solchen, die an Schlachten aktiv teilgenommen haben, selbst verwundet worden sind und solchen, die in Kanzleistuben saßen oder sonst einen gedeckten Dienst, wenn auch an der Front, versehen haben. Die Auslanddeutschen werden der Probe auf ihr Deutschtum tagtäglich unterworfen. Ihre Anhänglichkeit, ihre Treue zum Stamm hat sich tausendfach erwiesen, sie sind in Wahrheit die Vorposten des Deutschtums in der Welt. Je schwerer ihre Lebensbedingungen, desto höher ihr nationaler Wert. Bildlich gesprochen: Die Auslanddeutschen stehen um sich, ihre nationale Würde, um ihren Stamm andauernd im Waffengang; es ist ein nie endender Krieg.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Deutschen im Ausland von vielen im Reich als Abfall betrachtet wurden. Wer ins Ausland zog, wurde als „zu nichts anderem gut“ angesehen. Es geht diese Anschauung auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, als ein Teil der damaligen Auswanderer aus Deutschland sich aus Freiheitskämpfern von 1848 zusammensetzte. Und für die Freiheit durfte nicht gekämpft werden, folglich waren die verfolgten und daraufhin auswandernden Revolutionäre „unzuverlässiges Element“. Auch der Umstand, daß gewöhnlich Besitzlose oder in Not geratene Volksschichten auswandern, zieht ihnen die Beurteilung als minderwertig zu. Die Kriegsjahre aber haben den hohen Wert des Auslanddeutschtums bewiesen und noch heute zeigen die Auslanddeutschen ihre Liebe zu Deutschland durch die moralische und materielle Unterstützung des in schwerer Bedrängnis ringenden Stammlandes. Um vom Rußlanddeutschtum zu sprechen, das im Krieg von Reichsdeutschen als Verräter des Deutschtums und von der Zarenregierung als Verräter am russischen Staat und Volk

gestempelt wurde: Haben nicht die Tausende deutscher Kriegsgefangener in Rußland die Aufnahme in den deutschen Kolonien und deutschen Lazaretten und Familien als Wohltat empfunden und gepriesen? Nichts liegt uns ferner, als dem Rußlanddeutschtum aus dieser Erfüllung seiner nationalen Pflicht einen Lorbeerkranz zu winden. Aber die Anklagen gegen die „Russen" sind zu stark gewesen, sind es zum Teil auch heute noch, um sie zu übersehen.

Der deutsche Staat hat sich in den letzten Jahren der Hungersnot dem Rußland- und ganz besonders dem Wolgadeutschtum als Retter in der Not erwiesen. Die Arbeit des Deutschen Roten Kreuzes und die Fürsorge um unsere Hungerflüchtlinge in den deutschen Heimkehrlagern zeigen noch heute beredt, daß die Einschätzung des Rußlanddeutschtums wenigstens in offiziellen Kreisen nach dem Krieg einer bedeutenden Korrektur unterzogen worden ist. Nach und nach dürfte sich auch in der Beurteilung durch bestimmte Volkskreise eine Aenderung einstellen, wenngleich die Urteile heute noch mitunter ziemlich scharf sind. Nicht zuletzt ist ein Umschwung der rastlosen aufklärenden Tätigkeit der Berliner wolgadeutschen Organisationen und einzelner führender Männer zu verdanken.

Es hat der Krieg und es haben die nachfolgenden Ereignisse manches scharfe Urteil gemildert, haben die Stellungnahme so manches Auslanddeutschen-Beurteilers von Grund auf geändert. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn die Rußlanddeutschen manche frühere Kränkung begraben und sich mit Deutschland in diesen schweren Nachkriegsjahren völlig eins fühlen, wenn diejenigen, die heute vor auswärtiger Unbill in Deutschland Zuflucht und Schutz finden, sich hier rüsten und stählen zur Fortsetzung ihrer Auslandeutschtums-Mission in den Nachbarländern oder in Ueberse. Freilich haben wir uns gerade heute wieder über eine übermäßige Fülle von Beispielen der Einigkeit der deutschen Bevölkerungsschichten nicht zu beklagen. Aber wir haben die Schädlichkeiten der eigenen Uneinigkeit in schweren Zeiten nicht vergessen und wissen uns in der Verteidigung der äußersten volksgemeinschaftlichen Kampfeslinie doch zum Zusammenhalten gezwungen, wenn wir selbst gewiß auch kein allzu erfreuliches Bild der Einigkeit darstellen. In allerschwerster Zeit hat das Auslanddeutschtum zusammengehalten, weil es sonst untergegangen wäre.

Die Lehren des Ringens der Auslanddeutschen gehen jedem Auslanddeutschen immer mehr und mehr in Fleisch und Blut über. Diese Lehren sind verschiedenster Natur. Eine der wichtigsten Fragen ist für viele, wie sie ihre öffentliche oder auch private Arbeit heute schon oder auch später erst im Ausland am zweckmäßigsten führen sollen, d. h. als Angehörige des Staates, in dem sie zu leben gedenken, oder als deutsche Staatsangehörige. Wer sich für das letztere entschließt und bis heute noch „staatenlos" ist, steht vor der Frage der Einbürgerung in Deutschland. Leider ist nun diese Einbürgerung selbst für verdiente Auslanddeutsche noch immer ein schweres Stück Arbeit, das viel Zeit und Geld beansprucht. Normal läuft ein Einbürgerungsgesuch ungefähr ein Jahr. Schon so mancher hat sich dadurch abschrecken lassen, obwohl gerade er im Ausland dem Deutschtum bedeutend nützlicher sein könnte als bisher, wäre er Reichsdeutscher. Uns scheint eine Prüfung dieser Frage durch die interessierten Organisationen und die zuständigen amtlichen Stellen in Deutschland nicht unmüßig. Eine Beschleunigung und Verbilligung der Einbürgerung wäre zu begrüßen. Freilich bedürfte die deutsche Regierung, die ohnehin nicht weiß, wo sie die Gelder für die staatlichen und sonstigen Ausgaben hernehmen soll, einer Sicherung, daß die Eingebürgerten dem deutschen Staat nicht gleich als Arbeitslose oder Kranke zur Last fallen. Das ließe sich, scheint uns, in vielen auf den ersten Blick wie aussichtslosen Fällen machen. Immer wieder leuchtet aus den Augen der eingebürgerten Rußlanddeutschen hellste Freude einmal darüber, daß sie nun endlich „Deutsche geworden", folglich zuhause sind und sich nun mit größerem und neuem Mut an ihre Arbeit begeben können, dann auch darüber, daß sie trotz langen Wartens doch als schutzberechtigte Kinder der Heimat anerkannt worden sind. Denn es ist nun einmal Tatsache: man ist als Rußlanddeutscher in Rußland von jeher weniger geachtet worden, denn als Reichsdeutscher in Rußland. Deutscher Schutz ist im Ausland noch immer was wert.

G. S. Löbsack.

Der Abbruch des passiven Widerstandes

Berlin, Ende September.

Der Kampf ist aus. — Deutschland hat in diesem Herbst wiederum einen Krieg verloren. Ganz wie vor 5 Jahren. Der seit beinahe 8 Monaten mit unglaublichen Opfern an Gut und Blut, an Menschen und Gesinnung geführte passive Abwehrkampf einer waffenlosen Bevölkerung gegenüber den französischen Batterien und Bataillonen, gegen die Bajonette und Maschinengewehre wird aufgegeben. Aufgegeben, weil es unmöglich ist, ihn finanziell weiterzuführen.

Der zweite Krieg ist verloren. Denn wir haben uns niemals irgend welchen Illusionen hingegeben und immer gewußt, daß es sich bei der Ruhrbesetzung um einen neuen Krieg in neuer Form handelt. — Auf sein Recht, auf eine moralische Abwehr brutaler Gewalt, rücksichtsloser Siegergewalt hat sich das deutsche Volk gestützt. Es erhoffte die Unterstützung der Welt. Es wurde schmählich enttäuscht. Nicht eine Hand rührte sich. Kaum ein Wort wurde zu unseren Gunsten gesprochen. Kein Völkerbund, keine wichtige internationale Organisation rührte sich.

All diejenigen — und es war fast das ganze deutsche Volk —, die an die Wirkung dieses bisher in seiner Art noch nicht erlebten Kampfes eines bereits zermürbten, unterdrückten, ausgebeuteten und wehrlosen Volkes gegenüber seinem waffenstarrenden Bedrücker, gegenüber den alten Mächten der brutalen Gewalt glaubten, sind jäh enttäuscht worden. Der Kampf ist aus. Der zweite Krieg verloren. Folgt nun auch ein zweites Versailles?

* * *

Der Reichskanzler hat in der am 24. September stattgehabten Konferenz der Vertreter der Rhein- und Ruhrorganisationen, wie am folgenden Tag in der Versammlung der deutschen Ministerpräsidenten dargelegt, welche Anstrengungen die deutsche Regierung gemacht hat, mit Frankreich in Verhandlungen zu kommen, bevor man die Waffe des passiven Widerstandes aus der Hand gegeben hatte. Daß Verhandlungen mit Frankreich während des Ruhrkampfes geführt werden mußten, war auch der Regierung Cuno klar. Warum es nicht dazu kam, als die deutsche Waffe noch scharf war und nicht stumpf und halb zerschlagen — denn es darf nicht übersehen werden, daß das der französischen Militärdiktatur an Rhein und Ruhr gelungen ist — soll hier nicht erörtert werden. Es hat in der augenblicklichen Lage, in der wir uns befinden, wenig Zweck, nach Schuldigen zu suchen und zu schreien. Wir müssen uns vielmehr die Männer suchen, die uns und das erhalten, was vorhanden ist und die uns das Reich als solches sichern. Die neue Regierung fand jedenfalls bei ihrem Amtsantritt vor sechs Wochen solche Verhältnisse vor, daß Verhandlungen — genau wie gegen Ende des Krieges — nicht mehr im Vollbesitz einer tüchtigen Abwehr und in aller Eile Verhandlungen mit dem Gegner geführt werden mußten. Aber sämtliche deutschen Vorschläge und Angebote wurden von Frankreich rücksichtslos abgelehnt. Abgelehnt selbst die letzte, so gering und nicht anders als gerecht erscheinende deutsche Forderung, daß im Augenblick der Einstellung des passiven Widerstandes die von den Franzosen verhafteten und verurteilten Deutschen aus den Gefängnissen und Zuchthäusern entlassen würden, daß die Vertriebenen und Ausgewiesenen wieder nach Hause, an die Stätte ihrer Arbeit zurückkehren könnten — auch diese Forderungen fanden nichts als eine kühle Ablehnung.

W. Nowack.

Auf dem Wolgadampfer

Die Moskauer „Iswestija" bringen die folgende Schilderung:

Der Dampfer hat vier Stockwerke. Im ersten befinden sich die Transportgüter und die Maschinen. Im zweiten — die Zwischendeckreisenden, im dritten — die „erste Klasse" und die Salons, im vierten — das Kommando des Dreadnoughts. Die nach Güte und Zahl wichtigsten Güter befinden sich in den beiden unteren Stockwerken, schweigen aber meistens. Den eleganten Lärm machen, wie das ja immer ist, die beiden oberen. Die „erstklassigen" Fahrgäste flanieren oben herum und bekritteln alles, der Kapitängehilfe in weißen Beinkleidern grüßt die Anlegeplätze am Ufer und kommandiert: „Otdai kormowuju!"

Sie haben sich wenig verändert, die Kajütengäste der Wolgadampfer. Zeit und Sturm haben sie nur gebeugt, haben ihre Qualität nur verringert und ihren Schmiß nur gedämpft. Anstelle des Großkaufmanns verzehrt die kostbaren Fische am Büfett der Wolga-Nöpmann, der Freund der neuen ökonomischen Politik. Er ist ein in sich verschlossenes, wenig gesprächiges und noch unentwickeltes Wesen. Dem Petersburger Beamten mit dem Backenbart ist der frische Moskauer Verwaltungschef nachgefolgt, der mit der dünnen halbjungfräulichen Frau, die vor Sehnsucht, von der Sonne braungebrannt zu werden, schier vergeht. Den General mit dem weißen Schnurrbärtchen ersetzt der kräftige gealterte Militärspezialist, der die Friedenszeit, ach, so gut, in Erinnerung hat. Und nur der gesittigte Phönix aus der Asche der alten Welt, das Schauspielerchen, der Seelchen-Schauspieler, der Vögelchen-Schauspieler, der erste Liebhaber auf der Bühne, ist unversehrt geblieben. Er schreit noch heute den Kellner an vonwegen des warmen Biers, das der ihm gebracht hat, flüstert der schwärmenden Astrachanerin unanständige Verse ins Ohr, spricht Feuerwerkräder von seinen Bühnenerfolgen, von den goldenen Zigaretten-Etuis der Volksbildungsabteilung in Kamyschin und von den Körben voller Blumen der simbirischen Finanzabteilung, die ihm dargebracht wurden. Und dann die Perser noch, sie blicken noch immer mit ihren traurigen Augen lüstern und sündhaft auf die weiblichen Fahrgäste. Sie fahren zur Messe, schleppen ganze Berge gedörrten Obstes mit, Rosinen, Korinthen, Weintrauben, fühlen sich durchaus sicher und beunruhigen sich nur um die Valuta, aber nur wenig, ganz wenig.

— In ganz Persien ging das Sowjetgeld nicht, sagen sie, in Persien ging nur Gold, in Persien ging der Dollar, das Pfund...

Unten aber im Zwischendeck, neben und über den ratternden Maschinen, im Halbdunkel, reist das wahre Rußland, auf den zweistöckigen Pritschen und auf dem blankgelaufenen eisernen Fußboden. Da liegt Rußland im Zickzack, eng aneinandergepreßt, wie Dominosteine auf dem Tisch, den Kopf dem Nachbar vor den Bauch gestemmt, die Füße ihm am Kopf, der Bauch zu Füßen des Nachbars.

Der Dampfer steht nicht im Bannkreis eines Wiesenaromas, unabhängig bewegt er sich vorwärts, „ein Ding an sich", lebt seine eigene vierstöckige Rhapsodie der Gerüche, Töne und Interessen. Im Salon ist ein Konzert angesagt „unter Mitwirkung der bekannten Schauspieler Bredunow, Baschilow und des Genossen Tschudinow. Die Einnahmen kommen den Flußarbeitern zugute". Zuschauer haben den Spiegelsaal bis auf den letzten Platz besetzt, das Klavier ist in die Mitte gerückt worden, im Saal ist es heiß, die Luft ist stickig. Zwei der Schauspieler sind, wie sich herausstellt, blind, der dritte ist ein Matrose des Schiffes, ein Tänzer. Der Klavierspieler mit der schwarzen Brille haut auf die Tasten, und die kleine Frau mit dem weißen Zöpflein singt, mit den toten weißen Augen auf die Lampe starrend:

Ihr sandte der Graf gleich am Morgen
schon Veilchen,
Die Veilchen sind ganz im Geschmack der
Madam.

Dann tanzt der Genosse Tschudinow den „Russischen" mit einem Glas auf dem Kopf, und dann die „Amerikanische Miß" mit drei Gläsern auf dem Kopf. Das Publikum klatscht Beifall, die Fahrgäste aus dem Zwischendeck drängeln neugierig vor, um durch Spalten und Glas wenigstens etwas zu erspähen, aber der Kontrolleur mit dem Scheitel verbietet es ihnen und dann gehen alle vor Kummer schlafen.

Nur ein Lastträger, einer mit einem martialischen Schnauzbart, hat es verstanden, sich in den Salon zu schieben, aber dafür sägt auch ein Schreiberstimmchen lange lange:

— He, Lastträger, du kennst wohl keine Ordnung? Du darfst ja gar nicht in die erste Klasse.

Der Lastträger hat keine Argumente gegen den Nörgler, deshalb geht er hinunter und erst später sagt er laut in der Richtung zum leeren Ufer:

— Wir ham ja doch die Macht, aber in die erste Klasse dürfen wir nicht. Nitschawo, wir warten noch eine Kleinigkeit und dann sind wir wieder obenauf!

Von der Roten Sowjetarmee

Die Kriegsschulen in Moskau und Petersburg haben in diesen Tagen die Zöglinge, die die Prüfungen bestanden haben, als Offiziere zur Roten Armee entsandt. In beiden Städten wurde die Schulentlassung und Beförderung sehr festlich gestaltet, die Ableistung des Fahneneides fand in Gegenwart der bekanntesten Volkskommissare und Heerführer statt. Die „Iswestija" und andere Sowjetblätter widmen den neueingetretenen Offizieren Artikel, in welchen ihnen die Bedeutung der Roten Armee als Hüterin der Sowjetgrundsätze eingeprägt wird. Die Presse betont dabei, daß besonders das Proletariat Deutschlands mit großen Erwartungen auf Rußlands Rote Armee blicke und weist darauf hin, daß bei den Festlichkeiten in Petersburg auch der Kommunist Meyer als Vertreter der Kommunistenpartei Deutschlands mit einer Begrüßungsrede aufgetreten sei.

* * *

Die Nachricht aus Moskau, daß 2000 junge Offiziere die russischen Militärschulen verlassen haben, gibt dem englischen Kapitän A. P. Oorcoran Veranlassung, etwas über den Sowjet-Militarismus zu erzählen. Er hat die Ausbildung der Soldaten der Roten Armee an Ort und Stelle studiert und Näheres von einem der Leiter des militärischen Ausbildungswesens David Petrowski erfahren. „Wir verlangen von unseren Soldaten hauptsächlich zwei Dinge", sagte ihm dieser. „Sie müssen lesen und schreiben können und körperlich kräftig sein. Das Letztere ist bei unseren Leuten fast immer der Fall. Wir kriegen sie schon mit 16 Jahren, und dann beginnt ihre Erziehung." Die Methode des Unterrichts bei der Roten Armee ist sehr eigenartig. Der Lehrplan besteht darin, daß die Rekruten recht viele Bücher lesen müssen. Es gibt keine bestimmten Lehrstunden, und der Lehrer erteilt nur Unterricht, wenn er darum gebeten wird. Die Prüfungen bestehen darin, daß jeder Mann Bleistift und Papier bekommt und nun aufschreiben muß, was er weiß. Die Haupterziehung aber besteht in politischen Diskussionen und im Schreiben von Aufsätzen. Dafür werden Preise ausgesetzt. Der Rote Soldat wird sofort politisch geschult, hat Stimmrecht, und die Armee schickt ihre eigenen Vertreter in den Sowjetkongreß. „Die erste Ausbildung der Offiziere dauert drei Jahre", erklärte Petrowski. „Dann tun die Offiziersschüler ein Jahr Dienst in der Linie, kommen danach auf die hohe Schule, wo sie sich in einer bestimmten Waffengattung ausbilden, und dann werden sie „Roter Kommandeur" einer Kompagnie. „Roter Kommandeur" ist der einzige Titel, der in der Armee verliehen wird. Nach einem zweiten Jahr in der Linie erhält der Offizier seine letzte Ausbildung auf der Militärakademie." Was den kameradschaftlichen Geist der Roten Soldaten angeht, so legt Petrowski besonderen Wert auf den Befehl: „Es ist die Pflicht eines Offiziers, seine Leute zu grüßen, nicht die des Gemeinen, seine Offiziere zu grüßen". „Wir Offiziere sind das Gehirn der Armee", so erklärte er diese Verordnung, die dem Engländer höchst merkwürdig erschien. „Aber ein noch so starkes Gehirn ist im Kriege nichts wert ohne kräftige Arme und Beine, die seine Gedanken in die Tat umsetzen. Die Gemeinen sind die eigentlichen Kämpfer, deshalb grüßen wir sie." „Sie wollen mir also sagen, daß Trotzki jeden Gemeinen grüßen muß, den er auf der Straße trifft, aber daß der Soldat diesen Gruß nur zu erwidern braucht, wenn es ihm gefällt?" fragte Oorcoran. „Ja", antwortete Petrowski. „Unsere Offiziere und Soldaten essen auch zusammen. Allerdings nicht immer. Auf den Uebungsplätzen läßt sich das nicht durchführen. Da ist die Disziplin überhaupt sehr streng und der Offizier hat vollständige Gewalt über seine Leute." „Ach so", sagte nun der Engländer. „Wenns ernst wird, dann ist es bei Euch ganz so, wie bei allen Heeren."

B.

Sendet uns Berichte über Eure Arbeit, gebt uns Ratschläge. Wir veröffentlichen sie im „Wolgadeutschen" zu Nutzen aller!

Neu erschienen! 2. Auflage!

Pater Gottlieb Beratz
† Frühjahr 1921

Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwickelung

Von

Pater Gottlieb Beratz †

306 Seiten

Sauberer Druck, gut leserliche Schrift, haltbares Papier, fest broschürt. 12 Abbildungen aus den Kolonien und aus der Zeit der großen Hungersnot. 1 Bild des Verfassers. — Preis: für Deutschland 4 Goldmark; für die Vereinigten Staaten und Kanada 1 Dollar; für Argentinien 3 Pesos.

Erhältlich bei unseren Vertretern:

in **Kanada:** bei Herrn A. Schick: Winnipeg, Manitoba, 513 Boyd Ave., bei Herrn Gottfried Keil.

in den **Vereinigten Staaten:** bei Herrn Fr. Bier: Fresno, Californien, bei Broth. Kinzl.

in **Argentinien:** bei Herrn S. Stieglitz: Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

300 Beratz-Bücher

werden **umsonst** abgegeben an die 300 ersten Besteller der Zeitung **„Der Wolgadeutsche"** auf das Jahr 1924. Das Bezugsgeld (7½ Pesos oder 2½ Dollar) ist gleich bei der Bestellung mitzuschicken. — Bei direkten Bestellungen wende man sich an:

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin W. 57, Yorckstr. 46

In eigener Sache

Als Widerlegung der beleidigenden Klage Herrn Heinrich Hartmanns (Kenosha, Vereinigte Staaten) gegen uns in der Dakota Freien Presse veröffentlichen wir nachstehend ein uns rechtfertigendes Schriftstück. Es ist auf Wunsch der Unterzeichnerinnen, von denen Annamarie Hartmann die Frau des Anklägers Hartmann ist, zusammengestellt und von ihnen vor ihrer Abreise nach Amerika freiwillig unterschrieben worden. Wir haben auf die Beschuldigungen des Herrn Hartmann in dieser Sache bisher absichtlich nicht öffentlich geantwortet, weil wir die angeblich Benachteiligten selbst sprechen lassen wollten. Die Hartmann-Sache ist auch von den Pokrowsker „Nachrichten" aufgegriffen und gegen uns ausgeschlachtet worden. Mit dem Ankläger selbst haben wir uns brieflich auseinandergesetzt. Das Schriftstück lautet:

„Wir Unterzeichneten, Annamarie Hartmann und Kinder aus Balzer, Katharina Mohr und Kinder aus Beideck, bestätigen hiermit, daß wir es der unermüdlichen und selbstlosen Arbeit des Hilfswerks der Wolgadeutschen, Berlin W. 57, Yorkstr. 46, zu verdanken haben, aus dem Hungerelend herausgekommen zu sein. Trotz der größten Schwierigkeiten ist es dem damals im Wolgagebiet weilenden Vorsitzenden des Hilfswerks, Herrn Simon Stieglitz, gelungen, uns nach Deutschland zu bringen. Auch in Deutschland sind wir, entsprechend den hier herrschenden schwierigen Verhältnissen, durch die Fürsorge des Hilfswerks gut untergebracht und verpflegt worden. Das Hilfswerk der Wolgadeutschen ist uns in jeder Weise mit Rat und Tat zur Seite gestanden und hat uns bis zum letzten Augenblick geholfen. Die Abrechnungen über alle unsere Geldangelegenheiten haben wir pünktlich und ordnungsgemäß erhalten und wir haben keine Ansprüche an das Hilfswerk mehr zu erheben.

Bei unserer Abreise nach Nordamerika sprechen wir dem Hilfswerk und seinen Angestellten für alle Arbeit, die ihm unsere Angelegenheit gemacht hat, unseren herzlichsten Dank aus. Wir können auch in Nordamerika nur Gutes vom Hilfswerk berichten.

13. September 1923.

z. Zt. Berlin-Charlottenburg,
Sophie-Charlotten-Str. 113.
Städtisches Obdach und Familienheim.

Gezeichnet:
Katharina Mohr.
Anna Hartmann.

Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.
Berlin W. 57, Yorkstr. 46.

Ausgeführte Spendenaufträge

Unterstützungen für die Rückreise nach Rußland sind am 8. 9. 23 ausgehändigt worden: an die Wolgadeutschen nebst Familien: Ernst Konradi 9 580 000 M.; an Peter Kerner 12 880 000 M.; an die Waisenkinder Emilie, Alexander, Johannes, Auguste und Adolf Kerner 21 940 000 M.; an Josef Stephanus 6 360 000 M.; an Peter Lang 9 580 000 M.; an Jakob Peil 9 580 000 M.; an Fr. Milberger 16 020 000 M.; an Robert Konradi 9 580 000 M.; an J. Sabrowski 9 580 000 Mark.

Die Empfänger haben dem Hilfswerk der Wolgadeutschen folgenden Dankesbrief gesandt: „Die Lage ist schwer, aber es gibt doch immer noch Brüder unter uns Flüchtlingen, die die Möglichkeit haben, für die Notleidenden zu sorgen, und hängen ihr ganzes Leben und ihre ganze Arbeit daran, um dafür zu sorgen, daß doch die wenige Liebe, die sich noch in uns Menschen befindet, sich aufrichtet und durch die Hilfe von unseren Brüdern im In- und Ausland in Bewegung bringen läßt. Da Sie unsere Bitte um Hilfe gewährt haben, so sagen wir Euch unseren größten Dank und sind sehr zufrieden. Wir wollen uns mit weiterer Hilfe nachhause bringen lassen. Die Einreise(erlaubnis) haben wir von der Sowjetregierung bekommen."

Aus Rußland

Die Ausgabe von Tscherwonez-Noten ist, wie der Ost-Expreß aus Moskau mitteilt, eingestellt worden.

O. E. **Ein Revolutionstribunal vor Gericht.** In Moskau hatte sich vor kurzem der ehemalige Leiter des Revolutionstribunals in Stawropol (Südostrußland) Kolbanowski vor Gericht zu verantworten. Er selbst, seine ebenfalls dem Tribunal angehörende Frau und seine Untergebenen wurden wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, Erpressung und Unterschließe, Folterung von Gefangenen und Verheimlichung der eingelaufenen Kassationsklagen schuldig gesprochen. Kolbanowski wurde zum Tode verurteilt, doch wurde die Strafe auf eine 10jährige Gefängnishaft ermäßigt. Der Prozeß erinnerte in vielem an den soeben abgeschlossenen ähnlichen des Astrachanschen Tribunals, bei dem der Hauptschuldige zum Tode verurteilt wurde.

O. E. **Die nationale Zusammensetzung der Russischen Kommunistischen Partei.** Die Russische Kommunistische Partei ist aus Vertretern von etwa 100 verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, unter denen die großrussische mit 72 Proz. an der Spitze steht. Es folgen die Ukraine mit fast 6 Proz., dann kommen die Juden mit über 5 Proz. Die Zahl der Großrussen betrug nach der Listenführung im Jahre 1922 bei einer Parteistärke von 375 693 Mitgliedern 270 409 Personen, Ukrainer zählte man 220 078, Juden 19 504, Deutsche 2217.

O. E. **Sowjetrußlands Goldvorräte.** In diesen Tagen wurde den ausländischen Diplomaten in Moskau in der Staatsbank der Goldvorrat gezeigt. Die Säcke und Kisten, gefüllt mit russischen und ausländischen Goldmünzen und Goldbarren, haben einen Wert von 98 Millionen Goldrubel. Die Diplomaten wurden aufgefordert, Säcke und Kisten zu bezeichnen, deren Inhalt dann nachgeprüft wurde, die Goldbarren wurden auch abgewogen. Den Gästen wurde eine in englischer Sprache abgefaßte Broschüre über die Tschervonezwährung überreicht. Eine ähnliche Vorführung des Goldvorrats ist übrigens schon einmal zur Zarenzeit auf Veranlassung des damaligen Finanzministers Witte veranstaltet worden.

Vom Deutschtum in Rußland. Die neueste Nummer der „Arbeit", der politisch-ökonomischen Halbmonatsschrift, die von den deutschen Kommunisten in Moskau herausgegeben wird, bringt einen Aufsatz über die kulturellen Aufgaben der deutschen Intellektuellen in der Sowjetrepublik, in dem gesagt wird, daß die Passivität der deutschen Bevölkerung gegenüber dem Sowjetgedanken grenzenlos gewesen sei. Es sei dringend notwendig, in einen deutschen Kulturverband alle aktiven Kräfte vom Bauern bis zum Professor zusammenzuschließen, um die Kulturarbeit in den deutschen Kolonien im proletarischen Sinne zu fördern. Was in fünf Revolutionsjahren versäumt worden sei, müsse jetzt nachgeholt werden. Die deutsche Lehrerbildungsanstalt bleibe erhalten, die seit monaten heiß umstrittene Frage des deutschen praktischen Instituts (Pino) sei so gelöst, daß das frühere Pino in ein Lehrertechnikum mit den Rechten einer Hochschule umgewandelt und in Moskau verbleibe. Nach anderen Meldungen soll es nach Petersburg überführt werden. Moskau zähle nach statistischen Daten etwa 7000 Deutsche, meist frühere Groß- und Kleinbürger, Fabrikbesitzer, Geschäftsinhaber, Angestellte und Handwerker und darunter etwa 1000 Proletarier, Fabrikarbeiter. In der Organisation für die Partei habe man noch keine dauernden Erfolge erzielt. Leider sei es aus Geldmangel unmöglich gewesen, eine deutsche Tageszeitung herauszubringen. Für Kulturarbeit und Versammlungen bestehe ein kommunistischer Klub, der jetzt etwa 70 Mitglieder habe und der mit Literatur und Zeitungen, darunter den neuesten Zeitungen aus Deutschland versehen sei und eine ausgezeichnete politische und allgemeine Bibliothek besitze.

Moskauer Getreidepreise. Am 17. d. Mts. stellten sich die Preisnotierungen an der Moskauer Börse bei einem Kursstande von 1 Pfd. Sterl. = 3000 Sowjetrubel 1923 (1 Tscherwonez = 3100 Sowjetrubeln 1923) u. a. wie folgt: Weizen pro Pud 290, Roggen I 190, Roggen II 175, Hafer 175, Weizenmehl I 790, Weizenmehl II 610, Sonnenblumenöl 0,68 Tscherwonez.

Russische Getreideausfuhr. Die „Exportchljeb" hat 20 000 To. Getreide nach Frankreich, 2000 To. nach der Türkei, 4000 To. nach Italien und eine größere Hafermenge nach Finnland ausgeführt.

Die Bettler von Moskau. Rußland ist stets das Paradies der Bettler gewesen, und wenn deren Zunft in den zaristischen Zeiten unendlich groß war, so stieg sie nach der Revolution durch die furchtbare Not ins Ungeheure. Es ist aber bezeichnend für die Besserung der Verhältnisse in Rußland, daß die Zahl der Bettler in letzter Zeit bedeutend abgenommen hat, daß sie das Straßenbild Moskaus durchaus nicht mehr so charakterisieren wie früher. „Es gibt jetzt wenige Bettler in den Moskauer Straßen, verglichen mit den Riesenmengen der früheren Zeiten, und die wenigen tragen auch eine zuversichtliche Miene zur Schau", so schreibt der Moskauer Berichterstatter des „Manchester Guardian". „Ich erinnere mich noch an die vielen Tausende von Bettlern vor dem Alexander Newski-Kloster in Petersburg. Es gibt viele Arbeitslose in Moskau, aber an dem Fest von Mariä Empfängnis zählte ich vor der Kirche, in der der Patriarch Tichon den Gottesdienst abhielt, nur 30 Bettler; der interessanteste unter ihnen war ein alter Priester mit einem riesigen Silberkreuz auf der Brust. Vor der Kirche des Heilandes, wo der Gottesdienst an diesem Tage von 5 Bischöfen begangen wurde, fand ich nur einen Bettler. Es ist nicht etwa Mangel an Gebern, der für diese geringe Zahl verantwortlich zu machen ist. Ich beobachtete, daß die Spenden, besonders von Frauen und auch von sehr ärmlich gekleideten, reichlich waren. Die Bettler können sich von ihrem Beruf durchaus ernähren. Ein blinder Bettler, den ich auf dem Boulevard von Smolensk beobachtete, lag auf den Knien und rief beständig: „Rechtgläubige Brüder und Schwestern habt Mitleid mit dem, der nicht sieht!" In fünf Minuten gaben ihm drei Leute reichlich. Nach einigen Stunden fand ich ihn unermüdet knien und singen, seine Mütze lag vor ihm, und jedesmal, wenn ein Geldschein hineinflog, nahm er ihn heraus und verbarg ihn unter seinem Schemel. Ich fragte ihn: „Wieviel verdient Ihr den Tag?" Er antwortete nicht, sah mich aus seinen blinden Augen starr an und flüsterte schließlich: „Ich habe eine große Familie. Wir haben zu leben. Ich klage den Himmel nicht an, daß er mich des Augenlichts beraubt hat". Ein anderer alter blinder Bettler bettelte in den Straßenbahnwagen. Die Gaben regneten von allen Seiten auf ihn herniederr, und der Schaffner wies ihn nicht fort, sondern gab ihm selbst. Die Polizei begnügt sich damit, festzustellen, daß diese blinden Bettler auch wirklich blind sind. Ich habe keine Kinder auf den Straßen betteln sehen, wie das früher üblich war. Es muß anerkannt werden, daß die Sowjetregierung der Jugend, auf der ihre ganze Hoffnung und Zukunft liegt, große Pflege zuwendet und das Unwesen des Kinderbettelns vollkommen abgeschafft hat.

Ehemalige Gutsbesitzer als Bauern. Die durch die Sowjetregierung enteigneten russischen Großgrundbesitzer haben sich, soweit sie nicht aus Rußland emigriert sind, mit den Bauern in vielen Gegenden dahin geeinigt, daß sie auf ihren ehemaligen Ländereien als Rußnieser und Bearbeiter kleiner, den Bauernhöfen entsprechender Parzellen selbst als Bauern leben. Die Sowjetregierung scheint sich dieser Regelung nicht zu widersetzen, da das Kommissariat für Landwirtschaft dem Allrussischen Zentralexekutivkomitee eine Verordnung vorgeschlagen hat, durch welche diese „neuen" Bauern den übrigen rechtlich gleichgestellt werden sollen. Da in einzelnen Bezirken die ehemaligen Gutsbesitzer auch dieser kleinen Restländereien enteignet worden sind, haben in entsprechenden Fällen die Gouvernements-Exekutivkomitees den betreffenden Dorfgemeinden zu verstehen gegeben, daß eine solche Enteignung ungesetzlich sei. Doch ist andererseits durch ein Dekret des Rates der Volkskommissare verboten, die enteigneten Güter, heute Staatsländereien, den ehemaligen Besitzern in Pacht zu geben. In der Ukraine sind die dort stellenweise noch verbliebenen Besitzer größerer Ländereien neuerdings ebenfalls enteignet worden. Das Land wurde den Bauern zugewiesen.

Ziele und Urteile anderer

Die Bedeutung der Moskauer Landwirtschaftlichen Ausstellung für die deutschen Kolonisten Rußlands.

In der Moskauer „Arbeit" finden wir in einem Artikel über die Ausstellung die folgende interessante Betrachtung:

Der Mensch ist zur Arbeit geboren, muß sie aber erst erlernen. Und Zweck der landwirtschaftlichen Ausstellung ist es gerade, daß der Bauer dort lernen soll. In den deutschen Siedlungen herrscht fast überall noch das alte Dreifelder-System vor, wo der dritte Teil des Ackerlandes brach liegen bleibt und die anderen zwei Felder ununterbrochen mit Körnerfrüchten besät werden. Daß dieses eine Raubwirtschaft ist, weiß wohl heute schon so mancher deutsche Bauer. Aber zur Vielfelderwirtschaft, zum Fruchtwechselsystem, wo das Ackerland in 5—8—10 Felder eingeteilt wird, und diese mit verschiedenen Früchten in gewisser, regelrechter Reihenfolge bestellt werden, was natürlich bei guter Bearbeitung des Bodens mittels moderner Gerätschaften und durch Düngen der Felder viel vorteilhafter ist, kann sich der deutsche Bauer immer noch nicht entschließen. Das muß anders werden. Sieh dir, deutscher Bauer, das „neue Dorf" der Ausstellung gut an, laß dir die Arbeit des Versuchsfeldes, der Versuchsstation gründlich erklären — und „gehe hin und tue desgleichen".

Wichtig ist die „Viehzuchtabteilung" der Ausstellung, aber ganz besonders die „Meliorationsabteilung" — besonders für die Wolgadeutschen. Die Dürre, die das deutsche Wolgagebiet schon einige Jahre plagt, wird von den deutschen Bauern im großen Maßstabe selbst verschuldet. Nicht etwa weil sie sich „zu sehr gegen Gott versündigt" hätten, wie wohl mancher glaubt, sondern weil die Wälder mit „Stumpf und Stiel" ausgerottet wurden (und wo viel Wald vorhanden ist, ist auch viel Feuchtigkeit im Boden und in der Luft enthalten), weil nicht schon früher, wo noch die materielle Basis vorhanden war, Feuchtigkeitsbehälter, Wasseranstauungen, Dämme in den vielen großen Gräben errichtet wurden usw. usw.

Die Meliorationsabteilung muß von den deutschen Kolonisten gründlich studiert werden. Und dann heißt es: hingehen und das Gesehene an Ort und Stelle verwirklichen, nicht auf einmal, nach und nach!

Urteile über das Hilfswerk der Wolgadeutschen e. B., Berlin W. 57, Yorkstr. 46 I.

„Das Hilfswerk ist eine für uns außerordentlich wichtige Organisation. Ihre unermüdliche und rastlose Tätigkeit hat Hunderte von Menschenleben am Wolgastrom vom grausamsten Hungertode errettet, rettet noch täglich und wird auch hoffentlich noch in Zukunft retten. Wir wünschen Ihnen den besten Erfolg in Ihren Missionen, gestählten Mut und unerschöpfliche Kraft, damit wir auch fürderhin durch Ihren Beistand unseren unsäglichen Mangel an allem stillen und uns dadurch eine bessere Zukunft erreichen. Innigsten Dank!"

(Aus einem Brief von A. Senger in Hildmann und von mehreren Gemeindemitgliedern.)

•

„Jetzt will ich Dir melden, daß ich den Weizen vom Hilfswerk erhalten habe. Unseren Dank dafür können wir mit der Feder gar nicht aussprechen. Zum Hilfswerk habe ich das größte Zutrauen. Ich habe selbst mit Herrn S. Stieglitz gesprochen und habe durch ihn das Getreide bekommen. Wenn Du mir weiter helfen willst, so schicke es nur durch das Hilfswerk. Ich muß nochmals betonen, daß das Getreide unausprechlich passend zum Säen kam und gut aufgegangen ist."

(Aus einem Brief von Karl Wiesner in Erlenbach an seinen Bruder in Argentinien.)

•

„... Ich bewundere geradezu die so vortreffliche Organisation Ihres großartigen Hilfswerkes, dem die Erfolge nicht ausbleiben können... Ich schätze es als Ehre, Ihnen dienen zu können und begrüße Sie in größter Anerkennung."

(Aus einem Brief des Vorsitzenden der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft Dr. Graf v. Schwerin.)

•

„Ich nehme hierbei Gelegenheit, die rastlose Tätigkeit des Hilfswerks warm anzuerkennen."

(Aus einem Brief des Präsidenten des Deutschen Reichsauswanderungsamtes in Berlin, Geheimrat Jung.)

Der Kampf gegen die wolgadeutschen Emigranten.

Auf der politischen Arena, auf der seit Beginn der russischen Oktoberrevolution Bolschewismus und russisches Emigrantentum standen, hatten auch die Sowjetbehörden des Gebiets der Wolgadeutschen und die wolgadeutschen Emigranten in Berlin ein Plätzchen inne. Die große Hungersnot an der Wolga aber hatte die Gegensätze in den Hintergrund geschoben und die beiden Gegner waren merklich in Hörweite gekommen. Unter Hintanstellung ihrer eigenen politischen Ueberzeugungen haben die Emigranten an der Bekämpfung des Hungers und der Seuchen nach Kräften und Mitteln teilgenommen.

Nachdem die Hungersnot gedämpft ist, versucht die Sowjetbehörde des Gebiets der Wolgadeutschen, die Wirtschaftshilfe an die Kolonien auch insofern in die eigenen Hände zu nehmen, als sie eine „Wolgedeutsche Bank für landwirtschaftlichen Kredit" gegründet hat, die in Nord- und Südamerika unter den dortigen Wolgadeutschen Kredite für den Wiederaufbau der Kolonien aufzunehmen gedenkt. Zu diesem Zweck ist der Berliner Bevollmächtigte der Gebietssowjets, Herr Alexander Schneider, am 17. September in die Vereinigten Staaten gereist. Die weitere Existenz der Berliner wolgadeutschen Organisationen erscheint nun gewissen Leuten im Gebiet als überflüssig, als hätten wir hier keine anderen Aufgaben und keine anderen Arbeitsfelder. In derselben Zeit nun, in der genannter Bevollmächtigter in Berlin mit den hiesigen Organisationen stundenlange Gespräche über die Zusammenarbeit in der Wirtschaftshilfe führt und Vorstandsmitglieder des Hilfswerks und Vereins für die praktische Arbeit an der Wolga zu gewinnen versucht, hat in Pokrowsk der Kampf gegen die wolgadeutschen Emigranten wieder begonnen.

Nachdem vor einigen Wochen in den Pokrowsker „Nachrichten" gehässige Artikel gegen Pastor Schleuning erschienen waren, gießt in den ersten September-nummern derselben Zeitung ein andrer, dem ebenfalls der Mut zur Namensezeichnung fehlt, in der Richtung nach dem Hilfswerk und nach seinen einzelnen, namhaft gemachten Mitarbeitern einen Kübel von Unaussprechlichkeiten aus. Es erübrigt sich wohl zu sagen, daß wir uns nicht beschmutzt fühlen und uns deshalb auch nicht reinzuwaschen brauchen. Ganz besonders können wir uns auf den Ton der Artikel nicht einlassen, schon unserem Wesen nach nicht. Wollten wir dem Artikelschreiber aber den Gefallen des Zurückbellens und Geiferns tun, so würde man uns in Deutschland und Amerika wirklich für „solche" halten, als die der Schreiber uns hinzustellen beliebt. Wir säßen, wäre wahr, was der uns wohlbekannte Schreiber sagt, in Deutschland schon längst im Zuchthaus. Es ist also zwecklos, sich mit einem Artikelschreiber einzulassen, dem jede Kampfart recht ist und der selbst vor Lügen nicht zurückschreckt. Eine ernste Unterredung mit den geistig normalen, zuinnerst überzeugten und wirklich führenden wolgadeutschen Sowjetleuten, von denen wir eine ganze Reihe kennen und anerkennen, wäre nützlicher. Gewiß sind sie in der Ausschaltung der Emigranten aus der amerikanisch-wolgadeutschen Wirtschaftshilfe mit dem Artikelschreiber eines Sinnes, aber sie sind in derlei Dingen anders gehobelt und besinnen sich stündlich auf ihre Würde als der derzeitigen wirklichen Führer des Gebiets. Sie bedürfen auch keines Schmutzgießens auf andere, weil sie auch unter der Bevölkerung geachtet werden. Ihre Worte finden Gehör, und wenn unsere Kolonien in den letzten Jahren nicht ganz zerstört worden sind und wenn bis heute schon mancherlei im Wiederaufbau geleistet worden ist, so ist das unter den Regierenden nur ihnen zu verdanken. Sollte der Geist des Artikelschreibers heute überwuchern? Das wäre ja ein direkter Verstoß gegen die Weisungen Trotkis in seiner neuesten Broschüre, in der er der Sowjetpresse, den Beamten und manchen Parteimitgliedern dringend empfiehlt, sich eines menschenwürdigen, zivilisierten Tones zu befleißigen. Einen Feind bekehrt man nicht durch Schimpfereien, auch nicht durch Kolbenschläge. Wir haben uns noch nicht als Feinde der Gebietsbehörde betrachtet, ja, wir sind unserer Objektivität wegen schon öfters fälschlich Bolschewisten genannt worden, und der Artikelschreiber selbst weiß uns politisch nichts vorzuwerfen, aber wir müssen angesichts der Entfesselung derartiger Gemüter doch wenigstens unsere Haut in Schutz nehmen, gewiß auch verwundert die Achseln zucken.

In der Hauptsache kommt es uns nach den Angriffen darauf an, den Beginn einer neuen Aera im Kampf gegen das Emigrantentum anzuzeigen. Man fängt jedoch am falschen Ort an, indem man glaubt, wir säßen uns gern in der Rolle von Konkurrenten der genannten Bank. Nichts dergleichen, wir haben dankbarere und nicht weniger wichtige Arbeitszweige. Dem Artikelschreiber möchten wir sagen, daß wir uns mit ihm nicht eher in der Presse eingehend unterhalten können, als bis er aus Trotkis Schriftchen den Umgang mit Menschen und Gegnern gelernt hat. Die Verständigung mit den wirklichen und zivilisierten Führern des Gebiets scheint uns bis heute noch nicht ausgeschlossen.

Von der Wolga

Schließung der Universität Samara. Die erst unter der Sowjetregierung gegründete Universität in Samara ist wegen Fehlens jeglicher Unterhaltsmittel geschlossen worden. Dieses Schicksal hat im Laufe dieses Jahres auch mehrere andere Hochschulen Sowjetrußlands, und zwar aus dem gleichen Grunde, getroffen.

Typhus und Malaria. Ein Aerztekongreß in Zarizyn hat die Sowjetbehörden um Maßnahmen gegen die Typhusepidemie ersucht, die als Folge der diesjährigen Mißernte im genannten Gebiet ausgetreten ist. Zugleich will der Aerztekongreß energisch gegen die Malaria vorgehen, die sich infolge des Mangels an Arzneimitteln ausbreitet. Auch im Bezirk Pskow in Nordwestrußland ist eine Typhusepidemie ausgebrochen.

Preise in den Kolonien. Anfang September kosteten in den deutschen Kolonien an der Wolga: 1 Dollar (zu 3 Pesos) 330 Millionen Sowjetrubel; 1 Arschin Wollstoff — 5—800 Millionen; 1 Arschin Tuch — bis 2 Milliarden; 1 Paar Schuhe bis 4 Milliarden. In Dollar und Pesos umgerechnet müssen also für 1 Paar Schuhe 12 Dollar beziehungsweise 36 Pesos bezahlt werden.

In der ersten September-woche stiegen die Preise: für Weizen von 105 auf 200 Millionen pro Pud, für Roggen von 60 auf 110 Millionen. Pferde kosteten bis 25 Milliarden das Stück (zu 80 Dollar oder 240 Pesos), Kamele ebensoviel, Schafe 150 Millionen Rbl., einjährige Schweine 4 Milliarden. Die Steigerung dauert an. Die Preise auf Textilwaren sind ebenfalls sehr hoch.

Der Anbau der Zuckerrüben dehnt sich in den letzten Jahren in Dönnhof aus. Da aber keine Zuckerfabrik in der Nähe ist, schreiben die „Nachrichten", so kocht die Bevölkerung die Rüben zu Saft, den sie dann weiter zu Samogon (schädliches alkoholisches Getränk) verwendet. — Das Grünwerk der Sonnenblumen verdirbt ohne jeden Nutzen, wohl wie allgemein im Gebiet, und genannte Zeitung schlägt deshalb vor, aus dem Stengelwerk Pottasche zu gewinnen. Interessant zu vermerken ist, wieviel die Mühlenbesitzer für das Mahlen von einem Pud Getreide nehmen. Man staune: Der Bauer muß den Mühlenbesitzern 10 Pfd. Getreide vom Pud als „Molter" abtreten!

Das nationale Prinzip in den Kolonien. Ueber eine erfreuliche Maßnahme der wolgadeutschen Sowjetbehörden lesen wir in den Pokrowsker „Nachrichten“: Um das nationale Prinzip in unserm Gebiet praktisch durchzuführen, wurde den Kanton-Vollzugs-Komitees aufgetragen, in dienstlichen Angelegenheiten mit den Dorfräten zu deren Muttersprache überzugehen. In erster Linie wird diese Maßregel in den rein deutschen Kantonen durchgeführt werden, und zwar in der Zeit von spätestens drei Monaten. Der Abteilung für Verwaltung wurde aufgetragen, den nationalen Bestand der Arbeiter in den Kanton-Vollzugs-Komitees und den nationalen Bestand des Gebiets nach den einzelnen Kantonen klarzustellen. Falls es zur praktischen Durchführung des nationalen Prinzips nötig sein sollte, wird es dem Präsidium des Geb.-Vollz.-Kom. anheimgestellt werden, die Grenzen der einzelnen Kantone nach ihrem nationalen Bestand abzuändern. Ferner wurde zur weiteren praktischen Durchführung der nationalen Politik in unserm Gebiet beschlossen, daß sämtliche Aufschriften auf den Schildern der Gebäude der Sowjetanstalten in deutscher und russischer Sprache geschrieben sein sollen. Hierbei soll die deutsche Aufschrift an erster Stelle und auf keinen Fall in kleineren Buchstaben als die russische Aufschrift stehen. Sämtliche Briefbogen und andere Papiere sollen ebenfalls ihre Aufschrift in deutscher und russischer Sprache tragen. In den Kantonen werden sowohl die Schilder wie die Schreibbogen in derjenigen Sprache abgefaßt sein, welche dem nationalen Bestand des betreffenden Kantons entspricht. Sämtliche erwähnte Maßnahmen sind bis zum 1. Januar endgültig durchzuführen.

Flüchtlinge in Balzer. Von der Wiesenseite treffen in Balzer zahlreiche Kinder ein, die hier Arbeit suchen. Da sie solche aber nicht finden, ernähren sie sich durch Bettel.

Die Größe der Kantons im Gebiet der Wolgadeutschen ist aus einer amtlichen Darstellung im Prozentverhältnis ersichtlich:

1. Pokrowsk	6,4	russisch
2. Krasny Jar	3,0	deutsch
3. Marxstadt (Katharinenstadt)	8,8	„
4. Mariental	5,0	„
5. Fjodorowka	9,8	russisch
6. Krasny Kut	12,5	„
7. Pallassowka	9,7	„
8. Sturaja Poltawka	8,4	„
9. Seelmann	9,9	deutsch
10. Kuttus	4,7	„
11. Balzer	6,3	„
12. Solotoje	2,3	russisch
13. Kamenka	9,8	deutsch
14. Frank	3,4	„

Rein deutsch oder rein russisch sind bisher die wenigsten Kantons, meistens sind sie gemischt, d. h. sie umfassen deutsche und russische Dörfer.

Deutschland und Rußland

Traktorenbau nach einem deutschen Modell in der Ukraine. In der staatlichen Maschinenbaufabrik in Charkow ist die Prüfung des deutschen Traktors Marke W. D. Nr. 50 099 der Maschinenfabrik „Hannomag“ in Hannover, der als Modell auf der Maschinenfabrik eingetroffen war, beendet. Da die Ergebnisse der Prüfung als sehr günstig bezeichnet werden, so beabsichtigt die Charkower Maschinenbaufabrik, nach diesem Modell zum Bau von Traktoren zu schreiten. Es wird damit gerechnet, daß die erste Partie der nach diesem Modell hergestellten Traktoren von 150 Stück zum Herbst des nächsten Jahres fertiggestellt sein wird. Die Pflüge zu den Traktoren sollen auf der früher Henschen Fabrik in Odessa hergestellt werden.

Aus Deutschland

Frankreichs Terror an Rhein und Ruhr bis Ende August. Getötet: 121 Personen. Verurteilt: Zum Tode: 10 Personen. Gesamthöhe der Freiheitsstrafen: rund 1500 Jahre. Im einzelnen: 1326 Jahre, 9 Monate, 15 Tage Gefängnis und Zwangsarbeit, fünf Personen zu lebenslänglichem Zuchthaus oder Zwangsarbeit.

Gesamthöhe der Geldstrafen: 1,652 Billionen Mark und 111 750 Francs.

Von Haus und Hof vertrieben: 145 604 Personen; davon ausgewiesen: 131 036 Personen.

Militärischer Aufwand: Stärke der Armee im Ruhrgebiet 88 000 Mann (81 000 Franzosen, 7000 Belgier), Infanterie, Artillerie, Kavallerie, Tanks, Flieger, Pionierabteilungen usw., dazu im altbesetzten Gebiet 103 000 Franzosen, 17 000 Belgier; im Brückenkopf Kehl 1000 Franzosen, ferner 10 000 französische und 2000 belgische Eisenbahner.

Die geistige Blockade: Zahl der Zeitungsverbote im preußischen, altbesetzten, Sanktions- und Einbruchsgebiet 173.

Der Krieg gegen die Kinder: Im preußischen Sanktions- und Einbruchsgebiet wurden 209 Schulen mit 2313 Klassen für 127 900 Schüler bzw. Schülerinnen beschlagnahmt.

Der Erfolg! Die deutschen Lieferungen aus dem Ruhrgebiet in der Zeit vom Januar bis Ende August 1922 beliefen sich auf insgesamt 6 833 369 Tonnen Steinkohle, 4 228 520 Tonnen Koks, 401 350 Tonnen Briketts. Gesamtlieferung 11 463 239 Tonnen. Seit dem Einbruch ins Ruhrgebiet bis gegen Ende August 1923 haben die Franzosen und Belgier 1 329 328 Tonnen Steinkohle, 982 105 Tonnen Koks, 63 766 Tonnen Briketts; insgesamt 2 375 199 Tonnen abgefahren.

Berliner Marktpreise. Die Preise auf Lebensmittel steigen ebenso wie die auf andere Waren grauenhaft. Ende September kosteten in Millionen Mark: das Pfund Rindfleisch 36—48, Schweinefleisch 48—56, Butter 58—64, Margarine (Kunstbutter) 28—37, Kartoffeln ¾, Malzkaffee 25, Bohnenkaffee 140, Zucker 8, Weizenmehl 6½—8½, Erbsen 13, Kohl 1—3, Reis 7—17, Speck 56—72, Schlackwurst 90—120, Fleischwurst 60—68. 1 Salzhering kostete 3¾—5½, ein Ei 4—4½. Ein Anzug kostete 5—7 Milliarden, ein Paar Schuhe kosteten 400—600 Millionen. Da die Preise sich nach der Goldmark und im Zusammenhang damit nach dem Stand des Dollars richten, wechseln sie täglich. Am 25. September wurden für den Dollar 145 Millionen, für den Peso 38—40 Millionen Mark bezahlt.

Aus Nord- und Südamerika

Bericht aus Kanada. Unser Landsmann Konstantin Hermann aus Mariental schreibt uns aus Bremen, Sask, Kanada, unterm 2. September: Was mich persönlich anbelangt, so bin ich nun ein Jahr in Kanada und habe das Geld für meine Schiffskarte aus Berlin nach Kanada schon abverdient. Ich arbeite bei einem Farmer als Tagelöhner und verdiene 4 Dollar täglich. Die Arbeit ist zwar schwer, aber der Verdienst ist gut. Man weiß, wofür man arbeitet. Was ich mir hier in einem Sommer verdiene, ist mehr, als was ich in Deutschland in vier Jahren bei schwerster Arbeit verdient habe. Ich bin zufrieden und deshalb ist mir die Arbeit nur halb so schwer. Die Ernte in Saskatchewan, besser gesagt in ganz Kanada, ist sehr gut ausgefallen. Es hat den Sommer über sehr viel geregnet und dazwischen waren schöne warme Tage. Die Farmer schätzen ihre Ernte auf 30—35 Bushel pro Acker. Wir sind gerade bei der Weizenernte. Der Weizen ist mächtig im Stroh und auch gut im Korn. Der Preis für den Weizen ist 86 Cents pro Bushel, doch sinkt er, wahrscheinlich weil hier zuviel Weizen gebaut wird.

Es ist wirklich eine Freude, die Farmerei hier in Kanada mitanzusehen und in ihr zu arbeiten. Der Farmer, bei dem ich arbeite, hat 94 Schweine, 82 Kühe, 18 Pferde und 680 Acker Land. Vor 21 Jahren ist dieser heute reiche Farmer als armer Teufel nach Kanada gekommen. Die Provinz Saskatchewan ist erst seit 22 Jahren besiedelt. Im Westen, in Alberta, werden noch immer sogenannte Heimstätten verteilt für 10 Dollar pro Heimstatt. Das sind 160 Acker. Aber die Gegend ist schwer urbar zu machen, weil alles von Wald bedeckt ist und das Holz keinen Wert hat.

An das Hilfswerk der Wolgadeutschen habe ich eine Bitte, und zwar, man möchte unsere Kolonien an der Wolga immer mehr mit Arbeitsvieh versorgen. Denn das Arbeitsvieh ist sehr notwendig und unsere Leute haben keins.

Aus Emigrantenkreisen

Russische Emigranten im pazifischen Gebiet. Fast vergessen liegen im Hafen des Städtchens Olomgapo auf der Philippineninsel Luzon elf russische Kanonenboote und kleinere Kriegsschiffe, auf denen Gegner des Bolschewismus bei der Einnahme von Wladiwostok durch die Rote Armee sich in Sicherheit brachten. Die vom Kontreadmiral Start geführten Flüchtlinge befinden sich in Not. Ein Teil ist mit Erlaubnis der amerikanischen Regierung in die Vereinigten Staaten auf die Suche nach Erwerb übergesiedelt.

Herr Pater Joh. Schönberger, ehemaliges Vorstandsmitglied des Hilfswerks der Wolgadeutschen, hat aus gesundheitlichen Rücksichten Berlin verlassen und sich nach Innsbruck in Tirol begeben. Pater Schönberger scheidet für vorerst unabsehbare Zeit aus der charitativ-sozialen Arbeit aus. Wir begleiten unseren Freund, dessen segensreiche Arbeit für die Hungernden an der Wolga bei allen noch in bester Erinnerung ist, mit den herzlichsten Wünschen. In Innsbruck widmet sich Herr Pater Schönberger auch dem Studium der kirchlichen Wissenschaften. Seine Adresse ist: Innsbruck, Deutsch-Oesterreich, Tirol, Pfarrplatz 4 III.

Lehrer Adam Müller †. Nach langer schwerer Krankheit verstarb am 4. September im Heinkehrlager Frankfurt a. d. Oder der wolgadeutsche Volksschullehrer Adam Müller. Der Verstorbene war am 20. Juli 1884 in der Kolonie Preiß geboren, wo er auch als Lehrer an der Dorfschule tätig war. Später war er Lehrer in Schäfer und in Semjonowka. Am 18. März 1922 ist er zusammen mit anderen wolgadeutschen Hungerflüchtlingen in Deutschland eingetroffen. Vom Sommer 1922 bis zum Sommer 1923 war Müller Kandidat in den Vorstand des Hilfswerks der Wolgadeutschen e. V. Seiner andauernden Kränklichkeit wegen konnte er sich an unserer Arbeit aber nicht beteiligen, was er mehr denn einmal von Herzen bedauerte. Der Verstorbene hinterläßt eine junge Frau. Er hatte sich mit ihr im Winter 1907 verheiratet, sie ist eine geborene Schamme. In Preiß sind Vater und Brüder des Verstorbenen zurückgeblieben. Auch in Amerika besaß er Verwandte, doch hat er ihren Wohnsitz nicht ausfindig machen können. Ein Landsmann, Peter Kröter in San Miguel in Argentinien, hatte ihm und seiner Frau Schiffskarten gesandt, die er aber seiner Krankheit wegen nicht mehr verwenden konnte. Frau Marie Müller steht in der Fürsorge des Deutschen Reichs und ist auf einem Gut bei Frankfurt beschäftigt. Sie gedenkt, sich nach Amerika zu begeben. Unser teurer Landsmann ist am 7. September auf dem Lagerfriedhof in Frankfurt a. d. Oder beerdigt worden. Friede seine Asche! F. Sch.

Personalien. Am 20. September hat Herr Friedrich Bier (Warenburg) Berlin verlassen und ist über Rotterdam auf dem Dampfer „Andani“ der Cunard-Linie nach Kanada gereist. Herr Bier ist Delegierter und Geschäftsführer des Verbandes der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin, und vertritt auch das Hilfswerk der Wolgadeutschen. Aus Kanada begibt Herr Bier sich in die Vereinigten Staaten. — Herr Georg Dummler, der ehem. Geschäftsführer der kürzlich liquidierten Wolgadeutschen An- und Verkaufsgenossenschaft und früheres Vorstandsmitglied des Hilfswerks der Wolgadeutschen, ist am 22. September in die deutschen Kolonien an der Wolga gereist. Er wird dort einen verantwortlichen Sowjetposten bekleiden. — Anfang September sind 27 wolgadeutsche Männer zur Arbeit nach Kanada gereist. Ihre Familien sind in Deutschland geblieben und werden von ihren Männern von Kanada aus unterstützt. — Der verantwortliche Schriftleiter unseres Blattes, G. S. Löbsack, ist am 15. September preußischer Staatsangehöriger geworden. — Am 25. September ist Herr Martin Kaufmann mit Frau Katharina und Sohn Alexander aus Sorau, N.-L., über Berlin und Moskau nach Schilling an der Wolga zurückgereist. Herr Kaufmann, dessen Gesuch um die Erlaubnis zur Rückreise ein ganzes Jahr lief, hielt sich in Deutschland seit 1918 auf. — Ebenfalls an die Wolga zurückgereist ist am 29. September Herr D. Enrich von der Wirtschaftsstelle der Wolgadeutschen beim Raiffeisenverband in Berlin.

Verschiedenes

Ein Bolschewik aus fürstlichem Geblüt. Einer der charakteristischen Köpfe in der Galerie der Staatsmänner der Sowjetrepublik ist zweifellos Ofinski, dessen Gedanken über die Verwendung der russischen Getreideernte in der russischen Presse soviel Staub aufgewirbelt haben. Jedenfalls ist Ofinski ein wagemutiger Herr, der nicht davor zurückschreckt, den Zorn seiner großen Kollegen auf sich zu laden. Denn dieser Ofinski hat eine Vergangenheit, die für ihn recht unangenehme Folgen heraufbeschwören könnte, wenn sich einer einfallen ließe, an seine Verwandtschaft mit dem ermordeten Zaren, seine viele Millionen betragendes Vermögen, seinen unerschütterten Patriotismus und an seine Hartnäckigkeit zu erinnern, mit der er sein Vaterland stets als „Rußland“ bezeichnet, statt der unter dem neuen Regime bevorzugten Bezeichnung als R. S. F. S. R. (Russische Sozialistische Föderative Sowjet-Republik). Herr Ofinski ist nämlich niemand anderes als der Fürst Obolenski, der es mit erstaunlicher Geschicklichkeit verstanden hat, sich durch allen Wirrwarr dieser letzten Jahre heil durchzubringen, und der darüber hinaus das Kunststück fertiggebracht hat, sich nicht nur in der Vorzugsstellung zu behaupten, der er sich im zaristischen Rußland erfreute, sondern sich auch bei den neuen Machthabern beliebt zu machen. Seine Gegner freilich kennzeichnen ihn als einen unverbesserlichen Parteigänger der alten Regierung, als einen vorschlagenen Heuchler, der nur darauf wartet, die Früchte seines Verrats zu ernten. Aber das scheinen nichts weiter als Verleumdungen; denn jeder, der den Fürsten Obolenski, d. h. den Genossen Ofinski, näher kennt, schätzt ihn als einen überlegenen Kopf, der nur das Gute seines Volkes will, der von dem Wunsch beseelt ist, die Finanzpolitik der Sowjets in ein normales, ordnungsmäßiges System zu bringen, und der sich dabei nicht einen Augenblick darüber im Unklaren ist, daß die Vergangenheit unwiderbringlich tot und begraben ist.

Der zu große Ochse. Die landwirtschaftliche Ausstellung in Moskau wies u. a. Schauobjekten einen Ochsen auf, der 71 Pud (1 Pud = 16,38 Kilogramm) wog. Die Bewunderung, die er erregte, war groß, aber nicht bei der Presse. Denn die „Prawda“ widmet diesem „aristokratischen Ungeheuer“ mehrere Spalten, in welchen der Riese als gänzlich unpassend für die schlichte Wirtschaft im russischen Dorf in Grund und Boden verdammt wird.

Ehescheließungen und Scheidungen in Sowjetrußland. Die vor der Revolution in Rußland nur sehr schwer erreichbare Ehescheidung ist von der Sowjetgesetzgebung in allen Teilen Rußlands, auch in den mohamedanischen Gebieten, durchgeführt worden. Anläßlich einer jetzt geplanten Revision dieser Gesetze warnen die „Iswestija“ vor jeder Konzession an bürgerliche Anschauungen und erinnern rühmend an die erreichte Leichtigkeit der Ehescheidung, die sogar der früher ihrem Mann fast leibeigenen Bauersfrau ein Zufluchtsmittel geworden sei. Zugleich wird in der Sowjetpresse über die Auswahl der Lebensgefährtin bei den Kommunisten berichtet und mit Befremden festgestellt, daß viele Kommunisten „parteilose“ Mädchen geheiratet haben. Die u. a. von einem deshalb befragten Parteigenossen einem Interviewer gegebene Antwort, er habe seine Frau aus der Parteilosengruppe gewählt, um durch ihre Bekehrung dem Kommunismus eine neue Jüngerin zu gewinnen, wird als „nicht frei von Heuchelei“ bezeichnet.

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidstr. 24/25.

Verband der Wolgadeutschen Bauern
G. m. b. H.
Berlin W 57 :: Yorckstraße 46, I
Telephon: Kurfürst 8224
Filialen in Canada, den Vereinigten Staaten und Argentinien
Import — Export — Engros
Vertretungen deutscher Firmen

Lieferung jeder Art von Waren und Werkzeugen
für die Landwirtschaft und den Haushalt

Ankauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse, Getreide und Häute
Förderung und Unterstützung wolgadeutscher Siedlungsangelegenheiten
Beschaffung von Schiffskarten nach jedem Reiseziel
Verlag und Vertrieb von Büchern und Zeitschriften aus allen Gebieten des Wissens und der Unterhaltung

Alles, was der wolgadeutsche Bauer kaufen oder verkaufen will, besorgt er durch die landsmännische Handelsorganisation, den

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.
Berlin W 57

Auskunft in Argentinien durch Simon Stieglitz, Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059

BREMEN

AMERIKA
OSTASIEN-AUSTRALIEN
Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen
Reisegepäck-Versicherung
Nähere Auskunft durch
NORDDEUTSCHER LLOYD
BREMEN
und seine Vertretungen
General-Agenturen in Amerika:
New York 14/16 Pearlstreet — North German Lloyd —
Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

Rußland — Amerika Deutschland

In allen drei leben Wolgadeutsche. Die einen interessieren sich für die anderen. Sie wollen auch wissen, was sich sonst in der Welt und was sich auf den Gebieten der Arbeit, des Wissens, der Bildung zuträgt. Sie wollen vergleichen, wollen sich bilden und haben auch Freude an guter Unterhaltung und an Bildern.

Wer bietet ihnen das?

„Der Wolgadeutsche“
Fortschrittliches Blatt f. Arbeit, Glaube u. Bildung

Preis: In Deutschland monatlich 10 Pfg. × jeweilige Buchhändlerschlüsselzahl.
In den U. S. A. und in Kanada: jährlich 2½ Dollar.
In Argentinien: jährlich 7½ Pesos.
Werdet Bezieher! Werbt neue Leser!
Adresse der Redaktion:
Berlin W. 57, Yorckstraße 46 I.

Weser-Zeitung
BREMEN
Täglich 2 Ausgaben
Führende, im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.
Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.
Werbemittel ersten Ranges
durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Die Ochrana des Zaren und die Saratower deutsche Volkszeitung

Gleich zu Beginn des großen Weltkrieges 1914 hatte die Zarenregierung die deutschen Kolonisten besonders aufs Korn genommen. Schon kurz nach Ausbruch des Krieges trafen in Saratow unzählige wolhynische Deutsche ein, die vom russischen Armeeoberkommando in der deutsch-russischen Front bemußt worden waren, ihre Dörfer binnen soundsoviel Stunden zu verlassen. Ins Innere des Landes verschickt, kamen die Wolhynier an die Wolga zu den deutschen Kolonisten dort. Sie sind im großen und ganzen gut aufgenommen worden, obwohl ihre Lage auch in den Wolgakolonien keineswegs beneidenswert war. Es war für sie in ihrem Unglück aber ein Trost, ihr müdes und bespieenes Haupt wenigstens auf deutsche Kissen legen zu dürfen, aus deutschem Munde deutsche Trostesworte zu hören. Die Ungerechtigkeit der Zarenregierung und die brutale Rücksichtslosigkeit des Armeeoberkommandos legten sich aber mit blutiger Härte auch auf die deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet. Die deutsche Loyalität und die kolonistische Treue zu Rußland, die ritterliche Innehaltung der Staatspflichten wurde mit Verfolgung, Enteignung und Vertreibung belohnt.

Man ist für gewöhnlich geneigt anzunehmen, daß die eigentliche Verfolgung der Wolgadeutschen während des Krieges erst unmittelbar vor dem Sturz des Zaren einsetzen sollte. Dem ist nicht so. Zwar sollte die eigentliche Vertreibung der Wolgakolonisten von ihrem Land und aus ihren Dörfern erst im Frühjahr 1917 verwirklicht werden. Bekannt ist der „Allerhöchste Wille", den Nikolai II. kurz vor seinem Sturz unterschrieb, wonach wir nach Sibirien verschickt werden sollten. Aber die chauvinistische Drangsalierung des Wolgadeutschtums hatte gleich am ersten Kriegstag begonnen. Die Regierungsbeamten gingen hierbei mit der berüchtigten Ausgefeimtheit der zaristischen Ochrana vor. Mir ist ein Vorfall in der Redaktion der Saratower deutschen Volkszeitung aus dem Jahre 1915 (Frühjahr) in Erinnerung, der das Gesagte überzeugend illustriert.

Ich hatte damals die Stellung eines zweiten Redakteurs der Volkszeitung inne. Die Leitung des durch die drakonischen Pressegesetze politisch völlig farblos gewordenen Blattes lag in Händen des Mittelschullehrers Abels, eines Balten von Geburt. Eines Mittags — ich war gerade allein im Redaktionszimmer — trat nach kurzer Verhandlung im Vorzimmer, wo unser Buchhalter Mons saß, ein kurzer dicker Herr im russischen Ochrana-Schwarz zu mir herein. Man sah ihm auf den ersten Blick den Letten an. Er war wohl an die Dreißig alt. Ich bot ihm einen Stuhl an und fragte nach seinem Begehr. Im Gegensatz zu seiner Gangart und seinem Gesichtsausdruck begann er zitternd und schlichtern, dabei geradezu auffällig lettisch-deutsch sprechend, mit Umschreibungen folgendes zu erzählen:

— Ich komme direkt aus Odessa, wo ich meine Mission mit gutem Erfolg erledigt habe. Ich bin nämlich geheimer Mitarbeiter des Barons Neumann (?) in Riga, der wiederum geheimer Agent der Deutschen Regierung und ein Vertrauter Kaiser Wilhelms ist. Ich habe hier auch gleich den Text eines Aufrufs des Deutschen Kaisers an die Deutschen in Rußland zur Hand. Würden Sie den Aufruf drucken und unter den Wolgadeutschen verbreiten? Das muß aber alles sehr schlau angefangen und recht vorsichtig durchgeführt werden, sonst, kommt die russische Regierung dahinter, müssen wir alle nach Sibirien oder wir kommen an den Galgen. In Riga, überhaupt in den baltischen Provinzen haben Baron Neumann und ich ungefähr 600 000 Rbl. für diese Sache gesammelt, in den deutschen Schwarzmeerkolonien stehen uns an die 800 000 Rbl. zur Verfügung. Alles in allem brauchen wir aber 2 Millionen Rubel. Die jetzt noch fehlenden 600 000 Rbl. müßte ihre Redaktion unter den Wolgakolonisten aufbringen. Das geht doch wohl? Unser Plan ist so, und damit ist auch Kaiser Wilhelm einverstanden: Für das gesammelte Geld werden Waffen angekauft und an die zuverlässigsten Kolonisten verteilt. Auf ein bestimmtes Zeichen aus Berlin hin machen wir Aufstand und ziehen gegen die russische Armee in den Kampf. Deutschland muß siegen, deshalb muß Rußland im Innern vernichtet werden.

Bei den letzten Worten überreichte das Subjekt — es war das doch bestimmt ein Spitzel aus der Ochrana — mir ein schmutziges zerknülltes Stück Papier, auf dem in wiederum lettischem Deutsch mit Bleistift eine wahre Parodie auf einen Kaiserlichen deutschen Aufruf „an meine Söhne in Rußland" niedergekritzelt war. In dem „Aufruf" war von der deutschen Treue die Rede, von der Notwendigkeit, das deutsche Heer in seinem heldenhaften Kampf durch Aufstände im Rücken der feindlichen Armeen zu unterstützen, von der Dringlichkeit des Untergrabens des „russischen Erbfeindes" usw., usw. Man solle Baron Neumann und seinen Gehilfen volles Vertrauen schenken und ihren Ratschlägen folgen.

Ich war damals noch nicht 22 Jahre alt und hatte besonders mit der Geheimpolizei nie etwas zu tun gehabt. Niemand wird es mir also verargen, daß ich ratlos war. Daß ich es mit einem Agenten der zaristischen Geheimpolizei und mit einem heimtückischen Menschen zu tun hatte, darüber war ich mir klar. Aber wie ihn anfassen?

Aus meiner Verlegenheit, die keine Sekunde hätte länger andauern dürfen, rettete mich Abels. Im Augenblick der Höchstspannung trat er ein, mein erstes war, ihm den „Aufruf" zu geben, er überflog ihn, sah den Herrn in Schwarz an, sprang auf ihn zu — eine Ohrfeige links, eine rechts —, der Fremde greift nach seinem Hut, ist mit einem Satz zur Tür hinaus und als Abels — rot vor Erregung und Zorn — die Worte „Raus, Lump!" ausstieß, war von dem verworfenen Menschen schon nichts mehr zu sehen. Alles das spielte sich mit einer Schnelligkeit ab, die den Augen kaum erlaubte, den einzelnen Szenen richtig zu folgen.

Soweit war die Angelegenheit ja „geregelt". Was aber weiter? Vor uns standen zwei Gefahren: die eine war, daß der Geheimagent uns wegen Mißhandlung zur Verantwortung zieht, die andere, daß der Vorgesetzte des Spitzels, der Saratower Gendarmerieoberst, uns „in die Hand" nimmt, weil wir den verdächtigen Besucher nicht durch einen Polizisten sofort verhaften ließen, also auch in wirklich gesetzwidrigen Fällen „nicht anders gehandelt hätten". Die letzte Gefahr schien uns die größere. Wir überlegten also nicht lange, sondern eilten zu dem Polizisten an der nächsten Straßenecke und teilten ihm den Vorfall mit, um für jeden Fall wenigstens die Anzeige erstattet zu haben. Der Gorodowoi war aber anscheinend rechtzeitig von der Gendarmerie unterrichtet worden. Mit der gleichgültigsten Miene und Handbewegung meinte er, das habe nichts auf sich, so etwas verlohne sich nicht der Aufregung, er wolle es aber nach Dienstschluß sicherheitshalber seinem Pristaw melden. —

Es vergingen zwei Wochen banger Erwartung. Da, eines Tages, wird unser Buchhalter zum Gendarmerieoberst befohlen. Am nächsten Tag kam Abels an die Reihe, am dritten ich. Allen drei wurde eröffnet, daß wenn in den nächsten Monaten ein ähnlicher Aufruf, wie ihn der Fremde, „der Hundesohn", zum Druck angeboten hatte, in den Kolonien aufgegriffen werden würde, wir kurzerhand nach Sibirien wandern müßten. Die Aussicht war nicht besonders verlockend, aber wir ließen uns keine grauen Haare wachsen, weil wir aus der „Eröffnung" des Gendarmerieobersten deutlich ersehen hatten, daß jener Fremde ihm, dem Obersten, den Vorgang in der Redaktion haarklein wiedergegeben hatte. Denn durch den Gorodowoi hat er es aus dem einfachen Grunde nicht erfahren können, weil wir dem die Sache lange nicht bis ins einzelne geschildert hatten, ebensowenig dem Obersten während der „Eröffnungen".

Natürlich wurden in den Kolonien keine Aufrufe gefunden und die Angelegenheit schlief ein.

Solche und ähnliche Dinge, aber auch weit niederträchtigere, bis zum Mord an Deutschen einschließlich, sind auch anderen passiert. Man könnte darüber Bücher schreiben.

G. S. Löbsack.

Brief a. d. argentinischen Pampa

Von H. Obholz,

Mitarbeiter des „Wolgadeutschen".

Est. Alpachiri, Ende August.

Wegen großer Trockenheit und recht unangenehmer Witterung im allgemeinen war die Bestellung der Felder mit allerlei Schwierigkeiten verbunden. Wir hatten Wind, Kälte und Staub. Im Juli gar ist einmal Schnee gefallen, der das ganze Land zwanzig Stunden lang unter einer weißen Decke hielt.

Die Weizenaussaat ist beendet, zum Teil auch die des Kornes, der Gerste und des Leins. Das Welschkorn wird erst Ende September gesteckt. Infolge der ungünstigen Witterung kann sich die junge Saat nicht recht entwickeln. Im engsten Zusammenhang hiermit steht auch das Viehelend, das zur wahren Katastrophe geworden ist, denn das Vieh könnte sich nur auf guter Weide erholen.

Auf den Feldern und Weideplätzen gab es nur spärlich Viehfutter. Wer die Mittel hatte und seine Aecker bestellen wollte, mußte für den Unterhalt der Pferde große Gelder ausgeben. So kostet zurzeit ein Bündel Klee 1½—2½ Pesos (Gewicht eines Bündels 25—45 Kilo). Außerdem sind Hafer und Gerste notwendig, die zu höheren Preisen eingekauft werden mußten, als man sie nach der Ernte absetzte. Argentinische Wirtschaft! Dabei sehen Pferde und Hornvieh sehr armselig aus und sind nur Haut und Knochen. Liegen sie einmal, so müssen sie aufgehoben werden. Infolge der schlechten Nahrung dauert das Eingehen des Viehes an, wodurch viele Bauern schweren Schaden erleiden. Ein Arbeitspferd ist heute nicht unter 80 Pesos erhältlich, das ist auch der Preis für 9 bis 10 Fanega Getreide (1 Fanega gleich 250 russischen Pfund). Natürlich wäre dem allgemeinen Viehsterben leicht abzuhelfen, wenn man dem Vieh mehr Sorgfalt zuwenden und für die Winterzeit Futtervorräte anlegen wollte. Es herrscht hierin aber eine große Gleichgültigkeit, man sagt sich, „wo viel Vieh vorhanden ist, kann auch viel zugrunde gehen, alles geht ja doch nicht drauf!" Man läßt also die Not über das Vieh frei ergehen. Ueberall auf den Landstraßen liegen Viehkadaver, „argentinische Wegabstecker". Es gibt Wirtschaften, wo bis 30 Stück Vieh verendet sind. Welche Gegensätze! In Rußland leiden unzählige Menschen größte Not, hungern und haben kein Arbeitsvieh, Hilfe von außen wird ihnen nur wenig gebracht, und in Argentinien läßt man das Vieh aus bloßer Gleichgültigkeit in Massen verenden.

Unsere Landsleute hier haben die große Ordnungsliebe und die Fürsorge, wie wir sie von der Wolga her kannten, vergessen und verlernt. Das scheint schließlich auch die Schuld daran zu sein, daß ihre Wirtschaft sich nur langsam hebt.

Schule und Leben

Großes Schulelend unter den Deutschen in Kirgisien. Aus Akmolinsk wird der Moskauer „Arbeit" mitgeteilt: „Die Lage ist unbeschreiblich schwer. Wir sind weit hinter den Kirgisen zurück. Letztere haben in diesem Jahre schon 37 neue Schulen registriert, wir noch keine einzige für unsere 10 000 Deutsche! Und das — obgleich uns das Unterrichtsamt 3 bis 4 Schulen zuzusagen aufgezwungen hat! Mit Mühe haben wir 4 Lehrer gefunden, haben aber kein einziges deutsches Lehrbuch, so daß wieder nichts daraus wird. Unsere

Kleines Feuilleton

In Norka vor 110 Jahren. Mit zu den interessantesten der bekannten Schilderungen Rußlands und der deutschen Kolonien an der Wolga zur Zeit des Feldzugs Napoleons I. gegen Rußland 1812 gehören die des hessischen Offiziers Friedrich Peppler. Die Schilderungen sind von Karl Esselborn bearbeitet und 1908 im Selbstverlag (Darmstadt) in der Reihe der Hessischen Volksbücher (Herausgeber Dr. Wilhelm Diehl) erschienen. („Friedrich Peppler, Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812 bis 1814.") Sehr fesselnd und mit viel Beobachtungsgabe geschrieben, stellen die Erinnerungen Pepplers ein auch für unsere Kolonien wertvolles geschichtliches Dokument dar. Peppler hatte als hessischer Offizier den Feldzug gegen Rußland mitgemacht, geriet in Gefangenschaft und mußte Ungeheuerliches erdulden. Zu Fuß, teilweise nur im Wagen oder Schlitten legte er zusammen mit anderen Gefangenen die Strecke von Minsk über Tambow, Atkarsk nach Saratow zurück. Unterwegs wurden die Gefangenen mit wenigen Ausnahmen, wo Deutsche waren, entwürdigend und, man kann es wohl so nennen, scheußlich behandelt. Erst im Gouvernement Saratow wurden sie wie Menschen empfangen und aufgenommen. Der damalige Saratower Gouverneur war, wie Peppler schildert, ein edler Charakter und unterschied sich von den Befehlshabern der anderen passierten Gouvernements aufs beste. Peppler schildert das Saratow von damals in sehr interessanter Weise. Er traf dort wohnhafte hessische Landsleute, so einen Gastwirt Gottfried Schulz, einen ehemaligen hessischen Soldaten Philipp Lindenstruth, einen Fabrikanten Meißinger u. a. Von Saratow aus wurden die Gefangenen auf die verschiedenen Teile des Gouvernements verteilt, wohl ähnlich wie es mit den deutschen Kriegsgefangenen während des Weltkrieges 1914 geschah, nur mit mehr Rücksicht und Eingehen auf individuelle Ansprüche. Peppler wurde mit seinem Freund Braun nach Kamyschin bestimmt (Peppler nennt das Städtchen Kamischinck. Es wurde also wohl schon damals von unseren Vorfahren wie heute „Kamischinke" genannt). Der Weg führte durch die deutschen Kolonien der Bergseite; die Gefangenen wurden von russischen Soldaten begleitet. Der Aelteste unter ihnen versuchte unterwegs mehrfach gegen die Anordnungen des Gouverneurs, indem er die Gefangenen zwang, zu Fuß zu gehen und das ihm für den Wagentransport anvertraute Kronsgeld in die Tasche steckte. Zuerst versuchten die Gefangenen, ihre Rechte durch gütliches Zureden zu verteidigen, als das aber nichts half, verteidigten sie sich mit der Faust und mit Knüppeln. Peppler meint, daß dies das rechte Mittel gewesen sei, denn die Russen seien an eine andere Sitte nicht gewöhnt gewesen. Der diebische Soldat änderte sein Verhalten zu den Gefangenen nicht eher, als bis sie sich der Kolonie „Orga" (ist wohl bestimmt Norka gemeint) näherten. „Schon am dritten Tage", erzählt Peppler, „wo wir uns einer deutschen Kolonie näherten, wurde er anderen Sinnes. Wir fanden beim Abmarsch die gehörige Zahl Fuhren bereit, die Fesseln wurden uns abgenommen und wir angewiesen, die Fuhren zu besteigen. Trotzig weigerten wir uns. Wir gingen zu Fuß. Eine sichtbare Aengstlichkeit trat nun an die Stelle früherer Brutalität. Von einem zum andern schlich der erbärmliche Mensch und bat jeden, doch den Wagen zu besteigen, worauf ihm aber immer die Antwort ward, er möge nur unsere Ankunft in der ersten Kolonie abwarten, dort würden wir uns vielleicht zum Fahren bequemen. Mittags gegen elf Uhr kamen wir in der deutschen Kolonie Orga an, wo man uns mit lautem Jubel begrüßte. Das ganze Dorf hatte sich versammelt, jeder wollte Einquartierung, jedem waren wir herzlich willkommene Gäste. Ueber diesen freundlichen Empfang ward unser Quatalnick (wohl Quartalnik, die Red.) äußerst empfindlich, und um uns seine Gewalt doch noch fühlbar zu machen, forderte er uns auf, unsere Fuhren zu besteigen, um auf die bestimmte Station zu fahren. Als wir dies nicht taten, indem sich die Kolonisten erboten, die Fuhren für unseren Transport auf die nächste Station unentgeltlich zu stellen, er also seine russischen Wagen zurückschicken konnte, wurde er heftig und wollte wieder Gewalt brauchen, lenkte aber bald ein, als die wackern Deutschen, der Landessitte kundig, sich anschickten, ihn derb abzuprügeln, kurz, es fehlte nicht viel, so hätte er seine tüchtige Tracht Schläge davongetragen. Den Auftritt recht possierlich zu machen, sang einer von uns nach bekannter Melodie: „Prügeln und geprügelt werden, ist hier schönstes Los auf Erden". Die Schönheit dieses Loses wollten wir ihm aber nicht bereiten, damit wir mit desto mehr Recht unsere Beschwerden über die an uns verübten Zusamen geeigneten Ortes geltend machen konnten. (Der Quartalnik wurde später für die Mißhandlung der Gefangenen und für die Verstöße gegen die Anordnungen des Gouverneurs nach Sibirien verschickt. Die Red.) Wir zogen nun mit unseren lieben Landsleuten Arm in Arm in ihre gastfreien reinlichen Wohnungen ein und wurden zum ersten Mal nach langer Zeit auf deutsche Weise bewirtet. Allein gleich nach eingenommenem Mahle war unser erstes Geschäft, eine Beschwerdeschrift an den Gouverneur von Saratow in russischer, deutscher und französischer Sprache, die erste mit Beihilfe unserer guten Kolonisten, zu fertigen und diese durch einen Reitenden nach Saratow abzusenden. An der richtigen Ueberlieferung hatten wir keinen Zweifel, da der Bürgermeister der Kolonie die Beförderung an Ort und Stelle übernahm. Um drei Uhr nachmittags verließen wir diese guten Menschen, die uns auf ihren Fuhren unter zahlreicher Begleitung nach der nächsten Station, ebenfalls einer deutschen Kolonie, brachten, wo uns dieselbe liebevolle Aufnahme ward. Von hier aus hatten wir noch eine Tagereise bis Kamischinck, wo der Quatalnick uns dem Kommandanten übergeben mußte. Die Verlegenheit und Aengstlichkeit desselben stiegen mit jedem Schritt, der uns diesem Orte näher brachte, den wir endlich am 21. Juli nachmittags erreichten." In Kamyschin richteten sich die Gefangenen gut ein und besuchten von dort aus auch die umliegenden deutschen Kolonien. So erzählt Peppler von Besuchen in Schwab und in Dreispitz, ferner auf der Mühle eines Kolonisten Ring u. a. Darüber jedoch teilen wir ein andermal mehr mit.

•

Nikolai II. und die Balzerer. Der Stoffelfred in Balzer war einer, dem man die Späße auf zehn Werst Entfernung vom Gesicht ablesen konnte. Nichts tat er lieber, als den Dorfkameraden abends auf der Bank oder kurz vor der Gemeindeversammlung, wenn alle ungeduldig auf den Obervorsteher warteten, ein paar rechte und manchmal auch schlechte Witze zu erzählen. Natürlich hatte er immer viel Zuhörer, und oft ist es vorgekommen, daß jemand, der ihn gerade auf der Straße traf und dessen Ohren nach einem Spaß jückten, den Stoffelfred anhielt und zu ihm sprach: „Fred, verzehl was net is. Ich hun Leibschmerze, die vergehe, wann ich recht lache muß". Nun, der Fred ließ sich solcherlei nicht zweimal sagen, denn er hatte, wie alle Spaßmacher, auch ein gutes Herz. Und Leibschmerzen sind kein Spaß. So erzählte denn der Fred einmal den folgenden Scherz. Dabei war seine Mimik so unverfälscht, daß die Leute zuerst an den Scherz glaubten; als sie aber von anderer Seite erfuhren, der Fred habe sich über ihre Leichtgläubigkeit hinter ihrem Rücken lustig gemacht, waren sie ihm nicht wenig böse.

Die Sach' war so. Der Fred war doch im Weltkrieg. Zuerst war er irgendwo in Saratow zur Ausbildung („Atj! Dwa! Atj! Dwa!"), dann kam er eines Tages nach Petersburg und seitdem hatte man in Balzer von ihm nichts mehr gehört, als bis er nach dem Sturz des Zaren nachhause kam. Nun konnte er, da er sich dachte, „nachkontrollieren kann man mich jetzt nicht mehr, der Kaiser ist ja weg", auch sagen, daß er sich mit — dem Kaiser Nikolai sehr gut gestanden habe. Er sei in „seinem Volk" gewesen und einmal sogar habe er dem Kaiser seine Stiefel auf dessen besonderen Wunsch geputzt. Das sei ihm ja anfangs etwas sonderbar vorgekommen. Wie komme der Kaiser gerade auf ihn, den Fred aus Balzer! Er, der Fred, habe lange darüber nachgedacht. Schließlich sei ihm die Antwort auf seine drückende Frage durch folgendes Vorkommnis geworden: Er saß am Sonntag Nachmittag mit der Kaiserin ihrer Magd vorm Haus des Kaisers auf der Bank. Da sei die Kaiserin grad aus der Nachmittagskirche gekommen. „Ach, guck nar mal da", habe sie gesagt, „da is ja auch der Stoffelfred. No, Fred, wie gehts denn!" So seien sie ins Gespräch gekommen und zum Schluß habe die Kaiserin zu ihm gesagt: „Fred, tätst du net mal poor Krebbel esse?" „Esja! worem dann net!" will der Fred gesagt haben. „No, dann geh naus ins Backhaus und sag, die sollte dir Kaffee und Krebbel gewwe", habe die Kaiserin ihm gesagt und noch hinzugefügt: „Ich hab' die Balzerer so arg gern".

Da ist dem Fred ein Licht aufgegangen und jetzt hat er, so sagt er, dem Kaiser die Stiefel immer freiwillig geputzt. Der sollte doch sagen, daß die Balzerer wirklich was wert sind. Grad ins Gesicht konnte er ihm das natürlich nicht sagen, er mußte auf gute Gelegenheit warten. Die kam denn auch. Einmal hatte der Fred dem Kaiser wieder einen großen Gefallen getan. Das freute den Kaiser und er griff ins Portemonnaie, zog 50 Kopeken heraus, gab sie dem Fred und sagte, ihm dabei vertraulich auf die Schulter klopfend: „Ja, ja die Balzerer, das sind meine besten Soldaten!" „Kommt nur erst mal nach Balzer", will der Fred gesagt haben, „dort sind die Menschen so gescheit, daß auch die Gäns ausgestorben sind."

So hat der Stoffelfred die Balzerer an der Nase rumgeführt. Aber es war doch spaßig.

Bauern sind sonst fürs Schulwesen ganz gut zu haben, scheuen keine Opfer. Sie sind selber dafür, daß in der Schule nicht mehr nach den alten Religionsbüchern unterrichtet wird. In einigen Dörfern gibt es sogar schon keinen Sonntagsdienst mehr. (? Die Red. des „Wolgadeutschen".) Die Genossenschaftsbewegung nimmt zu. Es entstanden vor kurzem 15 landwirtschaftliche Artells, drei Konsume und ein Müller-Artell. Auch für einen Kulturverband herrscht großes Interesse."

Ton und Sitte des russischen Proletariats. Die Sowjetpresse beschäftigt sich neuerdings lebhaft damit, daß im Proletariat und besonders in dessen jugendlichem Teil ein „neuer Ton" platzgreifen müsse. Trotzki hat eine Broschüre verfaßt, die diesen Fragen gewidmet ist. Die „Iswestija" schreiben, daß zurzeit kaum eine andere Frage die Aufmerksamkeit der heranwachsenden Generation so fesselt, wie eben die der gesellschaftlichen Formung des zur Macht gelangten Proletariats. Angefangen von der Pflege des Umgangstones — Bekämpfung des vielfach üblichen groben Schimpfens, des übermäßigen und überflüssigen Rauchens, des Trinkens und des „kleinbürgerlichen Flirtens" — bis zu den Fragen der Ehe, Begräbnisgebräuche und dergleichen wird alles unter den Gesichtspunkt der „neuen proletarischen Ethik" gestellt. Zahlreiche Briefe proletarischer Leser an die Zeitungen beweisen das Interesse an dieser Frage.

Russische Staatsmänner als Filmschauspieler. Die Sowjetkommissare sind gegenwärtig beschäftigt, einen großen Film herzustellen, der eine Geschichte der russischen Revolution in Einzelbildern entrollen soll. In den Hauptrollen wirken Trotzki, Sinowjew und andere kommunistische Größen persönlich als Darsteller mit. Was Lenin anbetrifft, so ist man in Anbetracht seines schlechten Gesundheitszustandes, der sich in letzter Zeit aber gebessert haben soll, genötigt, ihn durch einen Berufsschauspieler, der ihm ähnlich sieht, zu ersetzen.

Neue deutsche Schulbücher in Rußland. In den letzten zwei Monaten ist die deutsche Lehrbücherfrage um ein Bedeutendes vorwärts geschritten. Zwar war es nicht möglich, zu Beginn des neuen Schuljahrs ein oder mehrere Bücher fertigzustellen; das wurde durch mannigfache technische und andere unvorhergesehene Schwierigkeiten verhindert. Aber eine ganze Reihe von Büchern ist nach der Moskauer „Arbeit" bereits vollkommen druckreif, und es wird bloß noch die Abschließung eines Kontrahentenvertrages zwischen dem Staatsverlag und der Verwaltung des deutschen Wolgagebietes abgewartet, um sie in Druck zu geben. Das wird dieser Tage geschehen. Druckreif sind bestätigt sind folgende Manuskripte:

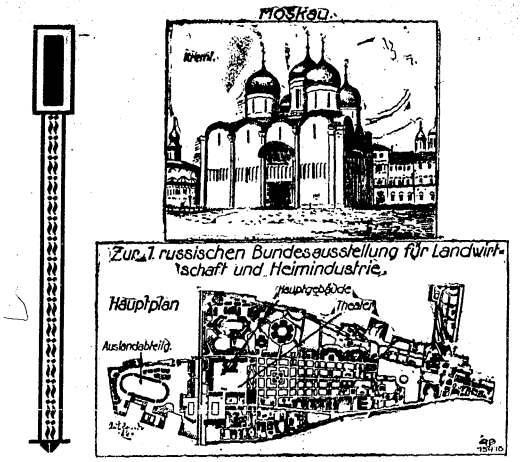
1. Lonsingers Arithmetische Rechentafeln.
2. Zieglers Rechenbuch für die Kleinen, 1. und 2.
3. Bachs Fibel „Lerne lesen".
4. Emichs 1. Lesebuch.
5. Kellen-Fries Soziales Lesebuch.
6. Pokrowskys Kurzer Umriß der Russischen Geschichte (Uebersetzung).

Acht bis zehn weitere Bücher sind in Arbeit, darunter die Fortsetzung des Ziegler'schen Rechenbüchleins, die Fortsetzung Emichs Lesebuchs, eine Gesellschaftskunde (Uebersetzung), eine Revolutionsgeschichte, eine Weltgeschichte, eine politische Oekonomie, eine Sternkunde, eine Erdkunde u. a.

Das ukrainische deutsche Zentralbüro hat seinerseits bereits, unabhängig von Moskau, eine Lan-Fibel in Druck und eine Physik und Naturgeschichte in Uebersetzung gegeben.

Die deutsche Sektion des Zentralwestverlags druckt ihrerseits einen politischen Katechismus (Kowalenko) und bereitet ein vorzügliches Buch von Prof. Karl Lindemann vor: „Die Getreideschädlinge Rußlands", die auch in den Schulen gute Verwendung finden können.

Somit werden unsere Schulen ab Januar nächsten Jahres Bücher und Bücher in ununterbrochener Folge zu erwarten haben.



Das Zeichen ⊠ auf dem Plan bedeutet:

Das wolgadeutsche Bauernhaus

Ein gutes Beispiel, so lesen wir in der Moskauer „Arbeit", gab im heurigen Jahre die Kolonie Karassan in der Krim. Sie besäte auf kollektivem Wege 80 Deßjatinen für öffentliche Zwecke (Schule, Sowjet, sonstige öffentliche Bedürfnisse). Auch für die Bedürfnisse des in dieser Kolonie sich befindenden Krankenhauses wurden 8 Deßjatinen ausgesät. Karassan ist die größte Kolonie in der Krim.

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Das glänzende Schwabenfest. Die Banater Schwaben (Rumänien) haben Anfang September die Zweijahrhundertfeier ihrer Ansiedlung gefeiert. Ueber den Verlauf der Feier berichtet „Der Landbote" (Timisvara): Der 8. und 9. September 1923 wird dem Banater Schwabenvolke denkwürdig sein für lange Zeiten. Es hätte schöner nicht gelingen können. Massenaufmarsch, ein herrlicher, malerischer Festzug, wichtige Beratungen, Volksfest und Sängerfest; musterhafte Ordnung, keinerlei Störung, keinerlei Mißstimmung, weder Polizei noch Rettungsgesellschaft hatten etwas zu tun. Alles in allem etwas, was außer unserem begeisterten und besonnenen Schwabenvolke kaum jemand leisten kann; was auch bei den Gästen aus Siebenbürgen, Bukowina, Beßarabien, Jugoslavien, Deutschland, Lettland Bewunderung erregte. Es war ein Fest voller Pietät für das Andenken unserer Ahnen, die mit unglaublichem Opfermut uns dieses Heim geschaffen, ein Fest allgemeiner Bekenntnis zu unserem deutschen Volkstume und trotziger Entschlossenheit an unseren deutschen Schulen festzuhalten. Etwas, was einen vollen Festesjubel doch nicht aufkommen ließ, lag wie ein Alpdruck auf allen Gemütern: die Sorge um unsere bedrohten deutschen Schulen. Auch des freundlichen Entgegenkommens der Behörden wird dankbar gedacht. Dem Fest wohnten za. 30 000 Gäste bei.

Der Kampf um das Kirchenschutzgesetz in Lettland. Der Verband der lutherischen Gemeinden Rigas hat an die lettländische Regierung eine Eingabe gerichtet, worin die Rechtmäßigkeit der soeben verkündeten Ungültigkeitserklärung des Volksentscheides über das Kirchenschutzgesetz wegen angeblich ungenügender Beteiligung an der Abstimmung bestritten und eine Entscheidung des lettländischen Senats in dieser Frage beantragt wird. Der Kampf um die lutherische Jakobikirche in Riga, die von der lettländischen Regierung den Katholiken überlassen worden ist, hat also seinen Abschluß noch nicht gefunden. Beim Volksentscheid über das Kirchenschutzgesetz, welches u. a. das Besitzrecht der Gemeinden an den Kirchengebäuden festlegen soll, waren 200 001 Stimme für und 5451 Stimmen gegen das Gesetz abgegeben worden, 1417 Stimmzettel wurden für ungültig erklärt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Petersburgs aufblühender Hafenverkehr. Der Seeverkehr im Hafen von Petersburg hat sich in letzter Zeit so gehoben, daß bereits Pläne über große Verbesserungen der Hafenanlagen ausgearbeitet werden. Wie „Werft, Reederei, Hafen" mitteilt, rechnet man damit, daß die Ausfuhr von Petersburg im Lauf der nächsten 10 Jahre sich auf 5 100 000 Pud jährlich steigen wird; davon sollen 3 000 000 Pud Holz sein. Die Einfuhr, die man erwartet, wird auf 3 500 000 Pud Kohlen und 1 800 000 Pud Baumwolle, sowie große Mengen landwirtschaftlicher Maschinen und Fertigprodukte geschätzt.

Das Größte, Kleinste, Aelteste, Lauteste... Wenn wir auch öfters, und zwar besonders aus den Vereinigten Staaten, dem eigentlichen Lande der Superlative, allerlei über Rekordziffern und Leistungen hören, so wissen wir doch nur verhältnismäßig selten auf Fragen nach den größten oder kleinsten Dingen zu antworten. Die wichtigsten Superlative der Gegenwart werden nach einer Zusammenstellung von Hanns Günther in der Leipziger „Illustrierten Zeitung" angeführt. Das höchste Bauwerk der heutigen Zeit ist der 300 Meter hohe Eiffelturm, das höchste Haus, das 55 Stockwerk hohe Wool-Worth-Building in New York, dessen Turmspitze 236 Meter über dem Broadway liegt. Der größte Bahnhof der Erde ist der Grand Central Terminal der New York-Central- and Hudson-Bahn; der größere Teil der Anlage liegt unter der Erde. Der schnellste Zug ist ein zwischen London und Liverpool verkehrender Expreßzug, der eine Strecke von 91 englischen Meilen ohne Halt in 87 Minuten zurücklegt; das entspricht einer Reisegeschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde. Der längste Tunnel ist immer noch der fast 20 Kilometer lange Simplon-Tunnel. Die längste Brücke ist der Viadukt von Chaohing in China, der sich mit 40 000 Oeffnungen bei 1½ Meter Breite 144 Kilometer weit über eine flache Talsenkung hinzieht und nicht dem Eisenbahn-, sondern nur dem Fußgänger- und Fuhrwerksverkehr dient. Das größte Schiff ist noch immer der deutsche Dampfer „Vismarck", der jetzt als die „Majestic" der White Star-Linie von Southampton nach New York fährt. Die größte erreichte Flughöhe beträgt 12 444 Meter. Der mächtigste Leuchtturm der Welt steht auf einem Berg bei Dijon; sein Schein ist bei klarem Wetter bis 400 Kilometer weit zu erkennen. Das größte Kraftwerk der Erde ist das Queenstownwerk am Niagara. Der größte Wedstuhl mit 23 Meter Länge befindet sich in einer sächsischen Webereei. Das größte Schwimmdock ist das 40 000 To.-Schwimmdock der früheren Kieler Werft, das nach dem Friedensvertrag an England ausgeliefert wurde. Der uns nächste Stern dürfte der kleine Alpha Centauri sein, der hellste ist der Sirius. Der höchste Berg der Erde ist der Mount Everest im Himalaja mit 8882 Metern; als höchster Berg Europas gilt gewöhnlich der Mont Blanc mit 4810 Metern, doch dürfte es in Wirklichkeit ein Gipfel des Elbrus im Kaukasus mit 5629 Metern sein. Der höchste Berg Afrikas ist der Kilimandscharo, der höchste Südamerikas nicht der Chimborasso, sondern entweder der Aconcagua oder der Huascau in Peru. Der höchstgelegene See ist der Titicacasee in den Anden in 4000 Meter Höhe; der tiefste Binnensee ist der Baikalsee in Nordsibirien mit einer Tiefe von 1500 Metern. Das tiefste Bohrloch der Erde mit 2133,6 Metern, dessen Temperatur 77,8° Celsius beträgt, liegt bei Fairmont in den Vereinigten Staaten. Der kälteste Ort ist in der Nähe von Werchojansk in Sibirien, wo nicht selten 70° Kälte sind und der Boden auch im Sommer bis zu 1 Meter Tiefe vereist bleibt. Als ältester Baum gilt eine Sumpfzypresse in Mexiko, die 5000 Jahre alt sein soll; eine Eibe bei Katholisch-Heimersdorf in der Oberlausitz wird auf mehr als 1400 Jahre geschätzt. Die größte Blüte ist die Rafflesia Arnoldi of Sumatra mit 1 Meter Blütendurchmesser, das größte lebende Tier ist der Grönlandwal, das kleinste Säugetier die kaum halbfingerlange Wimperspitzmaus. Der lauteste Vogel ist der Glockenvogel, der etwa so groß wie eine Taube ist und in Südamerika und Afrika wohnt.

Aus Natur und Geschichte

Ein versteinerter Elefant in Südrußland. Bei Konstantinowskaja in Südrußland wurde bei der Ausführung von Sprengungen zwecks Eisenbahnarbeiten auch das Skelett eines Mammuths mit Dynamit gesprengt. Das Skelett wurde einem Museum überwiesen.

Das Erntedankfest ist das eigentliche Ursprungsfest. Denn das Dankgefühl bei einer guten Ernte ist bei den ältesten Völkern die Veranlassung zu Opfern und zum festlichen Ausdruck der Freude gewesen. In alter Zeit bewegte sich die ganze Ernährungsfrage um den Ackerbau und um die Ernte. Eine gute Ernte ist der Zweck der gesamten Arbeit des Landmanns. Je älter die Zeit, desto allgemeiner ernährte man sich durch Ackerbau und Jagd. Das Erntedankfest findet man in den ältesten Zeiten; es ist das erste, an dem man sich den Göttern näherte. Das Erntefest ist das allgemeinste der Feste. Während sich die religiösen Feste nach Religion, Zeit und Ort unterscheiden, ist das Erntedankfest bei allen Völkern, allen Religionen, an allen Orten und zu allen Zeiten der inneren Veranlassung nach dasselbe, drum finden sich überall entsprechende Gebräuche. Unser Oster- und Pfingstfest waren ursprünglich Erntedankfeste der Juden. Erntedankfeste wurden schon in den allerfrühesten Zeiten bei den alten Juden und Chinesen gefeiert. Die alten Griechen drückten ihre Freude über die hereingebrachten Feldfrüchte zu Ehren der Demeter, der Göttin der Fruchtbarkeit, durch Volksbelustigungen, Tänze und Spiele aus. Die Römer, obwohl ein Kriegsvolk, versäumten doch auch nicht das Fest der Ceres, der Göttin der vollen Garben, zu feiern, und die alten heidnischen Deutschen, die vor dem Getreideschnitt den Schutz und die Hilfe der Götter anriefen, vergaßen nicht, nach glücklich beendeter Ernte, der Hertha, dem Sinnbild der fruchtbaren Erde, ihre Opfergaben zu bringen und Freudenfeuer anzuzünden. Den letzten Erntewagen schmückte man mit Kränzen. Zum Ausdruck des Dankes ließ man auf dem Felde einen Busch Halme stehen, den man zusammenband und mit Blumen und Bändern schmückte. Dieser altheidnische Brauch hat sich an manchen Orten sogar bis jetzt erhalten. Die christliche Kirche legte die Hauptfeier auf den Gottesdienst, aber mannigfache Volksgebräuche sind geblieben, wie Bekränzung und Schmückung des Erntewagens, der Schnitter und Schnitterinnen, der Erntekuchen, Ernte- oder Freidber, die Erntekrone, die dem Herrn aufgesetzt wird, der Erntetanz, festlicher Aufzug usw. Freilich gehen leider auf dem Lande diese Gebräuche immer mehr zurück.

Gesundheitspflege

Den „Mitteilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch der geistigen Getränke" entnehmen wir folgendes Gedicht in Becherform:

Der Alkohol spricht:

Wollt ihr Wunder und Zeichen schauen,
Kommt zu mir, ihr Männer und Frauen!
Laßt mich nach meinem Willen nur handeln,
So kann ich die ganze Welt euch verwandeln,
Arm mach' ich die Reichen, krank' die Gesunden,
Aus Arbeitern schaff' ich euch Vagabunden,
Aus Frommen Spötter, aus Weisen Verwirrte,
Aus Fleißigen Faule, aus Guten Verirrte,
Aus züchtigen Jungfrauen schamlose Weiber,
Aus tüchtigen Männern Diebe und Räuber,
Aus häuslichem Glück Elend und Not,
Aus Nahrung Gift, aus Leben Tod.
Wie ich das kann?
Folgt mir heran!
Das Naß
Im Faß
Tut das
Ins Glas,
Dann an die Lippen
Zum Kosten und Nippen,
Dann nur munter
Hinunter!
Nur mehr!
Und wieder
Hernieder
So nähr' ich das Feuer, ihr trinkt und trinkt
Bis euch der Abgrund der Hölle verschlingt!

Briefkasten

Herrn Michael Minnig, Col. 3. Arg. Herzlichen Dank für die 10 Pesos. 5 davon haben wir für Ihr Abonnement 1923 verwandt, die anderen 5 Pesos haben wir Ihrem Abonnement auf 1924 gutgeschrieben. Sie erhalten die Zeitung bis zum 31. August 1924, da das Jahresabonnement, wie wir schon mitgeteilt haben, 7½ Pesos kostet. Freundlichen Gruß. Würden Sie nicht noch andere Leser für den „Wolgadeutschen" werben? Wir bitten Sie schön darum.

Herren David Bisterfeld, Peru, und Jacobo Ducardt, Guatrache. Willkommen in unserer Lesergemeinde. Das Geld erhalten. Die Zeitung geht Ihnen vom 1. Sept. 23 bis zum 31. Mai 24 in je 1 Exemplar zu. Werben auch Sie neue Leser. „Der Wolgadeutsche" kostet für 1924 7½ Pesos.

Herrn Juan Begler, Guatrache. Freundl. Dank für die neuen Leser. Wir lassen Ihnen dafür die Zeitung bis zum 31. August 1924 unentgeltlich zugehen.

Herrn K. Hermann, Bremen, Kanada. Herzlichen Dank für die Nachzahlung auf 1923. Für die übrigen 50 Cents lassen wir Ihnen die Zeitung bis zum 31. 3. 24 zugehen. Näheres im Brief. Ihren schönen Bericht drucken wir heute ab. Werben Sie Leser für den Wolgadeutschen und schreiben Sie uns öfter so schöne kleine Berichte.

Hessische Kirmes. Aus dem Kurhessischen wird uns ein Stimmungsbild ländlichen Lebens von heute übermittelt, das zugleich eine Illustration zum Kapitel Geldentwertung bietet: Kirmes da, Kirmes dort. Mit den lockenden Ankündigungen laden die Kirmesburschen durch die Zeitungen ein. Schon lange vorher ist aus der Stadt die Musik bestellt. Natürlich aus der Stadt! Die alten Kleppermusikanten, die früher von Ort zu Ort zogen, dürfen nur noch in entlegene Oerter kommen. Hier und da gibt es Konflikte. Die Musiker wollen nur gegen Naturalien spielen. Sie verlangen Kartoffeln. Die werden nun „umgelegt". Da grollt der Bauer, der drei oder vier Kirmesburschen hat, daß er mehr Kartoffeln beitragen muß, als der reiche Bauer mit nur einem Kirmesburschen. Aber auch diese Klippen werden umsegelt. Schwerer beladen als sonst rollen die Brauereiwagen heran, damit die Biergläser nicht etwa während der drei Kirmestage vorzeitig leer bleiben müssen, und der beliebte Schnaps — auch hier kann Mangel nicht eintreten!

Frühzeitig geht das Tanzen los. Es ist die Hauptsache. Der alte Schwälmertanz ist noch immer lebendig, aber unter der Dorflinde, wie früher, findet er keine Heimatstatt mehr. Der Tanz gehört heute in die Säle, und jeder Verein im Orte hat seinen Saal. Das Vereinswesen hat der alten „Kermes" Abbruch getan. Auch Parteien sondern sich ab, aber die Form ist die gleiche. Zu Kaffee werden ungeheure Mengen Kuchen vertilgt, bei deren Anblick der Besucher aus der Stadt, wenn er nicht Gast einer Kirmesfamilie ist, gelb und grün im Gesicht wird. Und dazwischen wieder Tanz. Wer den Tanzboden betritt, ist gefangen. Die Burschen umringen ihn und er muß eine „Extratour" tanzen. Dann bestellt der Verurteilte bei der Musik einen Schottschen, einen Walzer, am liebsten einen Galopp, und das Hopsen mit einem kurzerhand herbeigeholten Mädchen beginnt. Mächtig dröhnen dazu die Trompeten und das „Juchrufen" der munteren Burschen. Später, wenn der Kampf um die Mädchen einsetzt, bestellen die Burschen wieder „Extratouren", um ein bestimmtes Mädchen zum Tanz zu zwingen. Dazu werden „Gesundheiten" ausgebracht. Der Tänzer hat eine Runde zu zahlen, und dafür hat er die Auswahl eines Liedes, das die Musik spielt. Alte Weisen, die sich im Volksmunde erhalten haben, werden noch immer bevorzugt:

„Bin ich 'ne kleine dicke, eine flotte Bauernmagd,
die das Gras auf ihrem Rücken aus dem Feld nach Hause trägt."

So ähnlich gehts den ganzen Abend, die halbe Nacht. Und was kostet heute solche Extratour? Wir kamen jüngst in ein Dorf im Marburgschen. Fünf Millionen kostete eine Extratour für die Musik allein, und als der Tänzer zuviele wurden, erhöhte man den Preis auf zehn Millionen. Und ... der Tänzer wurden nicht weniger. An Wecken mit Gehacktem, an Bratwurst und Gänsebraten, den üblichen Kirmesgerichten in den Kirmeswirtschaften, wird von den Städtern allerdings nicht mehr soviel verdrückt wie früher. Auch das ist berechtigt, daß ein zu einer „Gesundheit" verdonnerter „O, alte Burschenherrlichkeit" bestellte und demonstrativ sang: „O, alte Kirmesherrlichkeit"...

R. H.

Flammen!

Von Otto Promber, Dresden.

Fröhlich in den jungen Morgen
klirrt des Schmiedes Hammerschlag;
trällernd bringt die Dirn den Kaffee,
wünscht dem Vater guten Tag.

Der Geselle am Gebläse
sieht dem Mädel lächelnd zu.

Neckisch zupft er sie am Rocke.
Schelmisch droht sie: „Warte du!"

„Lenerl, kommst du mit zum Tanze?"
Ganz verstohlen: „Ja — vielleicht."
Ha, wie hoch die Flammen lodern,
als der Wind vorüberstreicht!

Dirndl geht. —
Er denkt versonnen:
's ist fürwahr was Eig'nes doch;
glutheiß sprüht das rote Eisen,
doch mein Herz flammt heißer noch!

Der Wolgadeutsche

Fortschrittliches Blatt für Arbeit, Glaube und Bildung

Verlag: Verband der Wolgadeutschen Bauern G.m.b.H.

Herausgeber: : : : : : : : Hilfswerk der Wolgadeutschen e. V.

„Der Wolgadeutsche" ersch. am 1. u. 15. jed. Monats u. kostet im Jahr: Argentinien 7½ Pesos, Canada 2½ Dollar, V.-St. v. N.-Amerika 2½ Dollar. In Deutschland monatl. 10 Pfg. X jew. Buchhändlerschlüsselzahl (3. Jl. 1 100 000 000). Anzeigenpr. n. Übereinkunft.

Adresse: Berlin, W 57, Yorckstraße 46 I.

Verantwortliche Schriftleitung: G. S. Löbsack, Berlin-Lankwitz : : :

Fernsprecher: Kurfürst Nr. 8224; Drahtanschrift: Wolgahilfswerk Berlin; Postscheck-Konto: Berlin NW 7, Nummer 36 661; Bank-Konto: Deutsch-Südamerikanische Bank, Berlin W 56, Markgrafenstraße.

Berlin, den 15. Oktober 1923. - - - Nr. 20/38 des 2. Jahrgangs.

Zur Auswanderung nach Argentinien

Von M. Riester,

1. Schriftführer des Vereins zum Schutz germanischer Einwanderer in Buenos Aires.

Der nachstehende Artikel schildert nicht nur die Arbeitsverhältnisse in Argentinien, sondern warnt auch dringen vor der Auswanderung dorthin aufs Geratewohl.

Bittere Enttäuschung erwartet die größte Mehrzahl der deutschen Auswanderer, die jetzt so überaus zahlreich nach Argentinien fahren. Sie finden nicht die Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten, die sie sich, ohne sich an der richtigen Quelle erkundigt zu haben, einbildeten, oder die ihnen von gewissenlosen Agenten vorgelogen wurden. Es gibt eben in Argentinien nicht genug Arbeitsmöglichkeit.

Die geschäftliche Lage des Landes ist nicht günstig. Verkehr und Handel im Klein- und Großbetrieb zeigen wenig Leben. Die Folge davon ist, daß weniger Angestellte gebraucht werden. Man stellt also nicht nur keine neuen ein, sondern es werden noch obendrein Angestellte entlassen. Und nun kommen schon 5 Jahre lang gerade eine große Anzahl Kaufleute, Buchhalter, Korrespondenten und Verkäufer beiderlei Geschlechts in Buenos Aires an. Die wenigsten können Spanisch. Wohin mit ihnen? In ihrem Berufe findet sich höchstens noch zufällig ein Platz, immer vorausgesetzt, daß man schon perfekt Spanisch kann. Denn sowohl in deutschen wie argentinischen Geschäftshäusern ist das Spanische notwendig und zudem sind am Platze für jeden freiwerdenden Posten zahlreiche Bewerber vorhanden. Arbeit auf dem Lande können aber die Kaufleute nicht leisten. Sie müssen notgedrungen in der Stadt bleiben und wohl ihnen, wenn sie als Tellerwäscher oder Aufträger ein Unterkommen finden. Es kommt auch zu bitterem Hungerleiden und Betteln.

Es ist ferner eine sehr schwierige Sache für Ärzte, Künstler und die freien Berufe überhaupt, sich in Argentinien eine Tätigkeit zu verschaffen.

Gröbere Arbeit gibt es vor allem für die verschiedenen Handwerker. Jedoch auch hier nicht für alle Arten, da Industrie und Gewerbe nur in geringem Maße vorkommen und sich die Arbeitsmöglichkeit mehr auf Reparaturen beschränkt. Auch ist die Konkurrenz der romanischen Einwanderer nicht zu unterschätzen.

Nur Arbeit heißt es deshalb, oder wir nehmen jede Arbeit an, wir gehen aufs Land. Als was?

Um Privatland in Argentinien kaufen zu können, braucht man Geld und nach deutschen Begriffen ungeheuer viel. Somit kann sich fast keiner der jetzt aus Deutschland Auswandernden Land kaufen. Gewiß, es gibt im Norden noch viel Regierungsland, im Chaco z. B. und in Misiones. Das Land ist fruchtbar, das Klima gut. Aber selbst um dort in jenen Gegenden anzusangen, braucht man Geld, sonst verhungert man.

Das Geld fehlt, fehlt und fehlt und niemand streckt es vor!

Arbeit auf dem Lande zu finden als Knecht ist möglich, doch sie kommt für Kaufleute nicht in Betracht. Denn wer als Knecht gehen will, der muß entweder schon an die härteste und schwerste Arbeit gewöhnt oder sehr kräftig und gesund sein und viel Ausdauer haben. Das Leben eines Knechtes im argentinischen Kamp ist himmelweit verschieden von dem in Deutschland. Es ist ein wildes Arbeiten zumal in der Erntezeit und sehr anstrengend. Zwar ist das Essen genügend, aber die Schlafgelegenheit besteht nur allzuoft in elenden Löchern. Selbst Knechte werden jetzt weit weniger gebraucht als früher. Der Bauer arbeitet mit Maschinen. Wo z. B. einst bei der Weizenernte ein Haufen Menschen notwendig war, da schaffen es jetzt 4—5 mit einer Schneid- und Dreschmaschine.

Geht es nun schon so mit der Beschäftigung des Mannes, wie soll dann die Lage der nach Argentinien einwandernden alleinstehenden Frauen sein. Gleich nach dem Kriege war eine große Nachfrage nach deutschen Dienstmädchen, Köchinnen, Kindermädchen und Erzieherinnen. Auch das hat nachgelassen, sehr nachgelassen. Viele Stellen sind besetzt worden und andere wollen keine Deutschen mehr wegen der schlimmen Erfahrungen, die sie gemacht haben. Solche Stellungen sind auch nicht immer angenehm. Eine Erzieherin in einer argentinischen Familie wird z. B. nicht behandelt wie in Deutschland. Sie ist nicht mehr als ein besseres Kindermädchen. Dazu kommen die sittlichen Gefahren für ein alleinstehendes Mädchen, die größer sind als in Deutschland.

Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Der Schreiber dieser Zeilen, der sich auf seine eigene und auf die Erfahrung von Priestern und Laien stützen kann, die das ganze Land und seine Verhältnisse durch beständige Reisen kennen, warnt seine Landsleute vor unüberlegter Auswanderung nach Argentinien.

Wer nach Argentinien kommen will, der höre nicht auf die gewissenlosen Vorspiegelungen, die, wie's scheint, in Deutschland gemacht werden. Solche Propaganda ist ein Verbrechen. Man schreibe auch nicht nach Buenos Aires an die deutschen Vereine um Stellenvermittlung oder gar um freie Reise. Das ist ganz aussichtslos. Man wende sich vielmehr ausschließlich an das Reichswanderungsamt oder an seine Zweigstellen im Reiche, bzw. an die von ihm anerkannten Organisationen und man erbitte mündlich oder schriftlich von einer dieser Stellen Aufklärung über die Aussichten des in Betracht kommenden Berufes. Nach diesen Angaben allein erwäge man seine Mittel und entscheide sich.

Wie viele wären nicht materiell und geistig im fremden Lande zugrunde gegangen, wenn sie nicht so blind ausgewandert wären.

Rhein und Elbe

Rückblicke eines Ausgewiesenen.

Man schreibt uns: Am Rhein brennt jetzt der Wald lichterloh. Goldene Plättchen krümmen sich in flammend roter Schmelzglut, und silbrig flimmernde Dunststreifen dampfen über dem glühenden Laubkessel. Hin und wieder rinnt über den Rand ein goldener Tropfen und fickert langsam auf den weichen brandroten Brokat-Teppich des Bodens, auf dem die Sonnenstreifen in zarter Wirkarbeit sich sachte ineinander schieben und sachte wieder voneinander lösen.

Die massigen Uferberge, Kühkopf und Lichterkopf, haben goldverbrämte Purpermäntel umgehängt, die hier und da schon geschlissen sind und zu Fetzen gehen. Aber der Herbst holt weißen Hermelin, der nebeldicht im Tale liegt, und blauseidenen Waldesduft und stickt damit die Lücken des Königsgewandes.

Das ist der Herbst am Rhein! An Nahe, Ahr und Lahn, am Moselstrand! O selig Land, wo jetzt der Wein zur Reife geht, wenn in Wald und Feld laut die Bracke bellt; wenn im Abenddämmern der süße herbe Apfelduft durch die Dorfgassen haucht und in den warmen Ställen der Fachwerkhäuser das brummende Vieh an den Ketten klirrt. Im hüllenden Duft der Ferne stehen im lautlosen Abend die sieben Berge an der Schnur gereiht, die Torwächter des Märchenlandes, aus dem die Ahne am brutzelnden Ofen den Enkelkindern Schneewittchens Schicksale erzählt. O Heimat, tausendfach schöner, als sie der Sehnsucht Auge sieht!

Die Heimat — ist sie da, wo die Kindheit, in seligen Träumen nach der Ferne, Tage der Erwartung für die Erinnerung sammelte, oder dort, wo ein Menschenleben in harter Arbeit für Weib und Kind und Volk zerrann! Vom hohen Elbdeich schaue ich rückwärts auf die grüne Marsch zu meinen Füßen, in der die stroh- und raethbedeckten Höfe in breiter Gemächlichkeit, mit Scheunen und Ställen zwischen Obst- und Lindenbäumen im weiten Viereck liegen. Einen schweren Tag und eine Nacht hindurch jagte der Sturm Regenböen gegen die mächtigen Eschen und plusterte die Kuppelkronen der Riesenpappeln, daß die Blätter über die Felder stoben. Hinter ihm flatterte die Windsbraut her, krallte sich in die Äste und harkte locker gewordenes Land mit griffigen Skelettfingern von den Zweigen. Nun scheint die Sonne wieder vom weißbetupften Himmelsblau auf die ungeheure Grasebene, die durch die feine Wellenlinie der grauen Dünenhügel auf der sandigen Geest begrenzt wird. Auf den Weiden strecken sich die Wiederkäuer, rennen Pferde und machen die Füllen ihre Kapriolen. Zwischen den Stoppeln zieht der Pflug hinter drei, vier Gäulen die fette Ackerfurche. Möwen haschen im Fluge ihre Beute aus den Gräben, die die Felderbreiten trennen, und Kibitze huschen über die Erde und ihre feuchten Nester am moorigen Grund.

Die Elbe unten kräuselt sich leicht, leise wie ein glitzerndes Netz über einem ruhig atmenden Busen. Weiße Segel schweben über den zittrigen Maschen des blinkenden Wellennetzes. Man empfindet ihre Bewegung nur an ihrer Verschiebung zu den meilenfernen Baumgruppen am hannoverschen Strand. Im grauen Nebelduft über der Nordsee liegt eine lange dunkle Rauchfahne; nun hebt sich der Schornstein aus den Wassern, ein schwarzer Kopf steigt auf, und stampfend zieht der Ozeandampfer in die Elbducht. Er trägt sie alle, der stolze Strom, stark und geruhsam, Barken, die zum Holsteingat ziehen, Dampfschiffe, die ihre Lasten aus Tropen- und Eisgegenden schleppen. Stark und geruhsam wie der Rhein, der rastlos, nimmermüde seine Wasser nach der Nordsee führt, wo seine Fluten sich auch mit jenen der Elbe mischen. In sonnigen Jungenjahren schwamm unser Schülerboot auf spiegelglattem Elbstrom zwischen der holsteinischen und hannoverschen Küste; wir mahnten uns, mit Simrocks Worten: „Zieh nicht an den Rhein", und ließen unsere Phantasie auf den Flügeln der Sehnsucht dahin fliegen.

Und heute wieder — es ist ein einzig Lied, das uns verbindet, am Rhein und an der Elbe. Die sinkende Sonne malt über den westlichen Horizont ein großes goldenes Abendrot. Die weißen Farnkraut-Wolken am Zenit fangen rosig an zu leuchten wie zarte Hoffnungspalmen. Auf einer der Bauminseln mit dem Gehöft im smaragdenen Grasmeer singt im Abendfrieden ein Bauernbursche zur Harmonika vom meerumschlungenen Land, und die Gedanken schweifen von den losgerissenen Freunden im Norden zu den bedrückten Brüdern im Westen: „Teures Land, du Doppeleiche, unter einer Krone Dach" — Elbland und Rheinland, „wahret treu, was schwer errungen, bis ein schönrer Morgen tagt".

Dr. Karl Mehrmann.

Die Landfrage in den deutschen Wolgakolonien von 1764-1923

Von Dipl.-Agr. A. L. Bier.

(Schluß des Artikels aus Nr. 18/36.)

Das Gesetz machte den „Krepiter" (Befestiger) gleichzeitig zum Eigentümer des Landes. Nach Empfang der notwendigen Papiere konnte er sein Land somit auch verkaufen, jedoch nur an Personen aus dem Bauernstand. Hieraus ergab sich, daß die Abwesenden, auch die nach Amerika Ausgewanderten ihr Land eiligst selbst oder durch Bevollmächtigte „befestigen" ließen und es dann an ihre Dorfgenossen verkauften. Der Landpreis war sehr

gering. So kostetete zum Beispiel in Warenburg ein Seelenlandanteil (weiterhin kurz „Dusch" genannt) 150 bis 300 Rbl. Ein „Dusch" zählte ungefähr sechs Deßjatinen. Da mehrere Bauern vor der Teilung Land zusammenkauften und es beim Vermessen ihrem eigenen Land angliedern ließen, die Regierung solches aber verhindern wollte, beschränkte sie durch ein besonderes Gesetz den Besitz auf 6 „Dusch" pro Person. Doch konnte ein jedes Familienglied 6 „Dusch" besitzen. Beim Vermessen des Landes wurde dann alles zu einem Familienstück „zusammengeschnitten". So kam es, daß manche Familie über 50 und mehr „Dusch" verfügte. Beim Vermessen ergab sich dann ein Familienstück von mehreren Hundert Deßjatinen. Daneben gab es wiederum Bauern, die nur eine einzige „Dusch" hatten; ihr Grundstück betrug daher nur ein paar einzige Deßjatinen.

Wie ging nun die Verteilung, d. h. die Vermessung der Landstücke vor sich? Auf der Wiesenseite wurden die notwendigsten Wege durch die ganze Grenze gezogen, von einem Dorf zum andern, gewöhnlich 4—8 Faden breit. Sodann wurde das Land vom Dorf aus durch meistens 4 Faden breite Landwege in Streifen (kolonistisch „Strähmel") geschnitten. Die Breite der Streifen hing von der Duschgröße ab. Wenn z. B. die Mehrzahl der Wirte eines Dorfes je 3 „Dusch" besaß und die „Dusch" je 5 Deßjatinen enthielt, so erhielt beim Vermessen die Mehrzahl der Wirte Landstücke von za. 15 Deßjatinen. Dies war allgemein die mittlere Größe. Gewöhnlich war man bemüht, das Land in Quadratform zu messen. Daher mußte die Breite des Streifens ungefähr 1 Werst betragen. Der Streifen wurde in der Mitte durch eine Furche aufgeteilt. Das ergab den Grundriß, der weiterhin zum Abschätzen und Aufteilen des Landes diente. Bei der weiteren Vermessung der Landstücke nach der Abschätzung des Landes, wurden die Stücke vom Weg bis zur Mitte des Streifens geschnitten, d. h. bis zur Furche. Ein Landstück von 15 Deßjatinen erhielt also Quadratform.

Für jede weitere Berechnung wurde das Land zuerst abgeschätzt. Hierüber beschloß die Gemeinde, die auch die Zahl und den Unterschied der Landklassen bestimmte und die Landschätzer wählte. Unterschied und Zahl der Klassen waren je nach der Eigenschaft des Landes verschieden. Die meisten Dörfer beschränkten sich auf 5 Klassen, wobei die erste Klasse das beste, die fünfte das schlechteste Land bezeichnete. Der Unterschied der Klassen war z. B. in Warenburg: eine Deßjatine 1. Klasse glich 1 Deßjatine 10 Faden Landes 2. Klasse (1 Faden auf 80) oder 1 Deßjatine 20 Faden 3. Klasse oder 2 Deßjatinen 4. Klasse oder 2½ Deßjatinen 5. Klasse. Nach diesen Feststellungen wurde die Schätzung wie folgt betrieben:

Der Landmesser ging mit der Kette auf dem Wege, die Schätzer gingen auf beiden Seiten des Weges. Auf jeder Seite gingen

An unsere Leser in Deutschland

Die ungeheure Preissteigerung im Buchdruckgewerbe zwingt uns, von unseren gesch. Lesern in Deutschland eine Nachzahlung für das vierte Vierteljahr 1923 zu erbitten. Da die einzelnen Leser verschiedene Beträge eingezahlt hatten, haben wir die Nachzahlung für jeden besonders berechnet. Wir bitten um gütige umgehende Einzahlung auf unser Postscheckkonto durch die beiliegende Zahlkarte.

Zur gefl. Kenntnisnahme teilen wir mit, daß wir der geregelten Zustellung des Blattes wegen die Versendung an unsere Leser künftig selbst besorgen, und zwar unter Kreuzband und nicht mehr durch das Postzeitungsamt.

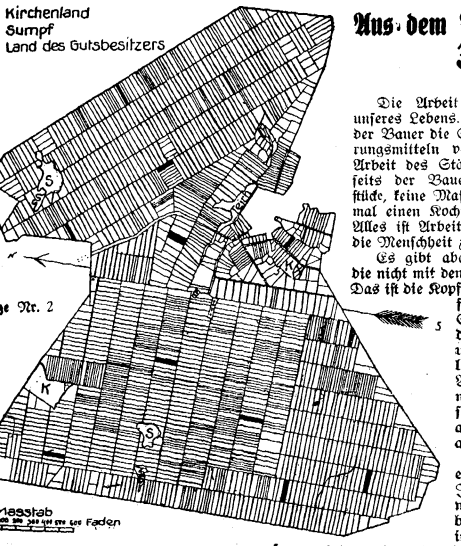
„Der Wolgadeutsche" kann künftig sonst nur noch bei uns direkt, nicht mehr bei der Post, bestellt werden.

Schriftleitung „Der Wolgadeutsche"
Berlin W. 57, Yorckstr. 46 I.

3 Mann bis zur Hälfte des Streifens. Die Schätzer schätzten das Land nach seiner Güte ab und bezeichneten die Klasse, zu der es gehörte. Die Anweisungen der Schätzer wurden ins Journal eingetragen und in den Plan. So wurde festgestellt, wieviel Land je nach den Klassen die ganze „Grenze" hatte. Dann wurden alle Klassen nach dem bezeichneten Unterschied entweder in die erste oder die fünfte Klasse eingereiht. Die so erhaltene Zahl stellte den gesamten Grenzwert nach einer der Klassen dar. Die Gemeindeversammlung beschloß darüber, an welcher Ecke oder bei welchem Streifen die Aufteilung der Landstücke beginnen sollte. Hierauf zog ein jeder Hauswirt sein Los. Wer Nr. 1 bekam, erhielt sein Land an der Anfangsecke, und zwar soviel Dessjatinen groß, wie er in Wirklichkeit „Dusch" als Eigentum hatte. (Siehe Skizze Nr. 1.)

Die Landverteilung wurde in den Kolonien immer als sehr ernste Frage behandelt. In vielen Dörfern wurden vor der Verlosung Gottesdienste und Besprechungen über den Sinn und den Ernst der Arbeit abgehalten. Nach der Aufteilung bekamen sehr viele Wirte von der Regierung sogenannte Ansiedlungs-

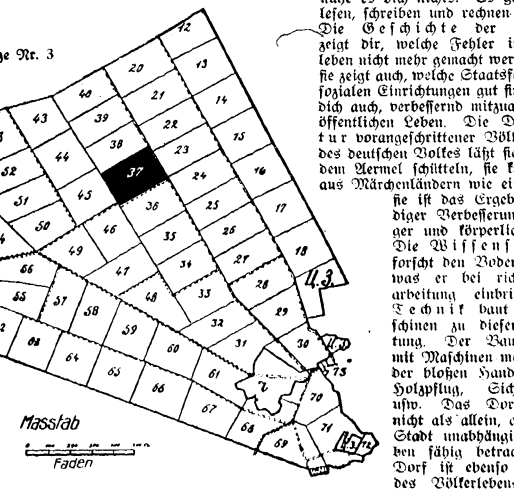
K = Kirchenland
S = Sumpf
X = Land des Gutsbesitzers



Skizze Nr. 2

und Brunnengelder. Brunnen wurden gewöhnlich gemeinschaftlich von einigen Bauern gegraben, auch wurden Hunderte von Dämmen gebaut, während die Zahl der Brunnen in die Tausende ging. Das Hin- und Herfahren nach Wasser hörte damit auf. Wie sich die Bauern vor dem Vermessen auf dem Felde abquälen mußten, ersieht man aus Skizze 2, auf der die einem Wirt gehörenden Landstellen stark schwarz vermerkt sind. Nach der Landvermessung dagegen erhielt derselbe Wirt sein Land auf einer Stelle (siehe Skizze 3), worauf das Hin- und Herjagen von einem Landstück zum andern aufhörte.

Skizze Nr. 3



Diese Landvermessung ermöglichte der Landwirtschaft an der Wolga großen Aufschwung und der Wohlstand unserer Bauern erhöhte sich daraufhin auch gleich in den ersten Jahren nach der Einführung dieser Reform. Es wurden Chutors und Gärten angelegt, es wurde Gras gesät usw. Hätten nicht Krieg und Revolution eingegriffen —, unsere Landwirtschaft wäre heute auch aus diesem Grunde schon ein gut Stück weiter als vor dem Krieg.

Die Sowjetregierung hob den Landbesitz auf und damit auch diese Neueinrichtung. Das Land wurde auf Grund neuer Gesetze verteilt, wobei auch die weiblichen Familienmitglieder ihren „Dusch" bekamen. Ferner kehrten viele Wolgadeutsche, die ihr Land früher verkauft und nie Landwirtschaft betrieben hatten, in ihre Kolonien zurück. Die große Not der letzten Jahre hat dann weiteres verschlechtert. Heute gibt es wohl Land in Ueberfluß, aber es fehlen Mittel und Kräfte, alles Land zu bearbeiten. Als 1907 die Landvermessung begann, sollten auf den Ländereien der Krone und der Bauernbank neue wolgadeutsche Siedlungen errichtet werden. Leider erschien schon 1909 das Einschränkungsgesetz gegen die Deutschen und die Siedlungen unterblieben. Schon Begonnenes wurde von der Regierung rückgängig gemacht. Doch gelang es, einige Siedlungen zu erhalten: vier an der Wodjanka, drei hinter Nowousensk, einige bei Jorschow. In der Revolution sind auch von diesen Siedlungen einige eingegangen. Für den Augenblick stehen neue Siedlungen schwerlich in Aussicht, wenn auch in dieser Richtung gearbeitet wird. Das Land wird heute auf 9—12 Jahre unter den ortsansässigen Arbeitsfähigen, männlich wie weiblich, verteilt. Das Land ist Staatseigentum, nicht persönliches. Der Bauer hat nur das Nutznießungsrecht.

Aus dem Alltag für die Zeit

V.

Die Arbeit ist die Grundlage unseres Lebens. Ohne Arbeit könnte der Bauer die Stadt nicht mit Nahrungsmitteln versorgen. Ohne die Arbeit des Städters erhielt anderseits der Bauer keine Kleidungsstücke, keine Maschinen, ja, nicht einmal einen Kochtopf aus der Stadt. Alles ist Arbeit. Stockte sie, ginge die Menschheit zugrunde.

Es gibt aber auch eine Arbeit, die nicht mit den Händen getan wird. Das ist die Kopfarbeit. Kopfarbeiter sind, die unsere Schulen leiten, die die Natur erforschen und ihre wissenschaftlichen Erträgnisse dem Arbeiter der Hand nützlich machen ebenso wie der Handarbeiter dem Geistesarbeiter Brot gibt, seine Stahlfeder, einen Schreibtisch, Instrumente für seine wissenschaftliche Arbeit herstellt und so in endloser Folge.

Sieh in deiner Umgebung nach, wie geistige und körperliche Arbeit ineinandergreifen, wie die eine ohne die andere nicht bestehen kann. Schähe die geistige Arbeit, tue sie nicht ab als sei sie nicht mehr wert als ein „Singvogel". Ist nicht die Schule in deinem Dorf (oder hast du gar keine Schule?) notwendig? Ist sie nicht Arbeit der Kopfarbeiter? Wenn der Städter essen will, so kauft er sich beim Bauern die Lebensmittel, die ihm zusagen. Nimm, Bauer, vom Städter, vom geistigen Arbeiter, vom Gelehrten, vom Lehrer, vom Geistlichen, was dir zusagt. Wähle, aber stoße nicht alles zur Seite, als nütze es dich nichts. Es genügt nicht, lesen, schreiben und rechnen zu können. Die Geschichte der Menschheit zeigt dir, welche Fehler im Staatsleben nicht mehr gemacht werden dürfen, sie zeigt auch, welche Staatsform, welche sozialen Einrichtungen gut sind, sie lehrt dich auch, verbesserend mitzuarbeiten am öffentlichen Leben. Die Dorfkultur vorangeschrittener Völker wie die des deutschen Volkes läßt sich nicht aus dem Aermel schütteln, sie kommt nicht aus Märchenländern wie ein Geschenk, sie ist das Ergebnis beständiger Verbesserungen, geistiger und körperlicher Arbeit. Die Wissenschaft erforscht den Boden und sagt, was er bei richtiger Bearbeitung einbringt. Die Technik baut die Maschinen zu dieser Bearbeitung. Der Bauer erreicht mit Maschinen mehr als mit der bloßen Hand, als mit Holzpflug, Sichel, Sense usw. Das Dorf soll sich nicht als allein, als von der Stadt unabhängig zum Leben fähig betrachten. Das Dorf ist ebenso ein Glied des Völkerlebens wie die Stadt, der Bauer ebenso wie der Gelehrte. Allein kann das Dorf nicht vorwärtsschreiten, ebenso wie die Stadt ohne das Dorf verginge.

Die Arbeit ist nicht nur Grundlage, sie ist auch vereinigendes Band. Arbeit entwickelt.

Aber sie ist nichts ohne den Glauben. Nicht Glaube im bloßen landläufigen Sinne, nicht bloßes Kirchengehen. Glaube als Lebenszweckbegriff, als Wille zum Leben, als Kampf im Leben für das Leben, für das Fortschreiten in Arbeit und Bildung. Christus spricht vom Bergeversetzen, wer Glaube hätte. Es gibt, besonders im Leben der Wolgadeutschen, Berge von Sorge, Kummer, Berge von Schwierigkeiten, Prüfungen, Ozeane von Leiden und Tränen. Allein, ohne Zutun, wird alles so bleiben wie es ist. Es wird auch so bleiben, wenn man die Hände in den Schoß legt und — wartet. Worauf? Mit Zuversicht und Glaube beginne jede Arbeit! Führe sie so auch weiter trotz Fährnisse und Hindernisse. Kein Schiff, das sich seinen Weg durch den Ozean bahnt, ist vor Stürmen, ja, vor dem Untergang sicher. Und doch vertrauen wir uns ihm an, obwohl wir nie wissen, ob wir das andere Ufer denn auch gewiß erreichen. Auf wen verlassen wir uns? Auf den Kapitän nicht allein, sondern auch und zum großen Teil — auf die gewaltigen Maschinen im Rumpf des Schiffes, der inneren eigenen Lebenskraft des Schiffes. Unser Busen und unser Kopf bergen in sich Kräfte, die, richtig erkannt und angewandt, uns die Wege finden und gehen lassen, die uns zum Ziel führen: Von seiner Hände und seines Kopfes Arbeit, geleitet und veredelt durch die Zuversicht und den Lebensglauben, ein nützliches Dasein zu führen.

* * *

Wir wissen, unsere Geschichte, die Geschichte der Wolgadeutschen, hat uns mehr Enttäuschung gebracht, als uns verträglich war: unser Stammescharakter hat einen überaus starken Zug ins Mißtrauen erhalten. Wodurch? Nur einiges von vielem als Beispiel. Katharina II. gaukelte unseren Vorfahren ein Wolga-Paradies vor. Was unsere Väter dann vorfanden, wissen wir. Die versprochenen Freiheiten und Rechte wurden unseren Vätern und uns genommen. Die Beamten des Saratower Kontors drangsalierten unseren Volksstamm und beuteten ihn systematisch und verbrecherisch aus. In ihrer Niedertracht traten sie selbst die schlechtesten Gesetze mit Füßen. Unser Stamm mußte viele Jahrzehnte lang vor Beamten, vor Raubvölkern und Aufrührern um sein Leben bangen. Regelmäßig wiederkehrende Mißernten haben das Vertrauen zum Boden und Klima erschüttert. Regte sich kulturelles Beginnen, so wurde es unterdrückt. Die Fühlung mit den russischen Bauern war verboten, ja, sie wurden gegen uns aufgehetzt. Die kleinsten Vergehen wurden mit Körperstrafen geahndet. Wieviele Kolonisten haben an Ketten gelegen? Wieviele hat man durch Spitzelei auf falsche Wege zu führen gesucht, um sie als Verbrecher oder Staatsverräter oder Aufwiegler bestrafen zu können? Wozu war das notwendig? Es lag im slawophilen, deutschfeindlichen Programm.

Man könnte endlos so fortfahren. Auch wenn man Gegner jeder Uebertreibung ist —, wir wissen: unsere Geschichte bis heute war an Enttäuschungen überreich. Und wenn Pater Beratz 1918 die Ansiedlung unserer Väter an der Wolga einen schweren Geschichtsfehler nannte, so hat er damit das gesagt, was viele andere denken und dachten. Beratz ging weiter: er verlangte die Auswanderung aller Wolgadeutschen aus Rußland, weil er sich auch von der Zukunft nichts Besseres versprach. Seinen Gedanken verfocht er eifrig und glühend.

Sind unsere Enttäuschungen Grund genug zum Mißtrauen gewesen, so soll dies Mißtrauen heute nicht gerechtfertigt werden. Aber es steckt in jedem Wolgadeutschen, und wer es an sich sieht, sollte dagegen ankämpfen. Vorsicht ist ja immer besser als Nachsicht, aber über den andern herfallen, sobald auch nur irgendjemand ihn mißtrauisch verdächtigt, ist ein schwerer Fehler. Das bloße Nichtverstehen, die bloße Unkenntnis einer Sache, einer Handlung, eines Wortes ist noch kein Grund, den anderen zu verdächtigen, ihn mißtrauisch anzusehen. Leider aber gehört das Umgekehrte zu den beständigen Begleiterscheinungen des wolgadeutschen Lebens. Wer öffentliche Arbeiten zu versehen hat, weiß davon ein besonderes Lied zu singen. Und für unseren kleinen Volksstamm haben wir übermäßig viel von Leuten, die sich dieses Mißtrauen zum anderen für eigene Zwecke nutzbar machen. So haben Verleumdungen guten Boden. Die vorherige persönliche Prüfung in die Welt gesetzter Dinge ließe sicherlich so manches voreilige ungerechte Urteil zum Gegenteil werden. Mißtrauen ist ebenso folgenschwer wie manches blinde Vertrauen.

G. E. Löbsack

Russischer Bilderbogen

Ein Prozeß gegen eine Kuh. — Das Jubiläum des Balletts. — In der Transsibirischen Bahn.

In den Räumen der Moskauer landwirtschaftlichen Ausstellung wurde in diesen Tagen ein „Gerichtsverfahren" gegen eine Kuh durchgeführt, wie denn sowohl die politische wie die kulturelle Sowjetpropaganda bekanntlich gern in die Form von Gerichtsverhandlungen gekleidet wird. Der Besitzer der Kuh selbst erhob die Anklage auf Zurückbleiben im Wachstum, höchst mangelhafte Milchabgabe, Unsauberkeit, Abfressen des Strohes von den Hüttendächern ihres Dorfes und überhaupt mangelnde Eignung zu den „neuen intensiveren Formen des Wirtschaftslebens". Die Verteidigung der Kuh behauptete dagegen, daß die Kuh bei besserer Behandlung sehr leistungsfähig und ausländischen Kühen gleichwertig sein könnte und zwang den Besitzer zum Geständnis, daß er sein braves Rind nicht nur vernachlässigt und ungenügend verpflegt, sondern auch in einem Krankheitsfall anstatt des Tierarztes eine „weise Frau" zugezogen hätte. Darauf wurde die Kuh von dem Gericht mit allen Ehren freigesprochen und erkannt, daß sie und ihre etwa unter gleichen Bedingungen vegetierenden Mitkühe bei entsprechender Behandlung das geeignete Material zu fortschreitender Veredelung bilden könnten.

* * *

Es sind jetzt gerade 25 Jahre vergangen, seit das Russische Ballett, das seinen Siegeszug über die Welt genommen hat, begründet worden ist. Es entstand aus dem Ferment der Gedanken, die damals in der Schöpfung des Moskauer Künstlerischen Theaters ihre Verwirklichung fanden, jenes Theaters, in dem der szenische Naturalismus dank der innigsten Zusammenarbeit des Schauspielers, des Malers und des Regisseurs seine höchste Ausdruckskraft erlangte. Es war der Stamm, von dem sich später die Kunst Djagilews abzweigte. Der Eindruck, den das Russische Ballett bei seinem ersten Erscheinen in Westeuropa, im Pariser Chatelet-Theater im Jahre 1909, hervorbrachte, war ein ungeheurer, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Einfluß auf die dekorative Bühnenkunst des Westens überaus stark gewesen ist. In Paris ist auch soeben aus Anlaß des Jubiläums des Russischen Balletts ein Buch erschienen, das bemerkenswerte Einzelheiten über die Wanderfahrten dieses kleinen Künstlervolks, das sich seit seiner Konstituierung wiederholt erneuert hat, der Oeffentlichkeit bekannt gibt. Als Sterne erster Ordnung glänzten und glänzen noch heute Ida Rubinstein, die Pawlowa, die Karsawina, Nijinski, die Spessiva und der Generalstab der der Truppe angegliederten Musiker und Maler, darunter Strawinsky, Prokofiew, Rörich, Matisse und Bakst. Alle aber überstrahlt Sergius Djagilew: ein Riesenkopf auf einem Riesenkörper, zwei kleine, helle, verschmitzt blinkende Augen, das Monokel eingekniffen, kleines schwarzes Schnurrbärtchen. Unvergessen ist vor allem auch Tamara Karsawina, die göttliche, schwermütige und unbestechliche Künstlerin, die heute als glückliche Gattin eines englischen Diplomaten fern von der Bühne lebt. Traurig ist das Schicksal Nijinskis, der, ein Gott der Grazie, unwissend wie ein russischer Bauer, sich später von der Truppe Djagilews trennte und in den Vereinigten Staaten allerlei Tollheiten trieb. Seine Erfolge trübte ein großer Kummer: das Unvermögen, ein Verfahren zu finden, das ihm gestattet hätte, seine Schöpfungen durch graphische Zeichen zu fixieren. Der Kriegsausbruch überraschte ihn in Oesterreich, wo er interniert, später aber dank der Fürsprache des Königs von Spanien freigegeben wurde. Er endete in der Irrenanstalt, wo er, in völligen Idiotismus verfallen, seine Zeit damit verbringt, auf Händen und Füßen herumzukriechen, zu wiehern und auszuschlagen; denn er hält sich für ein Pferd.

* * *

Arnaldo Cipolla, der russische Sonderberichterstatter der „Stampa", plaudert in seinem letzten Reisebrief über die Eindrücke, die ihm eine Fahrt auf der transsibirischen Bahn von Moskau nach dem Ural vermittelte. Angesichts der Reizlosigkeit der Landschaft, durch die die Bahn fährt, beschäftigte er sich um so eingehender mit seinen Mitreisenden und hauptsächlich mit denen der dritten Klasse der Bahn, deren Rahmen in lebendigen Einzelbildern einen eindrucksvollen Ausschnitt des Lebens im heutigen Sowjet-Rußland umfaßt. „In der dritten Klasse der transsibirischen Bahn", schreibt er, „scheint sich jedermann vom Morgen bis zum Abend angelegentlich mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen. Man liest ungemein viel. Jedes Städtchen hat seine Zeitungen und jeder Bahnhof, auch der kleinste, seine Buchhandlung. Ich bemerke, daß jede Station für die durstigen Reisenden ein großes Bassin gekochten Wassers zur Verfügung hält, ganz zu schweigen von den kleinen Häuschen, in denen ständig kochendes Wasser für die Teebereitung bereitgehalten wird; denn niemand reist ohne seinen Teekessel, dem er unterwegs eine ganz unmögliche Zahl von Tassen entnimmt. Die Bahnhofsrestaurants sind mit allen guten Dingen reichlich versehen, und außerhalb des Restaurants findet man obendrein stets eine Art Markt, wo die Bauern die appetitlichsten Sachen feilhalten. Der Speisewagen der transsibirischen Bahn präsentiert sich aber geradezu als ein üppiges Luxusrestaurant. Als ich ihn betrat, glaubte ich, mich inmitten einer Weihnachtsbescherung zu befinden; in jedem Winkel sieht man Pflanzen und Blumen, eine Dekoration von vielfarbigen Glaslampions; daneben fehlt niemals das Klavier. Auf seinen Tasten versuchen sich furchtbare-Stümper; zuweilen setzt sich aber auch einer daran, dem man gern zuhört. Von 10 Uhr bis 12 Uhr nachts ist in der dritten Klasse Ball. Man tanzt mit Leidenschaft und unter den schwierigsten Verhältnissen, die noch dadurch vermehrt werden, daß es den Tänzern in den Kurven schwer wird, sich auf den Beinen zu erhalten. Mit uns reist auch eine Theatergesellschaft, deren Ziel Wladiwostok ist. Das schöne Geschlecht ist deshalb unter uns zahlreich vertreten. Nach Mitternacht drängen sich an den Fenstern der Korridore die Liebespärchen, die sich eng umschlungen halten und die Geheimnisse ihres Herzens den zahllosen Kiefern anvertrauen, an denen der Zug vorbeigleitet. Der Einzige,

der mit keinem spricht, ist ein in der ersten Klasse fahrender mongolischer General, der Kriegsminister einer der mongolischen Republiken jenseits des Baikal-Sees. Bei dem Wort Mongole denkt man gewöhnlich an einen Menschen in halbwildem Zustand. Diese Häupter und Führer der primitiven Bevölkerung Mittelasiens sind aber heute in Wahrheit raffinierte Intellektuelle, die in Berlin studiert und sich dann in Moskau bei den kommunistischen Führern weitergebildet haben. Sie sind diesen Chefs blind ergeben und verbreiten als gelehrige Schüler das, was sie von den Meistern gelernt haben, in ihrer Heimat weiter. So genügen zehn Personen dieser Art bei jedem der Nomadenvölker Asiens, um diese kleinen Glieder der Sowjet-Republik fest mit der russischen Sache zu verschmelzen und der Bevölkerung den Begriff gegen die Zivilisation des Westens einzupflanzen."

Brief aus Deutschland

Berlin, Mitte Oktober.

Wie denkt der Deutsche im Ausland, fern der alten Heimat, über sein Vaterland, wenn er von seiner heutigen Lage hört? Was denkt er, wenn er liest, daß die Mark, dieses früher so hoch angesehene Geld jetzt das schlechteste der Welt, noch schlechter als der Bolschewistenrubel ist? Was denkt er, wenn er hört, daß der Landwirt seine gute Ernte nicht verkauft, weil kein wertbeständiges Geld vorhanden ist und so das Volk, wie ein Vertreter landwirtschaftlicher Interessen jüngst im Reichstage sagte, bei vollen Scheunen verhungern muß. Was denkt er, wenn er erfährt, daß in ein und derselben Stadt Menschen in Ueberfluß und Luxus leben, die ihre Hunde mit Schokolade und Kuchen füttern, während sie für die Alten, die Rentner nichts übrig haben und diese entweder sich selbst den Tod geben oder dem Hungertode zum Opfer fallen. Was denkt er, wenn er sieht, daß die Führer der deutschen Großindustrie, sozusagen hinter dem Rücken der Regierung des Reiches, mit Frankreich verhandeln, um ihre Interessen sichergestellt zu sehen. Was denkt er, wenn er den Hader der sich aufs heftigste bekämpfenden, gut ein halbes Dutzend Parteien hört, was, wenn er sieht, daß überall das Privatinteresse, die Interessentenpolitik in den Vordergrund tritt und die wahren Volks- und Gemeinschaftsinteressen zurücktreten, das geschlossene Hoch wie Niedrig, Arm und Reich einheitlich durchdringende Gefühl des „Volk in Not" nicht vorhanden ist?

Was denkt er? Er möge nicht zu schlecht vom alten Vaterlande denken. Möge nie vergessen, was wir in den letzten neun Jahren an Leiden und Hunger, an Sorgen und Enttäuschungen haben ertragen müssen. Wer es nicht miterlebt hat, wird es sich nie in dem vollen Maße der Wirklichkeit vorstellen können. Man denke nur an die letzte furchtbare Notwendigkeit, die, den Ruhrkampf bedingungslos aufgeben zu müssen. Aber er lasse sich durch all das nicht verbittern, nicht zur Verurteilung der Heimat und ihrer Regierung hinreißen, sondern er behalte mit den Besten von uns hier den Glauben daran, daß es einst besser wird, und er führe mit uns den moralischen Kampf um Deutschlands Recht und Rhein. —

Die politischen Verhältnisse sind ungeklärter denn je. Infolge der Forderung der Schwerindustriellen und Großgrundbesitzerkreise nach Abschaffung des Achtstundentages, Einschränkung der sozialen Hilfe und Einbeziehung der Deutschnationalen (der am weitesten rechts stehenden) Partei in die Regierung, trat das Ministerium Stresemann zurück. Dr. Stresemann wurde aber mit der Bildung eines neuen Kabinetts sofort wieder beauftragt. Die neue Regierung enthält zwar einige neue Minister, ist aber sonst von der alten nicht sonderlich verschieden. Die Wünsche der oben genannten Gruppen fanden keine Berücksichtigung. Die neue Regierung will sich durch ein „Ermächtigungsgesetz" besondere Vollmachten und eine Art diktatorischer Gewalt übertragen lassen.

Die Lage im Reich ist außerordentlich schwierig. Eine große Sorge ist die Wiederinbetriebnahme der Wirtschaft und Produktion im Ruhrgebiet, die sieben Monate stillgestanden hat. Diese Sorge ist um so größer, da infolge der schlechten Konjunktur die Arbeitslosigkeit im übrigen Deutschland außerordentlich zugenommen hat. Die von den Franzosen und einer Schar gewissenloser Deutscher betriebenen Bestrebungen, das Rheinland von Deutschland loszureißen, sind bisher trotz aller Regie- und Propagandakünste an der deutschen Gesinnung der Bevölkerung gescheitert. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß diese deutsche Gesinnung etwa aufhören oder sich wandeln könnte. Viele innerpolitische Schwierigkeiten bereiten der Reichsregierung noch die Länder Bayern und Sachsen. In Bayern, dessen Regierung, stark rechts gerichtet, sich auf die sogenannten „Vaterländischen Verbände" und die Hitlergarden stützt oder doch von ihnen den Impuls erfährt, ist kürzlich ein Generalstaatskommissar ernannt worden. In Sachsen und Thüringen, den nächsten Nachbarn Bayerns, herrscht eine scharf links orientierte Regierung, in Dresden sind sogar die Kommunisten jetzt in die Regierung eingetreten. All diese scharfen Zuspitzungen der Situation, die häufige Drohung mit dem Bürgerkrieg von beiden Seiten haben die Reichsregierung vor einiger Zeit zur Verhängung des Ausnahmezustandes über ganz Deutschland veranlaßt. W. Nowak.

Ueber Bremen nach der Neuen Welt

Von W. Nowack.

III. (Schluß.)

Nach der Besichtigung der Auswandererhallen des Norddeutschen Lloyd mache ich noch einen Besuch in den Auswandererhotels der Firma Mißler. Mißler und der Norddeutsche Lloyd sind seit jeher eng verbunden und seit dem Wiederaufbau des deutschen Seeschiffahrtswesens hat eine Verschmelzung stattgefunden. Den Wolgadeutschen ist ja — wie auch jedem Russen oder Einwohner der Oststaaten — das Haus Mißler gut bekannt. So reizte eine Besichtigung der Unterkunfts-, Verpflegungs- und sonstigen Anlagen für die Auswanderer ganz besonders.

Die Unterkunftsanlagen Mißlers liegen nicht so bequem wie die des Norddeutschen Lloyd in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs. Sie sind jedoch vom Bahnhof aus mit der Straßenbahn leicht zu erreichen. Vor dem Verwaltungsgebäude des Hauses Mißler steigen wir aus. Hier werden für die Passagiere in genau derselben Weise die notwendigen Formalitäten erledigt wie beim Norddeutschen Lloyd.

Unter der Führung des Leiters der großen Mißlerschen Hotels geht es dann an deren Besichtigung. Zuerst wird das jüdischen Auswanderern vorbehaltene Hotel Warschau besichtigt. Trotz des energischen Kampfes der Verwaltung für Reinlichkeit und frische Luft ist hier ein Sieg über galizische Traditionen nicht zu erzielen. Und so ist denn in diesen Räumen eine Luft, daß man es vorzieht, nur noch schnell einen Blick in die kochere Küche zu werfen und dann — erst wieder draußen aufatmend — das Haus zu verlassen.

Ganz anders sieht es in den anderen Hotels aus. Sie sind nur noch zum Teil mit Massenquartieren ausgestattet. An Stelle der 50—60 ja 100 Personen fassenden Säle sind Kammern und Räume, die zwischen 3 und 20 Reisenden Unterkunft gewähren, getreten. Die Reinlichkeit ist vorzüglich, die Lüftung gut. Die Hotelgäste müssen in den Vormittagsstunden ihre Zimmer freimachen. Dann dringt eine Schar von Scheuerfrauen in die Räume ein und reinigt und lüftet alles, so daß nachher eine Sauberkeit und Frische wie in einem Krankenhause herrscht.

Einen besonders guten Eindruck macht das Hotel Washington. Auch dieses dient zur Aufnahme von Reisenden der III. Klasse. Hier gibt es nur noch Zimmer, die einen ausgezeichneten Eindruck machen. Hier werden die deutschen Auswanderer untergebracht. Sie haben auch ihren eigenen Speise- und Aufenthaltsraum. An weißgedeckten Tischen wird gerade das schmackhafte Mittagessen serviert: eine kräftige Fleischsuppe, Riesenportionen von Rindfleisch mit Kartoffeln und Zwiebeltunke.

Der Auswanderer wird — das ist jedenfalls der Eindruck, den man aus Bremen mitnimmt — nicht als Ware angesehen und behandelt, sondern als Mensch.

Der Leiter der Mißlerschen Auswandererhotels ist ein Deutsch-Amerikaner, der jahrelang als Beamter auf Ellis-Island, der Landungsstätte für alle Passagiere der dritten Klasse, tätig war. Er erzählt uns noch mancherlei von dieser letzten und keineswegs leichtesten Passierstation, die der Auswanderer durchschreiten muß, ehe er endgültig den Boden der Vereinigten Staaten betreten darf. Träneninsel wird von den Amerikanern diese letzte Durchgangsstation genannt. Und man versteht diese Bezeichnung, wenn man hört, daß im letzten Jahr allein 13 731 Einwanderer hier zurückgehalten und zum Teil nach der Heimat zurückgesandt wurden. Unendliche Schwierigkeiten entstehen durch die Beschränkung der Einwanderer durch die Vereinigten Staaten. Es sind sogenannte Quoten festgesetzt, und zwar dürfen in jedem Jahr 6 % mehr Angehörige einer Nation zuwandern als in den Vereinigten Staaten bereits ansässig sind. Das ist für einzelne Länder, die eine sehr starke Auswanderung besitzen (Rußland, Polen, Rumänien), sehr ungünstig. So ist zum Beispiel für das Jahr 1923/1924 die Einwandererquote der oben genannten Staaten bereits jetzt gefüllt und Angehörige dieser Länder können erst wieder ab Juli 1924 in den Vereinigten Staaten landen. Die Not derjenigen, die nun in Ellis Island zurückgewiesen werden, ist meist so groß und offenkundig, daß im letzten Jahr annähernd 3000 Einwanderer über die Höchstquote hinaus zugelassen wurden.

In Ellis Island werden die Einwanderer noch einmal untersucht, ihre Kenntnisse im Lesen und Schreiben geprüft, ihre Papiere und die materiellen Verhältnisse (jeder Auswanderer muß mindestens 25 Dollar in Geld vorzeigen) nachgesehen. Erst wenn all dies erledigt ist, darf der Einwanderer Ellis Island verlassen und sich auf den Weg machen, im neuen Land ein neues Glück zu suchen, ein neues Schicksal zu zimmern.

Ziele und Urteile anderer

Die antireligiöse Propaganda in den deutschen Wolgakolonien.

Die Pokrowsker „Nachrichten", das Organ der Kommunistischen Partei des Gebiets der Wolgadeutschen, veröffentlichen den nachstehenden Vorschlag eines ihrer Leser, wie die von der Partei geführte antireligiöse Propaganda unter der Bauernschaft Erfolg erzielen könnte:

„Der antireligiösen Propaganda wird in letzter Zeit große Aufmerksamkeit gewidmet. Viel wird in der Presse und auf Versammlungen darüber debattiert, wie am zweckmäßigsten gegen den religiösen Fanatismus zu kämpfen sei, um die besten Resultate zu erzielen. Im allgemeinen ist man sich darüber einig, daß man auf diesem Gebiete sehr vorsichtig und bedachtsam vorangehen muß, da widrigenfalls alle Mühe und Arbeit erfolglos sein kann. In unserem Gebiete liegt dieses Arbeitsfeld nahezu brach. Die bisherige Arbeit bewegte sich hauptsächlich im Rahmen der Zeitungsartikel. Wir haben es zumeist mit der Dorfbevölkerung zu tun, daher muß auch die Propagandamethode eine andere sein, denn die Psychologie des Dorfbewohners unterscheidet sich von der des Stadtbewohners sehr.

Wenn die antireligiöse Propaganda, wie sie bei uns gepflegt wird, einen gewissen Einfluß auf den Arbeiter ausübt, so verliert sie fast gänzlich ihren Wert den Bauern gegenüber. Die Bauernmasse kümmert sich sehr wenig um Zeitungen und sonstige Literatur, sie begnügt sich vielmehr mit der Bibel. Dann geht die Masse auf die antireligiöse Propaganda schwerlich ein — nicht deshalb, weil sie so fest an die Religion hält, sondern im Gegenteil deshalb, weil sie sich in ihrer Mehrheit gleichgültig derselben gegenüber verhält. Wenn der Bauer in die Kirche geht, so geschieht dies meistens nicht aus Religiosität, sondern deswegen, weil die Kirche gewissermaßen auf dem Dorfe die Stelle des Theaters und Kinos vertritt. Genosse Trotzky sagt: „Die Kirche wirkt durch bühnenmäßige Einwirkungen auf das Auge, auf das Ohr und auf die Nase (Weihrauch), sie wirkt durch ihre Vermittlung auf die Einbildungskraft und auf das Bedürfnis nach Schaustellungen beim Menschen, auf das Bedürfnis, irgend etwas Besonderes zu sehen und zu hören, zu irgend etwas Aufregendes, das die banale Wirklichkeit verändert, ein großes unauslöschliches Bedürfnis, das von der Kindheit bis ins hohe Greisenalter erhält". Die breite Masse kann daher von den Kirchengebräuchen nicht durch antireligiöse Propaganda und Kritik freigemacht werden, sondern sie müssen vielmehr durch neue Sitten ausgemerzt werden, durch neue Zerstreuungen, durch neue kultivierte Darbietungen. Daher müssen wir unsere antireligiöse Propaganda damit beginnen, daß wir dem Dorfe das Theater und Kino zugänglich machen und der Kirche dadurch ihre Macht nehmen, dann wird uns der Sieg auch an dieser Front sicher sein."

Die Redaktion der „Nachrichten" bemerkt hierzu, dieser Vorschlag bleibe auf halbem Wege stehen und sagt dann werbend:

„Der Grundstein der antireligiösen Propaganda bleibt doch immer die Verbreitung der Wissenschaft, und insbesondere der Naturwissenschaft. Denn Religion und Wissenschaft sind zwei sich kraß gegenüberstehende Dinge. Zur Verbreitung des Wissens unter der Bevölkerung muß in erster Reihe die Lehrerschaft beitragen, indem sie sucht die Zeitung zu verbreiten."

•

Deutschlands Krisis in russischer Beleuchtung.

Der Berliner Korrespondent der „Prawda" schreibt, wie der Ost-Expreß meldet, in seinem letzten Bericht, die Art, wie die Kommunistische Partei Deutschlands die Agitation in revolutionärem Sinn ganz offen und systematisch betreibe, lasse nichts zu wünschen übrig. In der Sozialdemokratischen Partei sei dagegen nur eine unheilbare Verwirrung der leitenden Kreise zu bemerken. Der Berliner Mitarbeiter der „Iswestija" schreibt in gleichem Sinne. Ein Leitartikel dieses Blattes erinnert daran, daß der Gedanke, die Unterstützung der Weltrevolution mit allen Mitteln zu betreiben, nie schlummern dürfe; das Anschwellen der „neunten Welle", der Arbeiterrevolution in Deutschland, nehme heute in erster Linie die Aufmerksamkeit Sowjetrußlands in Anspruch.

•

Seufzer am Grab.

Unter dieser Ueberschrift erzählt im „Rul" (9. 10.) ein gewisser Milizin in bewegten Worten, wied ie Insassen eines russischen Heims in Berlin kürzlich von einem Vertreter des Wohnungsamts aufgefordert wurden, das Heim binnen weniger Stunden zu räumen. Es sei zwischen den Insassen und dem Vertreter hierüber eine längere Unterhandlung entstanden. Milizin sagt, man habe dem Beamten, einem Sozialdemokraten, vorgehalten, daß Deutschland eine demokratische Republikt und die Sozialdemokratische Partei eine Regierungspartei sei. Deshalb müßten solche Ausiedlungsbefehle zum mindesten Wunder nehmen. Der Beamte habe darauf ewidert:

— Staatsmacht bleibt Staatsmacht!

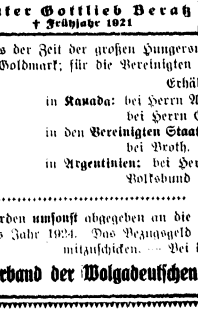
Die Insassen hätten sich damit jedoch keineswegs zufrieden gegeben, sondern weiter verhandelt. Während des Gesprächs sei dann, erzählt Milizin nicht ohne leise Ironie, mehreremal das unvermeidliche „Zusammen...." (wohl „Zusammenhalten der Deutschen und Russen", Red. d. Wgd.) ausgesprochen worden. Und nun kommt ein Treffer, den die Heiminsassen wohl als ganz besonders wirksam gehalten haben müssen. Sie sagten vorwurfsvoll ungefähr so:

— Man bedrängt uns in der Wohnungsfrage, man läßt uns mit allerlei Karten (Brot- und Zuckerkarten) keine Ruh'. Ja, unser sind viel hier. Aber noch mehr gibt es in Rußland Deutsche. Und sie erfreuen sich dort vollen Rechts.

Bei dieser Gelegenheit fällt uns ein, daß im gleichen „Rul" im vorigen Jahr die russlanddeutschen Kolonien am Schwarzen Meer einmal „germanskija kolonii" genannt wurden, was mit „reichsdeutsche Kolonien" zu übersetzen ist. Als „Deutschlands Spione" wurden während des Weltkriegs die Rußlanddeutschen vergewaltigt. Sie waren und sind aber russische Staatsbürger. Die russischen Emigranten in Deutschland sind keine Reichsdeutschen, trotzdem und trotz der Kriegsdinge werden sie aber, eben weil Deutschland nicht nachträgt, nicht wie richtige Ausländer behandelt. Als Rußlanddeutsche möchten wir aber der geschichtlichen Wahrheit halber korrigieren, daß wir uns der „vollen Rechte" in Rußland nur schwer bewußt gewesen sind.

Aus Nord- und Südamerika

Ueber die Folgen von Kälte und Schnee in Calenfu, Arg., schreibt uns unser geschätzter Landsmann Juan A. Roth unterm 2. September: In diesen Tagen wurden die Bewohner der Pampa durch lang anhaltenden Regen und durch große Schneestürme heimgesucht, die unter dem Vieh Tausende von Opfern forderten. Die Weideplätze bieten traurige Bilder: in Massen liegt verendetes oder halbtotes Vieh. Viele Bauern stellen mit Entsetzen fest, daß von ihren Herden 30 und mehr Stück Vieh eingegangen sind. Das meiste Arbeitsvieh war infolge von anstrengender Arbeit bei Futtermangel abgemagert und dann tagelang obdachlos Schnee und Kälte preisgegeben. Am 27. August abends setzte ein kalter Regen ein, der bis zum 28. anhielt, dann fiel Schnee und es wehte ein eiskalter Südwind. Wir hatten stellenweise bis zu 1 Meter Höhe Schnee. Die Kälte steigerte sich und man erzitterte bis aufs Mark. Unserer Pachtkolonie kam der angrenzende Wald zugute, wo auch unser Vieh Schutz fand. Jedoch vernichtete die anhaltende Kälte viel Vieh, so daß die meisten Bauern von ihren 25—30 Stück Vieh nur 10—15 zurückbehielten. Der Ueberschuß der Ernte muß jetzt zum Ankauf von Pferden verwandt werden. Die Saat steht schön, so daß wir Hoffnung auf eine gute Ernte haben. Eine solche ungünstige Witterung ist seit vielen Jahren nicht mehr beobachtet worden.



Pater Gottlieb Beratz † Frühjahr 1921

Neu erschienen! 2. Auflage!

Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga

in ihrer Entstehung und ersten Entwickelung

Von

Pater Gottlieb Beratz †

306 Seiten

Sauberer Druck, gut leserliche Schrift, haltbares Papier, fest broschürt. 12 Abbildungen aus den Kolonien und aus der Zeit der großen Hungersnot. 1 Bild des Verfassers. — Preis: für Deutschland 4 Goldmark; für die Vereinigten Staaten und Kanada 1 Dollar; für Argentinien 3 Pesos.

Erhältlich bei unseren Vertretern:

in **Kanada:** bei Herrn A. Schick: Winnipeg, Manitoba, 513 Pond Ave., bei Herrn Gottfried Keil,

in den **Vereinigten Staaten:** bei Herrn Fr. Bier: Fresno, Californien, bei Broth. Kinzl.

in **Argentinien:** bei Herrn S. Stieglitz: Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059.

300 Beratz-Bücher

werden **umsonst** abgegeben an die 300 ersten Besteller der Zeitung **„Der Wolgadeutsche"** auf das Jahr 1924. Das Bezugsgeld (7½ Pesos oder 2½ Dollar) ist gleich bei der Bestellung mitzuschicken. — Bei direkten Bestellungen wende man sich an:

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H., Berlin W. 57, Yorckstr. 46

Liste

der 1923 aus dem Heimkehrlager Frankfurt a. d. Oder nach Nord- und Südamerika ausgewanderten wolgadeutschen Hungerflüchtlinge

Anschütz	David	August	nach	Nord-Amerika
„	Maria Kath.	„	„	„
„	Jakob	„	„	„
„	Amalia	„	„	„
„	Karl	„	„	„
„	Heinrich	„	„	„
„	David	„	„	„
„	Nikolaus	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
„	Jakob	„	„	„
Aselborn	Joseph	April	„	Süd-
„	Joseph	„	„	„
„	Margarethe	„	„	„
„	Joseph	„	„	„
„	Michel	„	„	„
„	Angelika	„	„	„
Baal	Michel	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
„	Jakob	„	„	„
Bayer	Jakob	„	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	Anna	„	„	„
Becker	Anna Maria	Sept.	„	Nord-
Berger	Jakob	April	„	Süd-
„	Anna Marg.	„	„	„
„	Kathar.	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
Bissing	Friedrich	August	„	Nord-
„	Katharina	„	„	„
„	Wilhelmina	„	„	„
„	Leo	„	„	„
„	Jakob	„	„	„
„	Margar.	„	„	„
„	Konstantin	„	„	„
„	Paulina	„	„	„
„	Wilhelmina	„	„	„
„	Eduard	„	„	„
„	Peter	„	„	„
Bopp	Christian	Juli	„	„
Borgardt	Friedrich	„	„	„
„	Christins	„	„	„
„	Gottfried	„	„	„
„	Amalia	„	„	„
Brehm	Alexander	August	„	„
„	Minna	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
„	Elisabeth	„	„	„
„	Maria	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
„	Frieda	„	„	„
Dreith	Georg	Juni	„	„
„	Katharina	„	„	„
Dellos	Gottfried	Juli	„	„
„	Maria Kath.	„	„	„
„	Anna	„	„	„
„	Heinrich	„	„	„
„	Amalia	„	„	„
„	Luise	„	„	„
Durban	Georg	April	„	Süd-
„	Barbara	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
„	Paulina	„	„	„
Detzel	Katharina	August	„	Nord-
„	Alexander	„	„	„
„	Adam	„	„	„
Eisenbach	Barbara	„	„	„
Falkenstein	Georg	„	„	„
„	Maria	„	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	Rosa	„	„	„
„	Maria	„	„	„
Fesser	Johannes	Juni	„	Kanada
„	Johannes	„	„	„
„	Helena	„	„	„
Friedrich	Dorothea	Juli	„	Nord-Amerika
„	Sophia	„	„	„
„	Maria Kath.	„	„	„
„	Juliana	„	„	„
„	David	„	„	„
Flat	Philipp	August	„	Kanada
„	Alexander	„	„	„
Froschheißer	Konrad	Juli	„	Nord-Amerika
„	Lydia	„	„	„
„	Victor	„	„	„
Gerhardt	Katharina	August	„	„
„	Magdalena	„	„	„
„	Antonina	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
Gerlig	Anna	August	nach	Nord-Amerika
Geiß	Heinrich	„	„	„
„	Gottlieb	„	„	„
„	Heinrich	„	„	„
„	Emmanuel	„	„	„
„	Karl	„	„	„
„	Emma	„	„	„
Grünwaldt	Pankratius	„	„	„
„	Scholastika	„	„	„
„	Klara	„	„	„
„	Alfons	„	„	„
„	Johannes	„	„	Süd-
Groß	Gottfried	„	„	„
„	Maria Elis.	„	„	„
Gräs	Reinhold	„	„	Kanada
Großmann	Gottlieb	„	„	Nord-Amerika
„	Elisabeth	„	„	„
„	Otto	„	„	„
Hartung	Konrad	„	„	Kanada
Hartmann	Georg	„	„	Nord-Amerika
„	Katharina	„	„	„
Heidt	Anna	April	„	Süd-
„	Edmund	„	„	„
„	Helene	„	„	„
„	Amalie	„	„	„
„	August	„	„	„
„	Paulina	„	„	„
Herrmann	Gottlieb	August	„	Nord-
„	Sophia	„	„	„
Hoffmann	Georg	„	„	„
„	Henriette	„	„	„
„	Maria	„	„	„
Jakob	Georg	April	„	Süd-
„	David	„	„	„
„	Paulina	„	„	„
„	Anna	„	„	„
Keller	Heinrich	Juni	„	„
„	Philipp	„	„	„
„	Kath. Elis.	„	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
Kreis	Jakob	August	„	Nord-
Kerner	Emilie	„	„	„
„	Alexander	„	„	„
„	Augusta	„	„	„
„	Adolf	„	„	„
„	Johannes	„	„	„
Kling	Johannes	„	„	„
„	Charlotte	„	„	„
Konstanz	Luise	Juni	„	„
Keiner	Annemaria	„	„	„
„	Maria	„	„	„
„	Adam	„	„	„
Kammerzell	Amalia	„	„	Süd-
„	Bertha	„	„	„
Lied	Heinrich	„	„	Nord-
„	Georg	„	„	„
„	Klara	„	„	„
„	Kath. Christ.	„	„	„
„	Elise	„	„	„
Lorenz	Konrad	„	„	„
„	Kath. Elis.	„	„	„
„	Maria Kath.	„	„	„
„	Amalia	„	„	„
„	Anna	„	„	„
„	Margarethe	„	„	„
„	Konrad	„	„	„
„	Heinrich	„	„	„
Lell	Christoff	August	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	Maria	„	„	„
„	Leokadia	„	„	„
Loos	Joseph	„	„	„
„	Elisabeth	„	„	„
Lieder	Jakob	„	„	„
„	Theresia	„	„	„
„	Emilie	„	„	„
Lehmann	Philipp	„	„	„
„	Charlotte	„	„	„
„	Friedrich	„	„	„
Michel	Christian	Februar	„	Kanada
„	Amalia	„	„	„
„	Artur	„	„	„
„	Bertha	„	„	„
Müller	Johannes	Juli	„	Nord-Amerika
„	Georg	„	„	„
„	Erna	„	„	„
„	Johanne	„	„	„
Mollecker	Peter	„	„	Süd-
„	Bertha	„	„	„
„	Paul	„	„	„
„	Peter	„	„	„
„	Katharina	„	„	„
„	David	„	„	„
„	Franziska	„	„	„

(Schluß folgt.)

Deutsche Arbeit, deutsches Leid

Deutsches Schulwesen in Kongreßpolen. Wie die „Lodzer Freie Presse" mittellt, sind in den letzten vier Jahren von den 38 städtischen Volksschulen 18, also fast die Hälfte, aufgelöst worden. Auf dem flachen Lande und in den kleinen Städten sieht die Sache noch schlimmer aus. 22 deutschen Schulen wurde ihr Eigentum an Land, Gebäuden und Schulinventar ganz oder teilweise abgenommen. 49 deutsche Volksschulen wurden aufgelöst, 31 Schulen polonisiert. In Wirklichkeit sind die Zahlen noch sehr viel höher, da es nur sehr schwer möglich ist, von den zerstreut und oft weit voneinander entfernt liegenden Ortschaften zuverlässiges Zahlenmaterial zu erhalten. Außerdem werden zahlreiche Schulen im geheimen dadurch polonisiert, daß man auf die Lehrer, mit Versprechungen und Drohungen einen Druck ausübt.

Wissenschaft, Technik und Verkehr

Die Sternwarte in Pulkowo bei Petersburg. Etwa zwei Werst von Petersburg liegt das bekannte Observatorium von Pulkowo. Kommt man zum Eingang, so liegen an der einen Seite die Wohnungen der Angestellten, an der anderen Seite die Räume, in denen die Arbeit vor sich geht. In den ersten zwei Räumen befinden sich die Instrumente, mit denen die Stellung der Sterne bestimmt wird. Die Bestimmung und Kontrolle wird mit aufs genaueste arbeitenden Vorrichtungen, in manchen Fällen sogar mit Hilfe des Mikroskopes, ausgeführt. Die hier errechneten Ergebnisse dienen den Astronomen der ganzen Welt als Grundlage für ihre Berechnungen und eine ganze Reihe westeuropäischer Observatorien benützen sie für ihre Arbeiten. Das nächste Zimmer ist ein großer runder Saal. Hier befindet sich die sog. „Pulkowo-Zeit", die genaueste Zeituhr der Republik. Genau um 12 Uhr mittag wird von den Kronwerken der Festung ein Kanonenschuß abgegeben. Von der Telegraphenstation wird überallhin, wo eine telegraphische Verbindung besteht, die genaue Zeit gemeldet. Täglich um 7.55 morgens wird die Uebermittlung von Telegrammen unterbrochen und es ertönt das verabredete Signal, nach dem die Uhren gestellt werden. In einem runden großen Saale steht ein Teleskop mit einem Refraktor von 15 Zoll Durchmesser. Dieses Teleskop befindet sich dort seit der Gründung des Observatoriums 1839 und war damals das größte der Welt. Im Laufe der 80 Jahre, die seitdem vergangen sind, sind viele Vervollkommnungen an dem Apparat angebracht worden, und bis heute ist er eines der besten Instrumente des Observatoriums.

Ein anderes großes Teleskop befindet sich in einem besonderen Gebäude im Garten. Das ist das größte Teleskop in Rußland mit einem Refraktor von 30 Zoll im Durchmesser. Vor noch nicht langer Zeit war es noch das größte Teleskop der Welt. Die neuesten Einrichtungen zur Beobachtung von Himmelserscheinungen sind hier angebracht. Der Sitz des Beobachters bewegt sich je nach Bedarf hinauf, hinunter und rund um den Raum. Das Dach ist ebenfalls beweglich. Nebenbei bemerkt wiegt dieses Dach 3000 Pud und wird durch elektrischen Strom in Bewegung gebracht. Außerdem läßt es sich auch durch einen einfachen Handgriff in Bewegung setzen. Der 30 Zoll im Durchmesser zählende Refraktor wurde 1885 aufgestellt. Das Glas dazu war in Paris hergestellt worden, während der Schliff in Amerika ausgeführt wurde. Das ganze Objektiv, das aus zwei Scheiben besteht, wiegt 11 Pud. Der Wert des Refraktors betrug 200 Mill. Rubel. Das ganze Teleskop ist sieben Sachen (1 Sachen = 2,134 Meter) lang. In diesem Jahr wurde aus England ein Spektograph besorgt, der speziell für Sonnenbeobachtungen bestimmt ist. Bis jetzt hatte das Observatorium noch kein derartiges Instrument besessen. Auf einem der Gebäude erhebt sich ein ausschließlich zur Beherbergung dieses Instrumentes bestimmter Turm. Neben dem Observatorium befindet sich eine seismographische Station. Diese hat ihre Tätigkeit seit kurzem wieder aufgenommen.

Es sind auch Apparate aufgestellt, mit denen man den Lichtstrahl, der auf eine sich in Bewegung befindende photographische Platte einwirkt, beobachtet und dadurch die Schwankungen des Bodens verzeichnet und Erderschütterungen feststellt, die in einer Entfernung von Tausenden von Werst stattfinden. Bis vor kurzem hatte die Station mit recht unvollkommenen mechanischen Instrumenten arbeiten müssen. Mit Hilfe der oben beschriebenen optischen Apparate gehört die seismographische Station von Pulkowo zu den erstklassigsten Stationen der Welt.

Warum ergraut das Haar? Die neueren Forschungen über die Entstehung der Haar- und Hautfärbung haben ergeben, daß aus farblosen Vorstufen unter Einwirkung eines vom Organismus gebildeten Fermentes dunkel gefärbte, unlösliche Körper entstehen, die sog. Pigmente, welche der Haut und dem Haar die Farbe verleihen. Diese Pigmente treten beim Menschen z. T. schon vor der Geburt auf, besonders früh in den Kopfhaaren und den Flaumhärchen, nämlich bereits im 5. Embryonalmonat; die Hautpigmente bilden sich dagegen meist erst nach der Geburt unter der Einwirkung des Lichtes. Bei den Haaren geht diese Pigmentbildung in den Wurzeln vor sich, nicht in den Haarschäften selber, die nur fertiges Pigment enthalten können. Hört die Pigmentbildung in einem wachsenden Haare plötzlich auf, so kann es geschehen, daß der obere Teil gefärbt ist, während der untere Teil infolge Aufhörens der Pigmenterzeugung weiß erscheint. Beim gealterten Menschen ist der Pigmentmangel in den Haaren eine normale Erscheinung; über das Zustandekommen dieses Ergrauens standen sich bisher zwei Anschauungen gegenüber. Die eine, die vor allem von dem bekannten russischen Forscher Metschnikoff vertreten wurde, nahm an, daß das Haar im Alter seinen Farbstoff wieder abgibt, seine Pigmente also wieder verliert. Die andere Ansicht dagegen, deren Richtigkeit jetzt sicher erwiesen ist, nimmt ein Aufhören der Pigmenterzeugung an. Mit Hilfe der neuen biochemischen Methoden ist es gelungen zu zeigen, daß im Alter in den Haarwurzeln kein pigmentbildendes Ferment mehr vorhanden ist. Da die Haare allmählich ausfallen und unter normalen Bedingungen immer durch neue Haare ersetzt werden, treten nun immer mehr farblose Haare auf, bis schließlich das Grau in reines Weiß übergegangen ist.

Luftlinie Schweden — Persien. Die Firma Junkers stellte mit dem 15. Oktober den Betrieb auf den Fluglinien Moskau—Charkow—Rostow—Baku—Tiflis zeitweilig ein. Inzwischen wird die Organisation der Fluglinie Schweden—Moskau vorbereitet, um im nächsten Frühjahr die ganze Linie Schweden—Persien in Betrieb nehmen zu können.

Sendet uns Berichte über Eure Arbeit, gebt uns Ratschläge. Wir veröffentlichen sie im „Wolgadeutschen" zu Nutzen aller!

Druck: Georg Eichler, Berlin SO. 16, Schmidtstr. 24/25.

Verband der Wolgadeutschen Bauern
G. m. b. H.
Berlin W 57 :: Yorckstraße 46, I
Telephon: Kurfürst 8224
Filialen in Canada, den Vereinigten Staaten und Argentinien
Import — Export — Engros
Vertretungen deutscher Firmen

Lieferung jeder Art von Waren und Werkzeugen

für die Landwirtschaft und den Haushalt

Ankauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse, Getreide und Häute
Förderung und Unterstützung wolgadeutscher Siedlungsangelegenheiten
Beschaffung von Schiffskarten nach jedem Reiseziel
Verlag und Vertrieb von Büchern und Zeitschriften aus allen Gebieten des Wissens und der Unterhaltung

Alles, was der wolgadeutsche Bauer kaufen oder verkaufen will, besorgt er durch die landsmännische Handelsorganisation, den

Verband der Wolgadeutschen Bauern G. m. b. H.
Berlin W 57

Auskunft in Argentinien durch Simon Stieglitz, Buenos Aires, Deutscher Volksbund für Argentinien, Moreno 1059

BREMEN

AMERIKA
OSTASIEN-AUSTRALIEN
Regelmäßiger Personen- und Frachtverkehr mit eigenen Dampfern. Anerkannt vorzügliche Unterbringung u. Verpflegung für Reisende aller Klassen
Reisegepäck-Versicherung
Nähere Auskunft durch
NORDDEUTSCHER LLOYD
BREMEN
und seine Vertretungen
General-Agenturen in Amerika:
New York 14/16 Pearlstreet — North German Lloyd —
Buenos Aires Sarmiento 324 E. Arnold

Rußland — Amerika Deutschland

In allen drei leben Wolgadeutsche. Die einen interessieren sich für die anderen. Sie wollen auch wissen, was sich sonst in der Welt und was sich auf den Gebieten der Arbeit, des Wissens, der Bildung zuträgt. Sie wollen vergleichen, wollen sich bilden und haben auch Freude an guter Unterhaltung und an Bildern.

Wer bietet ihnen das?

„Der Wolgadeutsche"
Fortschrittliches Blatt f. Arbeit, Glaube u. Bildung

Preis: In Deutschland monatlich 10 Pfg. × jeweiliger Buchhändlerschlüsselzahl.
In den U. S. A. und in Kanada: jährlich 2½ Dollar.
In Argentinien: jährlich 7½ Peso.
Werdet Bezieher! Werbt neue Leser!
Adresse der Redaktion:
Berlin W. 57, Yorckstraße 46 I.

Weser-Zeitung
BREMEN
Täglich 2 Ausgaben
Führende, im 80. Jahrgange erscheinende politische Tageszeitung Nordwestdeutschlands.
Handels-, Industrie- u. Schiffahrts-Blatt.
Werbemittel ersten Ranges
durch seine weite Verbreitung in den vornehmen und kaufkräftigen Kreisen ganz Nordwestdeutschlands.

Zu Mittag bei Nikolai II.

Von Dipl. Landwirt Al. Bier.

Zu Gott ist's hoch, zum Kaiser weit, sagt ein russisches Sprichwort. Nikolai II. hielt sich im persönlichen Verkehr mit der Masse seiner Untertanen wie bekannt auffällig zurück. Aus Gründen der Sicherheit. Unseres Wissens hat von den Wolgadeutschen nur einer, Herr Al. Bier, die Gelegenheit gehabt, mit dem letzten Zaren einmal persönlich zu sprechen. Herr Bier, gegenwärtig Vorstandsmitglied des Hilfswerks der Wolgadeutschen, schildert diese seine Begegnung mit Nikolai II. nachstehend auf unseren besonderen Wunsch.

Die Schriftltg.

Das war im Januar 1909. Zusammen mit 26 anderen Beamten aus den verschiedensten Provinzen Rußlands war ich von dem damaligen Ministerpräsidenten Stolypin nach Petersburg eingeladen worden. Wir sollten dort die Richtlinien für die Durchführung der Stolypinschen Landreform ausarbeiten. Als Mitglied der Nowousensker Landeinrichtungskommission und als Revisor der gleichnamigen Gouvernementskommissionen in Saratow, Samara, Astrachan und Stawropol hatte ich mit der Landreform beständig zu tun und hatte für die Wolgagegenden auch ein besonderes Landeinteilungssystem ausgearbeitet. In Petersburg waren wir vom 9.—27. Januar beschäftigt und ich hatte Gelegenheit, auch die damals führenden russischen Staatsmänner durch zahlreiche Zusammenkünfte persönlich kennen zu lernen.

Nach Abschluß unserer Arbeiten erstattete Ministerpräsident Stolypin dem Zaren Bericht über das Ergebnis der Beratungen. Der Zar war sichtlich zufrieden, was u. a. seine Randbemerkung auf dem schriftlichen Bericht Stolypins bewies. Ich freue mich, hieß es in der Bemerkung, die Lehrer meines Volkes in Petersburg zu wissen und zu sehen, wie sie uns Beamten in der Hauptstadt über die Anforderungen des Lebens unterrichten. Die Arbeit der Kommission ist zu meiner Zufriedenheit ausgefallen und ich hege den Wunsch, die Mitglieder der Kommission persönlich kennen zu lernen.

Kurz darauf erhielten alle Kommissionsmitglieder die Einladung des Hofministeriums zu einem gemeinsamen Mittagessen mit dem Zaren. Wie üblich, wurden die Einladungen einem jeden einzeln, auf weißem festem Papier mit Goldschrift gedruckt, zugesandt.

Der Einladung folgend, versammelten wir uns im Großen Palais in Zarskoje Selo. Wir trafen dort gegen 11 Uhr vormittags ein. Auch die von den einzelnen Ministerien bestellten Mitglieder der Kommission waren anwesend. Nach kurzem Warten wurde uns mitgeteilt, der Kaiser sei soeben vorgefahren und werde im nächsten Augenblick eintreten.

Der Zar kam denn auch bald darauf in Begleitung des Großfürsten Michael Alexandrowitsch, des Hofministers v. Freedericks und des Ministerpräsidenten Stolypin. Nikolai war in der Uniform der Blauen Husaren. Er begrüßte uns kurz und warm und sagte dann:

— Meine Herren, Ich werde mir erlauben, mit einem jeden von Ihnen persönlich zu sprechen. Wir kommen schon herum.

Die Vertreter der Provinz hatten sich vorher im Halbkreis aufgestellt und der Zar begann nun, sich mit uns der Reihe nach zu unterhalten. Die Vorstellung der einzelnen Herren besorgten abwechselnd Stolypin und der Landwirtschaftsminister Kriwoschein.

Am linken Flügel stand der Vertreter des Gouvernements Olonezk. Der Zar wandte sich an ihn mit der Frage, wie die Bewohner jenes Gouvernements den Reichtum an Wäldern verwerten und was denn eigentlich mit den vielen Sümpfen angefangen werden solle. Unser Kollege aus dem fernsten Norden erklärte dem Zaren hierauf, welche Arbeiten schon im Gange seien und welche noch in Angriff genommen werden sollen.

Aus den Unterhaltungen des Kaisers mit uns, den Vertretern der entlegenen und entlegensten Provinzen seines großen Reiches, ersah man, wie gut er über die volkswirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Gegenden Bescheid wußte.

Als ich ihm vorgestellt wurde, sagte er:

— Ihr Name ist mir bekannt.

Hierauf stellte er mir verschiedene Fragen und ich bemühte mich, ihm mit der erforderlichen Kürze die bestmöglichen Antworten zu geben, obwohl das in einem Falle nicht gerade sehr leicht war. Es war das am Schluß des Gespräches. Der Zar fragte mich:

— Welche „landwirtschaftlichen Einrichtungen" haben Sie gegen den Höhenrauch?

Dabei lächelte er ein wenig, woraus ich schloß, daß er die Frage nicht ganz so ernst meinte.

— Noch keine, Eure Kaiserliche Majestät, erwiderte ich, aber mit Gottes Hilfe werden wir auch die noch bekommen.

— Ganz recht, sagte er darauf und verabschiedete sich von mir freundlich mit den Worten:

— Gott, die Wissenschaft und meine Führung werden Ihnen die Möglichkeit geben, Ihre Arbeiten mit Nutzen wie bisher zu tun.

Während des Gespräches selbst mit mir erkundigte sich der Zar nach verschiedenen Einzelheiten meines Landaufteilungssystems, hieß sie gut und fragte auch, woher ich die Anregung zu diesem System habe. Ich erwiderte darauf, ich sei in Amerika gewesen und habe dort die gleichmäßige Parzellenaufteilung des Landes gesehen. Das habe mich veranlaßt, ähnliches für das Wolgagebiet auszuarbeiten. Auch erkundigte sich Nikolai nach verschiedenen Dingen aus dem Leben des Dorfes und fragte so u. a., wie wir an der Wolga die Frage der Viehweide gelöst hätten. Ich sagte ihm, daß die Bauernschaft das gemeinschaftliche Austreiben des Viehes auf die Weide der Einzelweide bevorzuge, daß aber nach meinem System der Landaufteilung nur die Einzelweide oder das Austreiben des Viehes in ganz kleinen Gruppen in Frage kämen. Das sagte dem Zaren zu.

Die Unterredung mit mir dauerte ungefähr 10 Minuten und ich hatte dabei Gelegenheit, die Person des Zaren näher zu sehen. Er war mittleren Wuchses und ziemlich schmächtig. Seine Gesichtsfarbe war gelblich und machte einen ungesunden Eindruck. Rechts über der Stirn zuckte nervös die Narbe, die von einem Attentat auf den Zaren in der Mandschurei, als er noch Thronfolger war, herrührte. Im übrigen schien er uns allen sehr geweckt und intelligent zu sein, ganz im Gegensatz zu dem, was wir vorher von ihm gehört hatten.

Nach Beendigung der Unterredungen wurden wir in einen andern, riesengroßen Saal zu Tisch gebeten. Es gab, wie das ja verständlich ist, üppig und lecker zu essen. Der Zar eröffnete die Tafel mit einem Glückwunsch zu unserer weiteren Arbeit. Wir leerten einige Gläschen vorzüglicher Wodka und dann trugen die bunt gekleideten Hofdiener das Essen in zahlreichen Gängen auf. Auch Wein und Champagner wurde serviert. Vor dem Dessert erhob sich der Zar und verließ mit einigen seiner Begleiter den Saal, nicht ohne uns vorher noch einmal beglückwünscht und launig zugerufen zu haben:

— Sie haben, meine Herren, viel gearbeitet. Lassen Sie heute einmal Sachlichkeiten und Gespräch beiseite und greifen Sie nur tüchtig zu. Wohl bekomm's!

Nach weiterem humorvollen Beisammensein, durch nichts eingeengt — wir waren auf besonderen Hinweis sogar in unserer Alltagskleidung erschienen —, verließen wir nach einiger Zeit das gastliche Palais des Zaren.

Im nächsten Sommer übersandte ich ihm als Geschenk ein Modell meines Landaufteilungs- und -besiedlungssystems. Eine Auszeichnung ist mir vom Zaren durch die Verleihung einer Ehrenmedaille „Für besondere Arbeit" zuteil geworden.

Aus der Hauptstadt Litauens

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Kowno, im Oktober.

Wenn wir die Ostgrenze Deutschlands überschreiten und die doppelte Zoll- und Paßprüfung in Eydtkuhnen und Wirballen überstanden haben, so liegt der neue Osten, so liegt alles das vor uns, was früher Rußland war, und was nun durch das Chaos des Krieges und die Fluten der Revolution zerfiel, um sich zu neuen Staatengebilden zusammenzuballen. Die Tore von Wirballen öffnen sich nach Litauen. Alle alten Aufschriften sind verschwunden, alle Weisungen stehen heute in einer Sprache da, die außer den Einheimischen nur wenige verstehen. Ist doch trotz seiner alten Geschichte und trotz der vielen großen Ueberlieferungen das Litauische erst gemeinsam mit dem selbständigen Staate aus der Tiefe der russischen Unterdrückung an das Licht gekommen und Landessprache geworden. Denn wenn in Kowno auch noch viel russisch und deutsch gesprochen wird, so haben diese Sprachen im amtlichen Verkehr keine Berechtigung mehr, sie sind nicht nur in den Staatsgebäuden, sondern auch an den Straßenaufschriften, Ladenschildern usw. ausgemerzt worden.

Im Weltkrieg hat Kowno eine sehr große Rolle gespielt. Zuerst galt es als uneinnehmbare Festung Rußlands, und dann, als die Festung dem Ansturme der deutschen Heere nicht standhalten konnte und in wenigen Tagen ruhmlos kapitulierte, wurde es bis zum Ende, ja noch über das Kriegsende hinaus, zum Zentralsitz des deutschen Oberkommandos. — Wenn wir die Bahnhofstraße, den jetzigen Witautasprospekt, zum Zentrum der Stadt hinaufgehen, so bleibt der Friedhof rechts liegen, auf dem manche Tausende deutscher Krieger schlummern. Ihre Gräber werden sorgfältig erhalten und pietätvoll gepflegt, vom Reich werden ungefähr 1000 Goldmark jährlich dafür aufgewendet werden müssen.

Der erste Anblick Kownos entspricht heute noch nicht den Anforderungen, die man an eine Reichshauptstadt zu stellen gewohnt ist. — Die Wohnungsnot spottet jeder Beschreibung, und die Preise sind sehr in die Höhe geschraubt. In den besseren Gebäuden sind die Regierungsstellen untergebracht, was dann nachbleibt, ist nach westeuropäischen Begriffen noch recht ärmlich und zum Teil verwahrlost. Zwar tut die Stadtverwaltung soviel sie kann zur Verschönerung Kownos. Auf früher staubigen Plätzen werden Gartenanlagen hergerichtet, hübsche Bürgersteige werden angelegt und manche Neubauten ausgeführt. Dank der reizenden Lage Kownos, zwischen grünen Hügeln und längs des Ufers des Njemen, läßt sich mit wenig Mitteln viel machen. So wird binnen kurzem die neue litauische Hauptstadt den anderen Hauptstädten der Randstaaten nicht mehr nachstehen. Im Herbst werden auch die Wasserleitungen in Ordnung gebracht, und eine elektrische Straßenbahn soll angelegt werden, die die recht primitive Pferdebahn ersetzen soll. Alles das wird Kowno natürlich ein weit schmuckeres Aussehen verleihen.

Ungefähr 75 v. H. der Bevölkerung sind Juden (Kowno mag heute ungefähr 150 000 Einwohner zählen), von denen die meisten in der Altstadt noch immer in kleinen schmutzigen Buden hausen und Handel treiben. Am Sonnabend stockt der meist sehr rege Verkehr, da sehr viele Juden noch streng orthodox sind und von den alten Sabbathgesetzen nicht abweichen wollen. Fast alle Läden bleiben da geschlossen. Die Litauer wieder sind streng katholisch. Die griechisch-orthodoxe Kathedrale, die von den Russen als ein Fremdkörper, als eine Herausforderung und als ein Wahrzeichen ihrer Herrschaft im Zentrum Kownos errichtet worden war, ist jetzt in eine katholische Garnisonkirche umgewandelt worden.

Jetzt, wo die helle Spätherbstsonne Kowno vergoldet, wo grüne Ahornbäume, Kastanien und Akazien alles Häßliche mit ihrem grünen Dach bedecken, wo in den Gärten und auf den Terrassen Musik ertönt und blonde Litauerinnen und schwarzäugige Jüdinnen und Russinnen, alle mit Luxus und Geschmack gekleidet, Straßen und Plätze erfüllen, jetzt möchte man Kowno doch für eine hübsche Stadt halten, in der es sich gut leben läßt. Auf den Wassern des Njemen glitzert der Sonnenschein und spielt in allen Farben des Spektrums auf den steilen und grünen Höhen von Alexota. Fast jeden Abend schwärmt vom Flugplatz in Alexota her ein Fliegergeschwader über die Stadt und den Strom und übertönt mit lautem Surren das Geplauder der Spaziergänger, die die dumpfen und überfüllten Räume verlassen haben, um sich an der frischen Luft zu erfreuen. Leider ist die Flußpromenade sehr vernachlässigt und baufällig. Bei windigem Wetter ist der Spaziergänger gezwungen, dort Schwaden von Staub zu schlucken. Auch eine kleine Schmalspurbahn nach Kowno-Schanzi keucht, Rauchwolken wälzend, mitten durch das Publikum hindurch. Man hatte bisher wenig für die Strandpromenade getan, weil man immer damit rechnete, daß die Regierung mit ihrem Gefolge bald in die alte Hauptstadt Litauens, in das größere Wilna werde übersiedeln können. Aber der Pariser Gewaltakt des Völkerbundes, der Wilna, trotz der energischen Proteste Litauens, den Polen zusprach, hat diesen Aussichten vorläufig ein Ende gesetzt.

Die Hauptstraße Kownos ist die Laisves Alleja, an ihr liegen die meisten Läden, die Restaurationen, Konditoreien und Hotels. Die Hotels sind ein trauriges Kapitel Kownos; mit Ausnahme von einem oder zweien, verdienen die anderen kaum diesen Namen, sie entsprechen nicht den allerbescheidensten Ansprüchen, die man sonst an Hotels zu stellen pflegt, dabei erheben sie aber Preise, die etwa den Luxushotels in New York entsprechen. Dagegen sind die Restaurationen und namentlich die Konditoreien sehr gut. Das Essen ist, in Goldwährung umgerechnet, auch nicht sehr teuer. Für zwei Lit. 20 Cent, das ist etwa eine Goldmark, erhält man in den guten Restaurationen einen ausgiebigen und schmackhaften Mittagstisch von drei Gängen, dabei sind alle Ersatzmittel, wie Margarine und Palmin, verpönt, alles wird mit guter Butter oder mit Schmalz zubereitet.

An Vergnügungsstätten ist Kowno nicht sehr reich. Außer einigen Kinos und dem Zirkus Salamensky, der seit einigen Monaten in der Hauptstadt Litauens gastiert, gibt es in den Sommermonaten keinen richtigen Erholungsort für die Vergnügungsbedürftigen, es sei denn, daß man den Stadtgarten oder den Nitautasberg als solchen bezeichnen will. Der nach dem größten litauischen König umbenannte Park Nitautas ist wirklich ein Schmuckstück, auf das jede Stadt stolz sein kann. Schattige Wege, lauschige Bänke, hübsch gepflegte Anlagen, Tennisplätze und ein herrlicher Fernblick über die Stadt und den Strom geben dem Spaziergänger alles, was er zur Erholung bedarf. An den Abenden spielt auf dem Berge vor der Gartenrestauration oft ein gutes Orchester. Der Stadtgarten, ganz im Zentrum gelegen, ist klein. Dort finden oft an den warmen Sommerabenden erstklassige Orchesteraufführungen statt, in denen meistens national-litauische musikalische Schöpfungen zur Aufführung gelangen; aber auch fremde Musik wird mit Verständnis gepflegt.

Das Leben auf den Straßen und in den Gärten dauert nur bis 1 Uhr nachts. Dann tritt eine volle Ruhepause bis 4 Uhr morgens ein. Wer sich im Laufe dieser drei Nachtstunden ohne einen besonderen Erlaubnisschein auf der Straße ertappen läßt, wird auf die Polizeiwache geführt und oft erst am Morgen entlassen. Begründet wird diese strenge Maßnahme durch den in der Theorie noch immer bestehenden Kriegszustand mit Polen. In der Tat kann niemand wissen, wann und wie dieser den Frieden und das Gleichgewicht im Osten gefährdende Gegensatz aus der Welt geschafft werden kann. Während dort weiter im Osten die Moskauer Sphinx lauert, und am Rhein und an der Ruhr die Hexenküche der Menschen- und Völkerhasser qualmt, sät Polen im Süden Mißtrauen und droht mit Gewalt.

Begegnung Deutschlands mit der Wolga

Ueber der alten Kremlstadt liegt golden und warm das Licht der herbstlichen Sonne. Seine Strahlen gleiten bedachtsam zur Landwirtschaftlichen Ausstellung hinüber, tasten sich an den Pavillons Armeniens, Aserbeidshans, Grusiens und der Ukraine entlang und verfangen sich in den Baulichkeiten des deutschen Kolonistenhauses. Es trägt die Nummer 42 und steht in der Vielfarbigkeit der östlichen Ausstellungsgebäude als Symbol deutschen Fleißes an der Wolga da.

Tagein tagaus kommen und gehen Besucher in Scharen und einzeln, bewundern, schütteln den Kopf ob der Fülle an Arbeit und Leistung, loben und tadeln. Eine Schau der Arbeit muß sich das gefallen lassen, auch die Kritik.

In einer Besuchergruppe erkennt man den ehemaligen deutschen Reichskanzler Dr. Wirth. Er ist mit dem Flugzeug aus Berlin gekommen und kehrt auf ihm auch wieder zurück. Er bleibt hier und da stehen, geht auch in das eine und andere Gebäude, betrachtet.

Auch vor dem Wolgadeutschen Bauernhaus macht er Halt, sieht es sich zuerst von außen an und geht dann hinein. In fernem geprüften Land deutsche Arbeit, Pionierarbeit, redliches Festhalten an Hergebrachtem und doch Versuche mitzugehen. Das Gebiet der Wolgadeutschen beteiligt sich an der russischen Landwirtschaftlichen Ausstellung mit eigenem Häuslein, den Hofgebäuden dazu und — den Menschen. Behüter und Bewacher und gleichzeitig Ausstellungsobjekt ist ein Kolonist von echtem Schrot und Korn. Sein Name ist K. G. Axt, sein Heimatdorf ist Jost auf der Wiesenseite der Wolga. Immer wieder zeigt und erklärt er zusammen mit seiner Frau den Gästen, was sie da vor sich sehen. Und fast regelmäßig fragt er aus, wie das im fernen Zuhause Sitte ist, wenn man einem begegnet, den man nicht kennt, für den man aber Interesse hat; wer er sei, woher er komme, was er tue.

Auch den hohen Besucher, Dr. Wirth, begrüßt er nach kolonistischer Art.

— Guten Tag, sagt der Kanzler.

— Schen Dank! erwidert ihm der Vetter Axt.

Sie kommen ins Gespräch und Vater Axt stellt dem Kanzler nun die heimatlichen Fragen:

— Gell, Ihr seid än Deitscher?

— Ja, sagt Dr. Wirth, ich bin ein Deutscher.

— Wo seid Ihr dann her?

— Aus Deutschland.

— Un was habt Ihr fir ein Geschäft?

— Ich war Reichskanzler in Deutschland, belehrt der Staatsmann aus dem Westen den deutschen Wolgabauern. Jetzt bin ich auf Reisen, will mir die Welt ansehen und mal Umschau halten, wo das geplagte Deutschland sich wirtschaftlich betätigen kann.

— Aha.

Vater Axt nickt voller Verständnis. Ja, ja, auch das große Deutschland hat seine Sorg und Plag. Die Kerle, die Franzosen, sitzen ihm im Genick und quälen es. Soll sie ja doch der Soundso holen, alle miteinander. — E — ech, seufzt der Alte, wenn mir nar all so könnte, wie mer wöllte!

Sie unterhalten sich noch ein Weilchen, Dr. Wirth freut sich darüber, daß die Wolgadeutschen ihre Sprache und ihr Wesen erhalten haben. Dann setzt der Gast seine Besichtigung fort.

Als er geht, sieht ihm das Kolonistenpaar nach und in Kopf und Busen des biederen Bauern gehen Gedanken und Gefühle hin und her. Er, der Mann aus der östlichen Steppe, und da der große Staatsmann aus dem lieben alten schönen Deutschland. Einmal, nur einmal möchte er mit einem Auge in das väterliche Land hineinsehen können, wie ein Mäuschen nur, wenns nicht anders sein kann.

So hat sich an einem Herbsttag, an dem die goldene Sonne warme zuversichtliche und verheißende Strahlen in die Welt sandte, eine Begegnung vollzogen zwischen einem Vertreter des deutschen Stammlandes und einem Vertreter des wetterfesten derben wolgadeutschen Bauernschlags, eine Begegnung in einer alten und großen schönen russischen Stadt, in Moskau. Die Sonne wird weiter scheinen und die Arbeit wird allen wieder Ruhe bringen und allen Zufriedenheit.

— Wann die Leit nar immer meh schaffe wollte und sich net soviel streite täte, do geng die Sach' schon, meint der Vater Axt für sich, und er hat Recht damit. Denn: Wann des Deitschland net soviel schaffe tät, wär's schon längst bei all'ne Deiwel!

Ja, Vetter Axt, Ihr hot Recht!

—ck.

Die deutsche Presse in den U.S.A.

Von unserem New Yorker Mitarbeiter Felix Schmidt.

New York, September 1923.

Die deutsch-amerikanische Presse, die in ihrer weiten Verbreitung über das Gebiet der Union ein außerordentlicher Faktor für das Deutschtum in Amerika war, ist durch den Krieg bis auf ein Drittel ihrer einstigen Stärke zusammengeschmolzen. Von den noch vorhandenen, etwa 200 deutschsprachigen Zeitungen erscheinen vielleicht 70 nur noch täglich, der Rest lediglich halbwöchentlich, wöchentlich oder gar monatlich. In die erwähnte Gesamtzahl sind aber auch schon die Logen-, Vereins- und religiösen Blätter miteingeschlossen. Vor dem Krieg gab es kaum einen Staat in der Union, in dem nicht wenigstens eine Zeitung in deutscher Sprache erschien. Jetzt werden in 16 Staaten deutsche Zeitungen überhaupt nicht mehr herausgegeben; in vielen besteht nur noch ein einziges Blatt und fristet ein bescheidenes Dasein. Aber auch in den übrigen Staaten, selbst in denen mit starker Bevölkerung deutscher Abstammung, hat sich die Zahl der deutschen Zeitungen wesentlich verringert.

Der Hauptgrund für das Verschwinden der meisten deutschen Zeitungen in Amerika während des Weltkrieges war wirtschaftlicher Art. Die deutschen Zeitungen wurden von den großen amerikanischen Geschäftsleuten einfach boykottiert und konnten deswegen den Zeitungsbetrieb finanziell nicht mehr länger aufrechterhalten. Bei größeren Blättern war es wieder sehr schwierig, den Abonnenten die Zeitungen überhaupt zuzustellen. Die Zeitungsjungen weigerten sich, deutsche Zeitungen auszutragen; wurden doch etliche deswegen in einigen amerikanischen Großstädten vom nationalistisch aufgestachelten Mob sogar überfallen. Man entriß ihnen die deutschen Blätter und verbrannte sie öffentlich auf einem Platz, veranstaltete also ein regelrechtes Autodafe. Kein Zeitungsverkaufsstand durfte es wagen, eine deutschsprachige Zeitung auszulegen. Die Leser der deutschen Zeitungen holten sich ihre Zeitung entweder im Vorbeigehen bei der Expedition des Blattes ab oder von einem deutsch-amerikanischen Geschäftsmann in der Nachbarschaft, der die ihm täglich in einem unauffälligen Paket zugestellten Exemplare sorgfältig versteckt unter dem Ladentisch liegen hatte und sie den ihm persönlich bekannten Abonnenten heimlich und verstohlen zustecke.

Mit dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg wurde über die deutschsprachige Presse eine strenge Zensur verhängt. Jeder politische Artikel mußte ins Englische übersetzt und dem Zensurbeamten vor dem Erscheinen unterbreitet werden, außerdem dann natürlich auch noch ein oder mehrere Exemplare des fertigen Blattes. Wie mir von dem Hauptschriftleiter einer angesehenen deutsch-amerikanischen Tageszeitung im mittleren Westen mitgeteilt wurde, war man dabei manchmal der Willkür irgendeines übelgesinnten Zensur-Mitarbeiters auf Gnade und Ungnade ausgesetzt. So zeigte sich einmal die Zensurbehörde besonders rigoros gegen die hier in Betracht kommende Zeitung. Da man sich von seiten der Redaktion aber keiner Uebertretung der Zensurvorschriften bewußt war, so sprach der Hauptschriftleiter schließlich persönlich bei der vorgesetzten Dienststelle der örtlichen Zensurbehörde vor. Dort stellte sich nun zu seinem Erstaunen heraus, daß der Zeitung das Erscheinen einiger Hetzartikel in die Schuhe geschoben worden war, die überhaupt niemals in dem Blatt veröffentlicht waren. Später klärte sich der Vorfall dann dergestalt auf, daß als geistiger Urheber dieses hinterhältigen Streiches ein früher von der Zeitung öfters angegriffener Politiker in Frage kam, der auf solche Weise sein Mütchen an dem Blatt kühlen wollte.

Manche Redakteure und Herausgeber mußten sich sogar tagelang verstecken und auf Umwegen nach Hause gehen, um nicht belästigt zu werden. Diejenigen Redakteure, die nicht amerikanische Bürger waren, wurden in einigen Staaten beim Eintritt Amerikas in den Weltkrieg verhaftet und nach Konzentrationslagern geschafft. Aber auch das Setzerpersonal suchte man den deutschen Zeitungen zu entziehen. So wurde z. B. in einigen amerikanischen Großstädten bestimmt, daß kein Deutscher, der nicht amerikanischer Bürger geworden war oder es noch nicht sein konnte, in einem Betrieb arbeiten durfte, der sich im Umkreis von einer Meile vom Hauptpostamt befand. Nun liegt in den meisten amerikanischen Großstädten das Hauptpostamt aber im Zentrum des Geschäftsviertels, wo natürlich auch die Zeitungen ihre Betriebe haben.

Soweit die deutsch-amerikanischen Zeitungen die für viele von ihnen so verhängnisvoll gewordenen Kriegsjahre glücklich überstanden, befinden sie sich jetzt erfreulicherweise aber wieder auf der aufsteigenden Linie. Man kann sogar feststellen, daß sie seit dem Ende des Weltkrieges, namentlich im letzten Jahr ganz bedeutend an Einfluß gewonnen haben, während dagegen die englisch-amerikanische Presse infolge ihrer rigorosen Hetze während der Kriegsjahre an Schlagkraft eingebüßt hat. Das trat z. B. bei den letzten Stadtwahlen in Chicago klar zutage, wo sich das Deutschtum zu einem „Bürgerbund" kräftig zusammengeschlossen hatte und fest zu seiner Presse hielt. Aber auch in einer anderen amerikanischen Großstadt im mittleren Westen, am schönen Eriesee gelegen, hat die dort erscheinende deutsche Tageszeitung ihren Bürgermeister-Kandidaten deutscher Herkunft durchgedrückt, obgleich die gesamte englisch-amerikanische Presse, und es befindet sich dort ein englisch-amerikanisches Blatt, das im ganzen Lande eine führende Rolle spielt, gegen diesen Kandidaten als Nachkommen eines Deutschen rücksichtslos gehetzt und geschimpft hatte.

Aber auch Amerikaner, die keinerlei Beziehungen zu Deutschland selbst haben, und die sich früher nicht im geringsten um die deutsch-amerikanische Presse bekümmerten, lesen die am Ort erscheinende Zeitung vielfach nur, wie mir kürzlich versichert wurde, um so ein korrektes Bild von dem Elend in Deutschland zu erhalten, worüber die englisch-amerikanische Presse häufig noch immer nur recht spärlich und versteckt berichtet. Manchmal lassen sich Amerikaner von ihren deutschsprechenden Freunden Artikel aus dem Deutschen ins Englische übersetzen. Verschiedene deutsch-amerikanische Zeitungen tragen deswegen diesem Bedürfnis der Amerikaner auch Rechnung, indem sie in jeder Ausgabe einen Leitartikel in englischer Sprache veröffentlichen, der vielfach der deutschfreundlich gesinnten „Nation" oder den „Issues of to-day" entnommen wird.

Die Redaktionen der deutsch-amerikanischen Blätter werden jetzt vielfach mit Manuskripten von deutschen Tagesschriftstellern überflutet. Aber nur in den allerseltensten Fällen kann von den Angeboten Gebrauch gemacht werden. Was in Deutschland gewiß jeden Zeitungsleser interessieren würde, ist hierzulande absolut nicht zu verwerten. Man muß Amerika schon aus eigener Erfahrung kennen, um den richtigen Ton und Geschmack des hiesigen Lesepublikums von Deutschland aus befriedigen zu können. Die bekannte Phraseologie, mit der man in Deutschland vielfach manche amerikanische Errungenschaft oder Einrichtung, sei es verherrlichend oder verkleinernd zu umkleiden pflegt, faßt niemals das Richtige und wirkt hier nur banal.

Wünschens- und begrüßenswert würde es sein, wenn sich ein engeres Zusammenarbeiten der deutsch-amerikanischen Presse und der Presse in Deutschland ermöglichen ließ, was aber wohl kaum zu erreichen sein dürfte, da auf beiden Seiten gewisse zu stark vorherrschende redaktionelle Voreingenommenheiten vorherrschen. Jedenfalls sei aber festgestellt, daß die deutsch-amerikanische Presse hierzulande ein gewaltiges Stück deutscher Kulturarbeit verrichtet, was man in Deutschland nicht übersehen sollte.

Die Räuber am Köhlerhof

Während des Bürgerkriegs und der großen Hungersnot hat sich das Räuberunwesen an der Wolga ausgebreitet. Die Ueberfälle erinnern mitunter an die ersten Zeiten der Ansiedlung der Wolgadeutschen. Doch wird heute auf die Räuber ganz besonders Acht gegeben. Die nachstehende Schilderung entnehmen wir den Pokrowsker „Nachrichten".

Die Schriftltg.

... Ende August fuhr der Bürger Johannes Niedental mit seinem Schwager Lorey nach Saratow, um allerlei für seine Wirtschaft einzukaufen. Gleichzeitig wollte er seinen Sohn Heinrich besuchen, der in Saratow Medizin studiert und dem er von zuhause Lebensmittel mitbrachte. In Saratow kamen beide glücklich an und erledigten auch bald alle ihre Aufträge und Geschäfte. Am 2. September fuhren sie von Saratow auf dem Wagen wieder ihrem Heimatsdorfe zu.

Als sie sich dem auf der Bergseite wohlbekannten „Köhlerdorf" näherten, wurden sie von drei bewaffneten Räubern angehalten, die Niedental 10 000 Rubel Ausgabe 1923 (ca. 15 Dollar, Red. d. Wd.) und seine Sachen wegnahmen. Man hätte ihnen wohl auch noch die Pferde, vielleicht auch das Leben genommen, wäre nicht in der Ferne ein Wagen angerollt gekommen, von dem man heiteres Singen vernahm. Die drei Räuber befahlen Niedental und Lorey, so schnell wie möglich auf ihren Wagen zu steigen und schleunigst davonzufahren, wenn nicht, so würden Kugeln nachgeschickt. Niedental und Lorey gehorchten. Nach einiger Zeit hielten sie an und warteten auf den näherkommenden Wagen. Auf ihm fuhren 18 Arbeiter zur Arbeit.

Der Sachverhalt wurde ihnen erzählt.

Einer der Arbeiter erkundigte sich, ob unter den Räubern nicht einer mit einem verbundenen Auge gewesen sei. Ja, war die Antwort. „Nun, das ist der Förster aus dem Wald" sagte der Arbeiter. Man beriet sich und beschloß sofort in den Wald zu gehen, wo der Förster sein Häuschen hat, da er dort jetzt unbedingt anzutreffen sei. Niedental wollte nicht, da die Räuber bewaffnet waren, und sie mit bloßer Hand, meinte er, wohl wenig ausrichten könnten.

„Dummheiten" — sagten die Arbeiter. Wir sind 18 und ihr seid 2, alle zwanzig schießen sie nicht weg und wir fangen sie sicher."

Am Häuschen angekommen, fand man es verriegelt und verschlossen.

„Wir fahren in das nächstliegende russische Dorf Rybuschka, wo der Förster zuhause ist."

In Rybuschka (18 Werst von Beideck) fand man wirklich mit Hilfe des Sowets — das „zugebundene Auge". Doch von seinen Kameraden gab er niemanden an und weigerte sich kategorisch auf Fragen zu antworten.

Er wurde nach dem Kreisdorf Popowka gebracht, wo ihm die „Revolutions-Gesetze" in gesetzlicher Weise verständlich gemacht wurden. Er gab dann seine Kameraden an, diese gaben andere, die andern die dritten heraus — bis dreizehn Räuber in Reih und Glied dastanden. Unter ihnen sollen gewisse Rezidivisten und Verbrecher sein, die schon manchen Raub und Mord auf dem Gewissen haben.

Es ist Zeit, daß, der Weg von Saratow in die Bergseite Kolonien gesäubert wird, denn in letzter Zeit konnte man den Weg und besonders am „Köhlerhof", ohne um sein Leben zu zittern, nicht mehr ruhig fahren.

Der Tod im Gartenhaus

Es ist in den letzten Wochen so viel geschrieben worden über die Brutalität und Gefühlsroheit der Franzosen. Man hörte täglich, fast stündlich von rücksichtslosen Vertreibungen, Verhaftungen, Verurteilungen, Mißhandlungen, Morden, Straßen- und Bankrauben, Vergewaltigungen usf. Sind die Franzosen wirklich so verkommene Menschen, die nur darauf sinnen, die Bevölkerung der von ihnen gegen Gesetz, Vertrag und Recht besetzten Gebiete zu quälen? Ich wurde kürzlich anderen Sinnes. Da bewegte sich durch die Straßen Bochums ein Gefährt, dessen Aufmachung auf Gemütstiefe der Veranstalter schließen ließ. Auf einem Wagen war ein wunderliches kleines Gartenhäuschen aufgebaut, dessen frisches Ziegelrot mit leuchtenden weißen Fugen und den grünen Türen und Fenstern ein so entzückendes Bild abgab, daß Erwachsene ihre Freude daran hatten und die Kinder vor Vergnügen in die Hände klatschten. Die Freude wurde auch dadurch nicht getrübt, als man erkennen mußte, daß dieses Bild des Friedens getragen wurde von einem französischen Tank, von dem man nur die unflätig breiten und schweren Raupenräder sah. Ich sagte mir, die Franzosen haben sicherlich erkannt, daß diese Tanks inmitten einer friedlichen, waffenlosen Bevölkerung mehr als überflüssige Vehikel sind; um die gedrückte Stimmung wieder etwas freundlicher zu gestalten, haben sie diese Ungetüme zu Gartenhäuschen umgewandelt, die sie durch die Straßen fahren, damit Alt und Jung sich darüber freue.

*

Wenige Tage später mußte ich notwendig nach A., leider lag die französische Sperrgrenze davor. Da es aussichtslos war, einen „Geleitschein" zu erhalten, so unternahm ich den Versuch, auf bekannten verschwiegenen Pfaden ins freie Deutschland zu gelangen. Alles schien gut zu gehen. Da stutzte ich: Mitten in einem Kartoffelfeld, kaum hundert Meter vor der Sperrgrenze steht ein reizendes Gartenhäuschen. Ich konnte mich nicht erinnern, es je dort gesehen zu haben und dennoch kam mir's bekannt vor. Ich konnte mir die Erscheinung nicht recht erklären, hatte aber das bestimmte Gefühl, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Und wie ich noch stehe und überlege, höre ich aus der Richtung des Gartenhäuschen — Maschinengewehrfeuer und in der Ferne jenseits der Sperrlinie kann ich gerade noch beobachten, wie zwei Männer in eiliger Flucht davon — und zu Boden stürzen. Unwillkürlich habe auch ich mich zu Boden geworfen. Wenige Minuten darauf sehe ich, wie aus dem Gartenhaus im Kartoffelfeld — zwei Poilus in voller Kriegsausrüstung treten, die lachend und übermütig sich darüber unterhielten, wie ihr „Gartenhaus" die dummen „Boches" anziehe, die über die Grenze zu kommen suchten.

*

Jetzt wurde mir alles klar, es wurde mir auch klar, wo ich dieses friedliche Häuschen bereits gesehen hatte: in den Straßen Bochums, wo sich Groß und Klein darüber freute. Und nun wußte ich, was es mit dieser „friedfertigen" Gesinnung der Franzosen auf sich hatte. Sie benutzten diese Maskerade für ihre Tanks, um die Personen, die es nicht verstehen können und wollen, daß mitten durch ihre Heimatfluren eine Linie gezogen wurde, die zu überschreiten für sie von fremder Macht verboten ist, an sich zu locken, um sie dem Tod oder der Gefangenschaft in die Arme zu treiben. Ich wußte nun, daß in diesem Gartenhäuschen in den Heimatfluren an Ruhr und Lippe der Tod in der Gestalt grinsender, zynisch lachender Poilus sitzt. Und ich wußte auch, daß ich niemals wieder daran glauben kann, daß die Franzosen an der Ruhr eine andere Gesinnung haben, als zu rauben, zu foltern, zu schänden und zu morden. Das weiß ich durch das Gartenhaus an der Ruhr. L. W.

Aus Rußland

Getreidepreise. Die Getreidepreise auf dem russischen Markt weisen seit Anfang September eine recht bedeutende Steigerung auf, die die Kurssteigerung des Goldes und ausländischer Valuta überholt hat. In Noworossisk bestehen zurzeit folgende Preise auf Getreide:

Der Roman des Gartens

Von Elsa Maria Bud.

Könnte ich schreiben, was ich wollte, so schriebe ich wohl den unerhört spannenden Roman vom Garten.

Ich würde erzählen, wie er der Schicksalsrahmen von unzähligen Existenzen war. Wie Lust und Leiden, Wachheit und Traum, Kampf und Arbeit sein umblühtes Antlitz bildeten und es immer mannigfacher und reicher im Ausdruck schufen, Jahr bei Jahr. Ich würde die Charaktere der Bäume schildern, der herrischen, die alles Licht an sich rauben wollten, der feinfühligen und scheuen, die ihre Astarme nie weit vom Leibe reckten und an denen alles ein stilles, steiles Emporleuchten war. Ich würde es zu deuten suchen, daß es auch gewundene, kriecherische Charaktere unter ihnen gab, die nie aus Eigenem den Griff ins Himmelsland hätten tun können, die eines breiten, treuen duldenden Trägers aus ihrem Volke bedurften.

Und die Geschichte jenes Garteneckchens wollte ich schildern, wo die strauchigen Fruchtträgerinnen, klein und stachlig oft und mit spitzen Reden untereinander, wie eine Kleinstadt beisammenhockten. Wo eines die Alltagsmühe vom anderen wußte, beinahe mit jedem Atemzuge sich kannte. Und mit allen Regungen, allem Schönen und Abscheulichen des Gefühls fest ineinander geknotet, in vielfältigen Verästelungen des Lebens zusammengefilzt war. In diesen Kreis unermüdlich fleißiger, unschöner Weiblein, die ihre Lebensmühe an den Nachwuchs setzten und nicht Zeit fanden, wohlfrisiert und anmutig zu sein, wurde nichts Neues und Fremdes hineingelassen; man lebte bäuerlich abweisend; das Fremde war immer das Feindliche. So wäre auch ihre Geschichte, schriebe ich sie, ein Umeinanderdrehen von Gevattern und Paten, Großtanten, Milchschwestern.

Auf kleinstem Fleckchen ein haderndes, mißgönnendes, dann wieder getreues und mitleidiges Gesamtleben, in dem Einzelnes verschwämme. Selbst der Tragik müßte in diesem Daseinswinkel noch ein Schmack Lächerlichkeit beiwohnen.

Dann aber würde ich die großen Dramen des Gartens enthüllen; die Sehnsuchts- und Liebesgeschichten der Blumen. Sie, die den Raum von den Königinnen zu den Kokotten in einem Regenbogen überbrücken, sie, die schönen und unnützlichen, gäben die Höhe der Handlung. Wo angreifen, wo enden? Herrliche Bedrängnis der Ueberfülle! Es müßte, wenn etwa von den Maiglocken zu erzählen ist, jedes der Worte schwingend und klingend werden, daß die Seele des Wortes sich mit der Seele der Blume im Einklang fände. Es müßten Maiglockenworte sein, aus denen Duft entsteigt, und das Herz anfüllt wie das Erlebnis eines wirklichen Gartens.

Mögen andere mit Farben und Formen und Tönen bilden und die Sinne des Menschen anrufen — der Dichter kann den Weg durch die Sinne vermeiden. Kein Instrument, das Wort, schlägt den geraden Weg zur Seele an. Er schreibt Zeichen auf Papier, und dem, der sie liest, bricht ein Zauber ins Geheimnis seiner Brust ein, trägt fremde Gefühle, fremde Gedanken hinein. Er muß sie erleiden; tiefinnen erschaut er, was der Bildner ihm zeigt; rundum, mit Farben, Stimmung und Ahnung.

Wird er willig sein, die Entwicklungsgeschichte einer Maiblume in sich nachzuerleben?

Die also anheben könnte: „Mit straffem, enggedrehten Blattröhrchen brach sie eines Morgens aus dem braunen Boden hervor, spitzte die seidengrüne Rundung und entrollte sie facht, unter wohligem Dehnen ins blaue Atmen, das unendlich zart über den Baumsäulen emporwölbte. Und vertraute dem warmen Rieseln um sich, das ins Herz wollte, ins innerste Herz der beiden Blätter. Dort keimte die Lebenslust in einem Glöckchenspiel zum Licht. Wie unreife Perlen, matt vom Geborensein, träumten sie aus Schlaftiefe hinauf; noch bargen sie die kühlglatten Düten vor den Winden der offenen Welt. Aber der Duft schwoll und stärkte sie; Duft trieb in die Glöckchen, straffer wölbte sich Becher nach Becher. Und eine Stunde kam, um Mittag, als die Hummeln mit tiefen Bässen zigeunerhaft um die Obstbäume herumfiedelten, da war das Glockenspiel aufgetan, war übervoll von Freude und läutete berauschenden Duft. —"

Sie wäre voll kleiner Wunder, diese Maiglockengeschichte; aber leise wären die Wunder, sehr leise, und auch Schmerz und Tod wären nur mit leisesten Strichen zu zeichnen. Und auch jene andere Erzählung von der Fliederwolke, die über dem Busch aus unzähligen grünen Herzen schwebte und die sich sehnte, eine Wanderwolke des Himmels zu sein — denn einmal müsse es auch Duft und Blüten regnen. — Ach, auch sie würde nur für feinhörige Ohren vernehmbar sein. Noch aber will man hören, was lärmt und gellt, und so ist zu befürchten, daß niemand den Roman vom Garten lesen mag.

Alleinsein

Von Martha Wertheimer.

Es gibt noch allzu viel Menschen, die sich vor dem Wort „allein" fürchten. Ich habe nie erkennen können, ob sie damit eine Vorstellung von Leere, von Verlorensein verbinden, ob sie sich vor den Gedanken fürchten, die im Alleinsein kommen könnten, oder ob sie sich davor fürchten, daß überhaupt keine Gedanken kommen. Für sie scheint sich Alleinsein mit dem Inhalt Langeweile zu decken. Aber ist das eigentlich möglich, daß man sich in seiner eigenen Gesellschaft langweilt? Oder daß man mitten unter vielen Menschen, zumal wenn sie uns in allen Stunden, die wir feiern dürfen, zahlenmäßig ausdrückbar umdrängen, sich nicht plötzlich heimsehnt zu sich selbst und zu einer Stille, in der wir in uns hineinlauschen können? Und doch muß es mehr von den Furchtsamen geben als von den Mutigen, die sich selbst anschauen wollen. Denn der Begriff des Sonntags, der Erholung, der Feier ist so unglaublich allgemeingültig mit Massen von Menschen, Unterhaltung und Geräusch verbunden.

Ich-allein ist eine kleine Insel, die starre Schroffen hat, die keinem Außen das Landen gestattet. Auf ihr blühen nachmittags, zart durchsonnt von Versen und Musik, ragen reine Stunden tiefer Betrachtung im Spiegel hoher adeliger Schöpfergeister, die vor uns waren, wachsen feine kleine Traurigkeiten aus alten Briefen. Auf der Insel Ich-Allein gibt es graue Nebelabende, die einen roten Korallensaum haben, graue Nebelmäntel, die zu einer milden Melancholie verführen, die süß und lockend ist wie Wein und Tanz. Aber die Schwachen und Mutlosen dürfen sich diesem Nebelzug nicht hingeben — denn sie sind in Gefahr, daß sie sich nicht mehr heimfinden in das tätige Leben, das wache Augen will.

Anders ist das Alleinsein auf weiten Wegen, durch aufgrünende Felder, unter blühenden Kastanien, wenn der Rhythmus des Gehens in uns ist und die weite Schau in unseren Augen. In der Stille wird das Ohr hellhörig für das Seufzen des Baumholzes, für die zahllosen leisen Stimmen zirpender, summender, schwirrender Insekten, für singende und rufende Vögel. Ferner klingendes Arbeitsgeräusch bindet uns an Menschen und Gegenwart, Stimmen der Erde in den gewaltig schaffenden Umkreis des Werdens. Ich-Allein heißt die Einsamkeit zwischen ihnen, aus der die Kraft kommt, die uns menschennah macht, zu Unerstarrtem, lebendig Werdendem zugleich.

Aber die Einsamkeit auf einem Berg, der hohe Gipfel nah begrüßt, ist größer — und bedrückender. — Man muß ein festes Herz haben und es hart in den Händen halten, wenn es nicht zagen und jammern soll in seiner Kleinheit bei den großen Bergen. Linder und leiser ist die Märcheneinsamkeit der roten Heide, meiner fernen roten Heide, die alles Glück der Sommertage hat.

Ich-Allein ist eine Insel, die schroff von sich kehrt. Es ist gut, zu manchen Stunden seines Lebens sich in Einsamkeiten zu wissen. Denn nur in ihnen lernt man das selige Heimweh und die schenkende Sehnsucht nach dem heiligen Du.

Weizen — 1 Goldrbl., Roggen — 80 Kopeken, Gerste 60 Kopeken. Die Transport- und sonstigen Spesen bis zum Hafen Noworossisk sind auf 55½ Kopeken pro Pud festgesetzt worden.

Die bisherigen Ergebnisse der russischen Getreideausfuhr. Wie der Ost-Expreß von zuständiger Stelle erfährt, sind vom 1. Oktober 1922 bis zum 1. Oktober d. J. insgesamt 44 810 000 Pud Getreide exportiert worden. Nach den Getreidearten verteilt sich diese Menge wie folgt: Roggen — 27 919 000 Pud, Oelkuchen — 6 880 000 Pud, Gerste — 4 189 000, Hafer — 1 450 000. Auf die einzelnen Länder verteilt sich die Ausfuhr folgendermaßen: Deutschland — 28 000 000, Finnland — 4 904 000, Dänemark — 4 785 000, Holland — 2 178 000, Lettland — 1 286 000, England — 1 202 000 Pud usw.

Die Neuwahlen der Somjets. Die Neuwahlen zu den Somjets, die im September begonnen haben, und allmählich in dem ganzen Gebiete des Sowjetbundes durchgeführt werden, bis im Endergebnis gegen Jahresschluß der Rätekongreß in Moskau zusammentreten kann, sind bisher in 15 Gouvernements des Nordens und des Südens abgeschlossen worden. Die Ergebnisse sind ähnlich wie in früheren Jahren: auf der untersten Stufe, den Dorfsowjets, sind nach den amtlichen Ziffern 11,6 Proz. Kommunisten gewählt worden. In den höheren Stufen aber, in denen das Wahlverfahren den proletarischen Elementen einen wesentlichen Vorrang vor den bäuerlichen gibt, gewinnen die Kommunisten das Uebergewicht. Schon in den Gemeindesowjets (Wolost) erhielten die Kommunisten 49,3 Proz., in den Kreiskongressen 56,5 Proz., in den Gouvernements-Rätekongressen 71,4 Proz. und in den Gouvernements-Exekutivkomitees 88,2 Proz. Die Wahlen werden fortgesetzt.

Gerichtliches. Im Zusammenhang mit der Aufsehen erregenden Verhaftung des Leiters der Moskauer Industrie- und Handelsbank Krasnoschtschekow, sind, wie der Ost-Expreß meldet, 25 höhere Angestellte verschiedener staatlicher Trusts verhaftet worden, denen zumungunsten anderer staatlicher Unternehmen seitens der Industrie- und Handelsbank Kredite gewährt worden sind, ohne daß dies sachlich begründet worden wäre. In der Leitung der Industrie- und Handelsbank dagegen ist keine weitere Verhaftung vorgekommen. — Dieser Tage begann vor dem Kriegskollegium des Obersten Gerichts ein sensationeller Prozeß gegen 62 ehemalige Leiter und Beamte des Hauptwirtschaftsamtes der Marine. Unter den Angeklagten befinden sich der frühere Leiter des Amtes und mehrere hohe Beamte, die zusammen mit vielen ihrer Kollegen beschuldigt werden, bei Lieferungen große Unterschlagungen begangen und Bestechungsgelder entgegengenommen zu haben.

Die Rübenernte. Nach Angaben des staatlichen Zuckertrustes sollen in diesem Jahre bei einer Rübenanbaufläche von 25 000 Hektar insgesamt 18,9 Millionen Pud (300 000 To.) Zucker gewonnen werden. Die Rüben werden in diesem Jahre in za. 110 Betrieben verarbeitet. Mehrere größere Posten von Auslandszucker, deren Einfuhr verschiedenen genossenschaftlichen und staatlichen Organen gestattet war, sind bereits auf den Inlandsmarkt gekommen und haben die sprunghafte Erhöhung der Zuckerpreise zum Stillstand gebracht. Die Verpachtung von Zuckerfabriken wird langsam in die Wege geleitet. Zurzeit sind 14 Zuckerfabriken verpachtet, wobei der staatliche Zuckertrust mit 5 bis 15 % am Gewinn beteiligt ist.

Das Zeitungswesen. Nach einer amtlichen Statistik gibt es in Rußland heute 590 Zeitungen und 565 Zeitschriften. Die Zeitungen erscheinen in einer Gesamtauflage von etwas über 2 Millionen Exemplaren. Sämtliche Presseerzeugnisse, mit Ausnahme einiger Fachschriften, werden von den Aemtern, der Kom. Partei und den Gewerkschaften herausgegeben und gelenkt. Eine unabhängige Presse gibt es noch nicht.

Gegenseitige Bauernhilfe. Die Komitees der Bauern zur gegenseitigen Hilfe haben im Omsker Gouvernement eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet. Im Frühling wurden in den Gouvernementskreisen von Omsk, Tatarsk und Slawgorodsk u. a. Fonds zur kollektiven Aussaat gesammelt. Das arbeitende Bauerntum dieser Kreise kam mit Verständnis und Anteilnahme diesem Unternehmen entgegen. Die Komitees haben in jedem Gouvernement 6000 Deßjatinen bebaut, und es muß bemerkt werden, daß es fast kein Dorf gibt, wo nicht wenigstens 500 Deßjatinen bebaut wurden. Auch besondere Amtsbezirkskomitees haben eine Fläche von 400 Deßjatinen bearbeitet. Das Bauerntum folgte freudig dem Rufe der Komitees. Ihre Mehrheit besteht aus armen und mittleren Bauern. Die Goldstimmen, die sich durch Selbstbesteuerung ergeben, bleiben in den Amtsbezirken. Die Fonds der Kreiskomitees entstehen durch eigene Kraft. Ende Juli fanden Pleenartagungen der Komitees für Hilfeleistungen aller Kreis- und Amtsbezirke statt.

Goldgewinnung. In den Goldwäschereien von Badeibinsk sind vom 1. Oktober 1922 bis zum 1. Juni 1923 215 Pud Gold gewaschen worden, im Durchschnitt also 27 Pud im Monat. Aus jedem Kubik Sand wird bis zu 100 Solotnik (1 = 4,266 Gramm) Gold, also ein hoher Prozentsatz gewonnen.

Baumwolle in Turkestan. Nach den letzten Meldungen der Baumwollzentrale sind die Aussichten für die Baumwollernte in Turkestan im Jahre 1923 erheblich besser als man angenommen hatte. Statt 40 Pud pro Deßjatin wird die Ernte durchschnittlich 60 Pud pro Deßjatin, auf Neuland sogar 80 bis 160 Pud geschätzt. Wenn die Herbstwitterung so günstig bleibt, so kann sich die Ernte sogar noch um 15—20 % verbessern und wäglicherweise 75 Pud pro Deßjatin betragen. Eine solche gute Ernte ist unter anderem auch damit zu erklären, daß das System der Bewässerungsanlagen für Turkestan fertiggestellt worden ist.

Tabak. Seit 1922 hat sich die Anbaufläche für Tabak, die seit den Kriegsjahren sehr eingeschränkt worden war, bis auf 15 000 Deßjatinen vergrößert (im ganzen Reich außer dem Kaukasusgebiet), was 25—30 % des Jahres 1917 beträgt. Besondere Erweiterungen haben das Kuban-Schwarzmeergebiet, die Ukraine und die Krim zu verzeichnen.

Kleine Notizen. Rußland hat in diesem Jahre aus England 47 879 Tonnen Kohlen eingeführt. — In Moskau erscheint demnächst in 4 Bänden der gesamte Brief- und Telegrammwechsel zwischen Nikolai II. und der Zarin Alexandra. — In der deutschen Buchausstellung in Moskau fand die Vorführung neuer deutscher Musikwerke großen Beifall. — Für die Erforschung der Psychologie der Verbrecher ist in Moskau ein besonderes wissenschaftliches Institut gebildet worden. — Nach Vorkriegsmuster hatten die Goldgewinnungsarbeiter am Lenafluß in Sibirien beschlossen, einen Teil ihrer Entlohnung in „Wodka" zu verlangen. Das Zentralkomitee der Bergarbeiter protestiert dagegen. — In Anbetracht der fortschreitenden Einbürgerung der stabilen Tscherwonezbanknoten hat die Warenbörse in Pensa beschlossen, die Preisnotierungen nur noch in Tscherwonez vorzunehmen. — Für einen Tscherwonez wurden Ende September in Moskau amtlich 3900 Sowjetrubel 1923 er Ausgabe gezahlt, für 1 Pfd. Sterling 3670, für 1 Dollar 800 Rbl. — Der Allruss. Genossenschaftsverband hat seit dem 1. 1. 23 für 11½ Millionen Goldrubel Rauchwaren, Faserstoffe, Hanf, Leder, Seide und Wolle nach England, Amerika, Deutschland, Frankreich und die Randstaaten ausgeführt. — Die Beamtengehälter werden auf Kosten des Beamtenabbaues erhöht. Das kleinste Grundgehalt soll im Monat 6,20 Goldrubel betragen. — Alle größeren Handels- und Industrieunternehmen sind zur doppelten Buchführung verpflichtet worden. Die Vorschriften richten sich nach ausländischem Muster. — Auf Grund einer neuen Steuervorschrift in Moskau zahlen Personen, die nicht von ihrem Arbeitseinkommen leben, für jeden Hausangestellten 5, Werktätige zahlen 2,50 Goldrubel Steuern. — Die Goldanleihe ist vom 1. 1. 23 bis 5. 9. 23 mit 42 Proz. gezeichnet worden. — In den letzten 2 Jahren sind 57 Proz. der zur Verpachtung vorgesehenen nationalisierten Betriebe verpachtet worden. — Die diesjährige Gesamternte an Flachs wird amtlich mit 16 Millionen Pud angegeben. — Die Zahl der Arbeitslosen hat ½ Million überstiegen. — Dem amerikanischen Senator King und anderen Amerikanern wurden während ihres Aufenthaltes in Moskau von Sowjetbeamten einige Gefängnisse gezeigt, u. a. das vielgenannte Butyrske Gefängnis, wo sie den Bischof Cisylak besuchten. — Die vom Otto Wolff-Konzern gegründete russisch-deutsche Aktiengesellschaft hat im verflossenen Geschäftsjahr für 10 Millionen Goldrubel importiert und exportiert.

Aus Emigrantenkreisen

Verlassen die russischen Emigranten Deutschland? Die kritischen Ereignisse in Deutschland bleiben naturgemäß nicht ohne Einwirkung auf die russischen Emigranten. Das Sinken wohlhabender Schichten und das Aufsteigen ärmerer Schichten in die besitzenden vollzieht sich ja seit Jahr und Tag. Aber gerade in der vornehmlich wirtschaftlichen Bedrängnis ist Deutschland, und hier Berlin, zum Zentrum des russischen Emigrantentums geworden. Die neuerliche politische Zuspitzung der Ereignisse in Deutschland soll Zehntausende von Emigranten veranlaßt haben, ins Ausland zu flüchten. In letzter Zeit sollen, sagt man, über 50 000 Visen nach Frankreich, Belgien, nach den Balkanstaaten usw. erteilt worden sein. Durch diese „Panik" sah sich der „Rul" veranlaßt, die Frage der Abwanderung russischer Emigranten aus Deutschland zu untersuchen. Auf Grund von Angaben der verschiedenen Konsulate und eigener Feststellungen kommt genannte russische Zeitung zu dem Schluß, daß eine Massenabwanderung von Russen aus Deutschland nicht stattfindet. Freilich seien in letzter Zeit vom französischen Konsulat in Berlin gegen 3000 Visen an Russen erteilt worden, die in die vom Krieg besonders betroffenen Gebiete zu Wiederaufbauarbeiten reisen. Andere Konsulate hätten noch weniger Visen erteilt. Was bedeute das gegen 300 000 Emigranten, die Berlin beherbergt? Die Not unter den russ. Emigranten Berlins sei aber groß und verstärke sich zusehends. Viele sitzen völlig ohne Mittel da und sind ausschließlich auf Wohltätigkeit angewiesen. „Politische Gründe jedoch erregen nur bei denen Panik", schließt der „Rul" seine Betrachtung, „die für sie empfänglich sind. In Wirklichkeit bilden sie fürs erste keinen Grund zur Massenabwanderung. Berlin ist, was die „Paniker" auch sagen mögen, noch immer das Zentrum des russischen Emigrantentums und wird es anscheinend auch noch lange bleiben." An der Behebung der Wirtschaftsnot wird unausgesetzt gearbeitet.

Schließung der Wünsdorfer russ. Technischen Schule. Die schweren Wirtschaftsverhältnisse in Deutschland berauben die amerikanischen Freunde der Wünsdorfer russischen Technischen Schule bei Berlin der Möglichkeit, die Schule weiter zu unterstützen. Aus diesem Grunde sieht sich die Schule genötigt, ihre Pforten am 16. Oktober zu schließen. Die Wünsdorfer Schule erfreute sich unter den russischen Emigranten großer Beliebtheit. Eine ganze Reihe junger Russen hat hier gründliche landwirtschaftliche oder technische Ausbildung (Maschinenbau) erhalten. Allein in diesem Herbst waren der Schule aus den verschiedensten Ländern Europas za. 1400 Aufnahmegesuche zugegangen, die nun leider unberücksichtigt bleiben müssen. Mit der Schließung der Schule sieht sich eine größere Zahl von Studenten gezwungen, ihre Ausbildung zu unterbrechen. Das Eingehen der Schule bedeutet einen schweren Schlag für die russische Emigrantenjugend.

O. E. **Rückkehr russischer Emigranten.** 250 in Japan lebende Russen haben durch das internationale Hilfskomitee für Sowjetrußland in Moskau die Bitte um Erlaubnis zur Rückkehr nach Rußland aussprechen lassen; sie geben an, außerhalb aller Politik zu stehen und nur durch die flüchtenden Weißgardisten seinerzeit von Wladiwostok nach Japan verschleppt worden zu sein. — Der Kurultei (Landtag) von Buchara hat eine Entschließung gefaßt, in welcher der Wunsch ausgedrückt wird, daß allen nach Afghanistan emigrierten Turkmenen die Rückkehr in die turkestanischen Gebiete gestattet werden möge. — Aus Bulgarien und Beßarabien sind in letzter Zeit zahlreiche Emigranten nach Rußland zurückgekehrt.

Von der Wolga

Eine archäologische Expedition. Unter der Leitung des Professors der Saratower Universität Rytow unternahmen fünf Studenten eine archäologische Expedition nach dem Chwalynsker Kreis des Saratower Gouvernements. Der erste Ort, wo sie Halt machten, war das alte Tscheremchanstijsche Franzenkloster. Dieses Kloster ist ganz von Hügeln umgeben, die nicht mehr mit undurchdringlichen Urwäldern bewachsen sind, wie zur Zeit von Mjelnikoff-Pietcherskij, sondern mit mildem Gestrüpp. Von den Hügeln erschließt sich eine sehr schöne Aussicht auf die Wolga. Auf einem der Hügel schreitet man an die erste Aufgabe heran, und es wurden die Ueberreste einer alten Stadt gefunden, die von einem sehr schwachen kulturellen Stand Zeugnis ablegte. Die zweite Stelle war das Dorf „Die alte Jablonka". Am Fuße eines dort liegenden Hügels befindet sich eine tausendjährige Eiche, die, wie verschiedene Sagen berichten, noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts von dem Heidenvolke der Mordwinen als Heiligtum angebetet wurde. Das ganze Dorf liegt in wunderschöne Gärten eingebettet. Dann hat man eine ganze Reihe von Ausgrabungen am rechten Ufer der Wolga unternommen. Es wurde ein großes Dorf gefunden, und der Expedition gelang es, ein kostbares keramisches Material zusammenzustellen. Auch wurde ein Grabhügel mit einer Leichenbestattung gefunden, deren Herkunft noch zweifelhaft ist, aber man glaubt, daß sie aus der Zeit stammt, in der Rußland unter dem Einfluß der bulgarischen und tatarischen Kultur stand. Man setzt voraus, daß hier die Ueberreste der Mordwinen ruhen. Das Resultat der Gesamtarbeit ist, daß im Chwalynsker Kreis am Ausgange der Bronzezeit eine friedliche ackerbautreibende Bevölkerung wohnte. In der Stadt Chwalynsk befindet sich ein kleines, aber sehr inhaltreiches naturwissenschaftliches Museum. Man verspürt, daß die Ausstellungsobjekte mit großer Liebe und großem Verständnis behandelt werden und daß die Anordnungsweise ein pädagogisches Ziel verfolgt. Der Leiter des Museums, J. Groß, ein sehr befähigter Botaniker, hat sich um das Museum sehr verdient gemacht und der Akademie der Wissenschaft eine große Menge von Gewächsen und Pflanzen zur Erforschung der örtlichen Flora zur Verfügung gestellt.

Große Eisenvorkommen sind, wie der Ost-Expreß meldet, bei Simbirsk an der Wolga gefunden worden.

Aus Deutschland

Der Lebenshaltungs-Index. Die Reichsindexziffer für die Lebenshaltungskosten (Ernährung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Bekleidung) beläuft sich nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamts für den 8. Oktober auf das 109,1 millionenfache der Vorkriegszeit. Die Steigerung gegenüber der Vorwoche (40,4 Millionen) beträgt somit 170 v. H.

Die Kosten für die Lebenshaltung stiegen — bezogen auf die Vorkriegszeit:

1913/14	1
Juni 1923	7 650
Juli	37 651
August	630 908
3. September	1 845 261
17. September	14 244 900
24. September	28 000 000
1. Oktober	40 400 000
8. Oktober	109 100 000

Ordnung, Schönheit und Wohlfahrt der deutschen Dörfer erblühen nicht über Nacht wie die Blumen im Garten. Sie sind vielmehr das Ergebnis fäher Arbeit der Dorfbewohner, aber nicht nur körperlicher, sondern auch anderer Art. Für die Wohlfahrtspflege werden z. B. Lehrgänge veranstaltet. So findet Mitte Oktober im Johannisstift bei Spandau ein solcher Lehrgang statt. Der Zweck ist die Pflege des Deutschtums in ländlicher Wohlfahrts- und Jugendarbeit, unabhängig von Konfession und Partei. Es werden u. a. folgende Vorträge gehalten: Die Dorfkirche und wir; Bildungsaufgaben des Schulwesens für die erwachsene weibliche Jugend auf dem Lande; die Kultur der Landfrauen und des Landes (mit Lichtbildern); der Hausfleiß auf dem Lande, insbesondere die Hausweberei; der Nadelarbeitsunterricht auf dem Lande; die Gartenschönheit auf dem Lande (mit Lichtbildern); die Frau im deutschen Volk; Wesen des Deutschtums; Deutschtum und Landvolk; soziale Aufgaben auf dem Lande.

Schule und Leben

Landwirtschaftliche Aufklärung in Rußland. In diesem Jahr begannen die „Agrarzüge" der Zentralen Agrarverwaltung ihre Arbeit nach einem vorgeschriebenen Plan. Die Züge kursieren auf der Linie der Zentralrayons, des Nordkaukasus und des Nordwestens; die Organisierung eines turkestanischen Zuges und sibirischer Agrarbarken, die auf den Flüssen Ob und Irtysch verkehren sollen, wird in kürzester Zeit beendet sein. Diese Züge erfreuen sich bei der Bauernschaft großer Beliebtheit. Es werden mit den Bauern Gespräche geführt über die brennenden Fragen der Landwirtschaft. Besonders stark interessieren

Wenn der Geist erwacht

Von A. Kleeberg.

Mutter Sonner erwärmt mit ihren Strahlen alles, was sie erreichen kann. Und siehe da, die Natur dehnt und reckt sich im Banne der goldenen Strahlen, sie braucht diese Wärme zum Leben, kann nicht wachsen, nicht gedeihen ohne die Strahlen der Mutter. Auch unsere Seelen brauchen Sonne, sehr viel Sonne und je trostloser die Zeit, desto mehr. Aber nicht nur aus einer Quelle schöpft die Seele, sie findet so manchen erwärmenden und erleuchtenden Strahlenquell. Eine der ergiebigsten ist das Kind. Von ihm geht ein Strom von Licht, Wärme und Freude auf dich über, ein Strom, der unversiegbar ist, wenn du ihn zu fassen verstehst. Am stärksten fließt dieser Strom, wenn des Kindes Geist erwacht, wenn wir sehen, wie die Sinne des kleinen Geschöpfes sehend, tastend, fühlend und horchend, zu verstehen, zu begreifen suchen.

Auf der Wagendecke macht eine Fliege ihren Spaziergang, das Kind sitzt aufrecht im Wagen und beobachtet das kleine sonderbare schwarze Ding, das sich da vor ihm bewegt, und ich schaue zu mit tiefer Freude im Herzen. Jetzt greifen die kleinen Fingerchen nach der Fliege, doch die ist flinker: ein feines Summen, und fort fliegt der Besuch. Ich beobachte den Gesichtsausdruck des Kindes. Erst ein Greifen in die Luft, ein vergebliches Haschen, dann ein erstauntes Gesicht und ein ebenso staunendes und gleichzeitig fragendes Stammeln. Noch versteht der kleine Mund nicht, verständige Worte zu formen, doch in diesem fragenden Stammeln liegt soviel von erwachendem Geist, daß es warm meine Seele freichelt!

Ein anderes: Mein Kind sitzt auf dem Fußboden und macht die ersten Kriechversuche. Sein Spielzeug sind ein Ball und die unvermeidliche Rappelbüchse. Jetzt hat beim Spiel der Ball einen Stoß bekommen, er trullert aus der Greifnähe. Erst ein erstaunt es Nachschauen, dann eine kleine Pause (des Ueberlegens) und nun versucht der kleine Scheim mit dem Stiel der Rappelbüchse unter gleichzeitigem Herumkriechen den Ball wieder zu erhaschen. Ich sehe zu und habe meine Freude an dem Erwachen des Geistes.

Solche kleinen Erlebnisse gibt es in diesem Alter des Kindes fast täglich. Sie alle sind Sonnenstrahlen, die uns die Seele erwärmen. Freilich, es mag Eltern geben, die im Drang der Arbeit, der Sorge um das tägliche Brot das alles übersehen; es mag auch solche geben, denen das tägliche Erlebnis sehr bald alltäglich wird. Wir laufen in unserer Zeit des Materialismus zu sehr Gefahr, die harmlose und darum tiefe, reine Freude zu verlernen und leiden Schaden an unserer Seele. Halten wir uns doch einen Winkel in uns frei, wohin der Staub des Alltags nicht dringen kann, einen Winkel, der die Sonnenstrahlen auffängt, die für uns immer noch reichlich vorhanden sind.

Kleines Feuilleton

Die Wiederkehr der alten Spinnstube. „Wo kein Flachs, da ist nichts zu spinnen..." Noch gar nicht lange ist's her, daß mir der bäuerliche Bürgermeister eines hessischen Dorfes, mit dem ich unter der Linde über alte Sitten und Gebräuche plauderte, diese Antwort auf die Frage nach der Spinnstube gab. Und dann erzählte er manchen Schwank aus der Zeit, da das volle Haar noch nicht silberweiß war. Gerade in Hessen und in Niedersachsen war die Spinnstube der Winterspaß. Damals herrschte in der Wirtschaft noch das windige Geschlecht und die Jugend sah mehr in lachende Augen als in den Krug. Gleich nach dem „langen Bettag", dem 6. November, wurde die Spinnstube „festgemacht". Die Mädchen fanden sich in Rotten oder Gruppen zusammen und spannen dann, abwechselnd bei der oder jener, den Flachs. Man sang die alten Lieder, erzählte Märchen und Sagen und ... die Burschen kamen zu Besuch! Allabendlich, nur Sonnabends nicht und „zwischen den Jahren", in denen Frau Holle umzieht, drangen die Burschen in die Spinnstuben, neckten die Mädchen, machten Dummheiten, wenns klappte, entführten sie ein Spinnrad. Dann blieb dem Mädchen, das kein Rad mehr hatte, nur das Bitten um „gutes Wetter" übrig und ... ein Kuß war der Lohn des großmütigen Räubers. Es soll aus solch erpreßtem Kuß mehr als einmal ein Verlobungskuß geworden sein. „Auch ich", setzte der Alte mit feinem Lächeln hinzu, „verlor so die Herrschaft im eigenen Haus."

Einst blühte der Flachsbau an der Fulda, an der Werra, an der Weser und an der Diemel, im Hessischen und im Hannoverschen, große Flachsmärkte gab es in der Gegend von Kassel, in Wolfshagen und Volkmarsau. Der Meister Leineweber war eine geachtete Persönlichkeit. Auf der Weser ging dann das Leinen nach England und Amerika und großer Wohlstand erwuchs aus dem Flachs, der ganz besonders unter Frau Holles Schutz stand. Als die großen Weltfabriken entstanden und das Ausland den Flachs billiger lieferte, verschwand der Flachsbau, bis er in den letzten Jahren wieder zugenommen hat und in diesem Jahre ... man geht schon wieder daran, die Spinnstuben „festzumachen".

Der eigene Bedarf wird wohl nur gesponnen werden, aber die alte Zeit kehrt doch zurück und die Alten hoffen, daß die alten Sitten damit erneut werden, vor allem die alte Gesittung. H.

Vor dem Schmelzwerk

Von Otto Promber, Dresden.

Gigantisch ragt zum nächt'gen Firmament
Ein Heer von Essen. Aus den weiten Hallen,
Die drohend vor mir steh'n wie Riesenfallen,
Der rote Glutschein durch die Fenster brennt.

Und aus den langen Mauern hört man's schallen,
Wie wenn der Teufel durch die Höhle rennt;
Das wiehert, brodelt, rattert, heult und flennt,
Als schrie ein Volk gemartert zwischen Krallen.

Aus Dünsten tauchen nackte Leiber, Glieder,
Die schöpfen Lava. Funken sprüh'n vorbei.
Schmelztiegel halten glüh'nden Eisenbrei;

Des Riesenkranes plumpe Zange packt
Den Weißgluthlock, die Hämmer krachen nieder.
Das Leben singt! Ich höre seinen Takt.

sich die Bauern für die Methoden der Bodenbearbeitung und dieser Frage wird seitens der Leiter der Züge der weitaus größte Teil der Zeit gewidmet. Für diese Arbeit unter den Bauern wird auch das agronomische Personal an Ort und Stelle herangezogen.

Sprechhandschuh für Taubstumme. Um den der Sprache und des Gehörs braubten Menschen ein Mittel zur Verständigung zu bieten, hat ein Herr Leslie Callard in St. Albans einen sogenannten Sprechhandschuh konstruiert, auf dessen Handrücken und Fingern die einzelnen Buchstaben geschrieben stehen. Etwa in der Gegend des Handgelenks stehen die beiden Worte „Ja" und „Nein". Die Unterhaltung wird nun so geführt, daß der Taubstumme mit den Fingern auf die einzelnen Buchstaben zeigt, so Worte und Sätze bildet. Das Verständigungsmittel ist mit gutem Erfolg ausgeprobt worden.

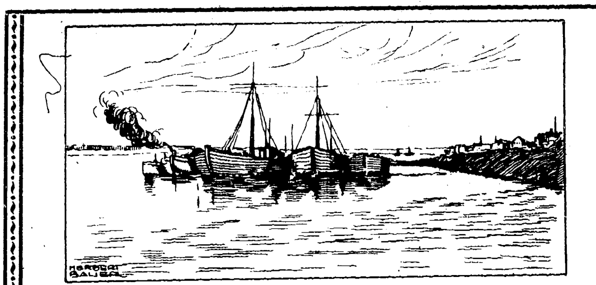
Ohne Reifeprüfung zur Universität. Aus Jena wird der „Voss. Ztg." geschrieben: Das Thüringische Ministerium für Volksbildung hat verfügt, daß Personen, die das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben und nach ihren Anlagen und bisherigen Leistungen zum Hochschulstudium geeignet erscheinen, zum Studium eines bestimmten Faches an der Landesuniversität Jena eingeschrieben werden können. Wer von diesem Recht Gebrauch machen will, muß einen Antrag auf Zulassung zur Universität an das Ministerium für Volksbildung mit Angabe des bestimmten, zum Studium gewählten Fachgebietes richten. Nach einer Sichtung der Gesuche müssen sich die Bewerber einer schriftlichen und mündlichen Prüfung unterziehen. Bei der Prüfung sollen in erster Linie besondere Leistungen im Beruf bewertet werden. Die Entscheidung über die Zulassung zum Studium trifft das Ministerium für Volksbildung. Die zugelassenen Bewerber genießen die vollen Rechte der Studierenden, werden daher auch nach den geltenden Bestimmungen zur Promotion (Erwerbung der Doktorwürde) und zu den Staatsprüfungen zugelassen.

Das Laster des Fluchens. In Italien ist gegenwärtig eine lebhafte Bewegung gegen die überhandnehmende Unsitte des Fluchens im Gange. Man veranstaltet zahlreiche Kongresse und Versammlungen, um eine Liga gegen das Laster des Fluchens zustande zu bringen. Dabei verweist man auf die gesetzlichen Maßnahmen, die in früherer Zeit von der Republik Venedig und den Städten Italiens gegen diejenigen, die fluchten oder sich einer Gotteslästerung schuldig machten, ergriffen worden waren. Das Fluchen war mit schwerer Strafe belegt, wobei jedoch ein Unterschied gemacht wurde, ob die Tat auf dem Festland oder auf der See begangen worden war. In diesem Fall wurde das Vergehen milder aufgefaßt, so daß man gewissermaßen den Seeleuten ein Recht zugestand, ihrem Unwillen durch einen kräftigen Fluch Ausdruck zu geben, eine Erleichterung, die der Landratte nicht zugestanden wurde. Wer die Religion oder Gott gelästert hatte, wurde auf 5 Jahre aus dem Bannkreis der Republik verwiesen und mußte außerdem eine Geldstrafe von 400 Lire bezahlen, die dem Angeber zufiel. Während sich die Flucher in Venedig selbst nur verhältnismäßig geringen Strafen ausgesetzt sahen, wurden sie in anderen Städten öffentlich ausgepeitscht. Schlimmer erging es natürlich den Gotteslästerern. So wurde im Jahre 1592 ein Mann, der das Bild des Heilands und der Jungfrau mit einem Dolch durchstoßen hatte, gehängt, und seine Leiche wurde verbrannt. In Pavia schloß man im Jahre 1300 den Uebeltäter, der öffentlich geflucht hatte, in einen Weidenkorb, den man so lange in den Ticino tauchte, bis der Delinquent beinahe ertrunken war. Eine barbarische Strafe bedrohte in der Gemeinde Val Camonica diejenigen, die sich zu einer Verwünschung oder einem Fluch hatten hinreißen lassen; ihnen wurde ohne weiteres die Zunge herausgerissen.

Unter den Besuchern, die aus dem Donezker Gouvernement zur Moskauer Ausstellung gekommen waren, befand sich ein deutscher Bauer aus Alt-Rotowka (Kreis Taganrog) Martin Michailowitsch Krage. Er teilte der Redaktion der „Arbeit" u. a. mit: „In den deutschen Kolonien des Kreises Taganrog fehlt es sehr an deutschen Lehrern. Deutsche Lehrer sind dort so notwendig wie ein Stück Brot. Mindestens sind 20 Lehrer notwendig. Aber bis jetzt sind keine in Aussicht. Wahrscheinlich werden russische Lehrer herangezogen werden müssen."

Aus Natur und Geschichte

Der leere Sarg des Zaren Alexander I. Wie bereits gemeldet, haben die Sowjetbehörden vor einiger Zeit die Zarengräber in der Peter-Paul-Kathedrale untersuchen lassen, um festzustellen, ob sich in ihnen Juwelen und Wertstücke befänden. Dabei hatte man die überraschende Entdeckung gemacht, daß der Sarg Alexanders I. leer war. Mit Bezug hierauf erzählt jetzt die Fürstin Almedisen in der englischen Zeitschrift „Disvery" eine merkwürdige Geschichte. Danach hatte der Petersburger Sowjet schon im Jahre 1922 die Kaisergräber untersuchen lassen, in der Hoffnung, dort Juwelen, Kronen und Kroninsignien zu finden. Der Erfolg war kläglich, aber schon damals wurde festgestellt, daß der Sarg Alexanders I., obwohl er vollständig unversehrt war, nur einige Bleistücke enthielt, die ersichtlich dazu gedient hatten, das Gewicht vorzutäuschen. Das scheint die Volkslegende zu stützen, nach der Alexander I. gar nicht am 1. Dezember 1825 in Taganrog gestorben sei, sondern einfach dem Thron entsagt und im Einverständnis mit seinem Sohn und einigen Eingeweihten den Tod vorgetäuscht habe. In Wahrheit hatte er sich, um sein Leben als Eremit zu beschließen, in die Wälder Sibiriens zurückgezogen. Tatsächlich war nach der offiziellen Verkündigung des Todes von Alexander I. in Sibirien der berühmte Eremit Feodor Kusmitsch aufgetaucht, von dem niemand wußte, woher er kam, und den auch der neue Zar Nikolaus I. besucht und um Rat gefragt hatte. Es ist freilich unmöglich, festzustellen, ob besagter Eremit tatsächlich Alexander I. gewesen ist; aber die Feststellung, daß sein Sarg leer ist, scheint doch darauf hinzudeuten, daß Alexander I. wirklich nicht in Taganrog starb. Damit würde sich auch die Tatsache erklären, daß damals niemand die Leiche des Zaren sehen durfte, unter dem Vorwand, daß der Zar an einer ansteckenden Krankheit gestorben sei,



Herbst an der Wolga

und daß deshalb der Zutritt zur Leiche nicht gestattet werden könne.

Wie man neue Tiere „erfindet". Der Maulesel, eine Kreuzung zwischen Pferd und Esel, hat sich als eins der nützlichsten Lasttiere erwiesen; das einzige, was man gegen ihn sagen kann, ist, daß er etwas launischer Natur ist. Diese Leistung hat nun die Tierzüchter angespornt, Versuche mit neuen Züchtungen zu machen, und so ist man denn heute eifrig dabei, neue Tiere zu „erfinden". So hat man in Britisch-Ostafrika eine neue Kreuzung erzielt, die so kräftig und leistungsfähig wie der Maulesel ist, aber weniger trotzig. Es ist das sog. Zebrul, halb Pferd und halb Zebra. Diese Geschöpfe sind etwa 14 Fuß hoch, unermüdliche Arbeiter und lassen sich leicht zähmen. Ein Tier, das aus einer Kreuzung zwischen einem wilden amerikanischen Bullen und einer englischen Kuh gewonnen wurde, wird jetzt in Amerika in größerem Maßstabe gezüchtet. Es ist das sog. Cattleo, das in Kanada bereits vielfach auf den Markt kommt und wahrscheinlich der beste Fleischlieferant der Zukunft werden wird. Ein großer „Erfinder" von Tieren war der verstorbene Tierzüchter Hagenbeck. Ihm gelang es sogar, eine Kreuzung zwischen Löwen und Tiger zu erzielen, die die charakteristischen Eigenheiten der beiden Tiere aufwies. Von größerem praktischem Nutzen dürfte eine Kreuzung sein, die zwischen europäischen Schafen und den wilden Schafen von Mittelasien vorgenommen worden ist. Dieses neue Schaf ist sehr zäh, kann große Kälte vertragen und liefert viel Wolle sowie vortreffliches Fleisch. Fasanen aus Mittelasien sind mit dem europäischen wilden Fasan gekreuzt worden und ergaben einen großen Vogel mit starken Flügeln, der besonders für den Jäger von Interesse sein wird. Der persische Damhirsch ergibt, mit dem englischen gekreuzt, ein Wild, das ein hervorragend schmackhaftes Fleisch besitzt. Durch die Kreuzung von Haustieren mit wildlebenden Arten hat man verschiedentlich Tierformen erzielt, die widerstandsfähiger und arbeitstüchtiger sind als die gewöhnlichen Haustiere.

Bedeutsame Erfindungen. Es wurden erfunden: die Windmühle im Jahre 1439, die Taschenuhr 1510, das Spinnrad 1530, die Buchdruckerkunst 1450, das Fernrohr 1608, das Mikroskop 1590, das Thermometer 1597, das Barometer 1643, die Luftpumpe 1650, der Uhrpendel 1655, die Spiralfeder 1658, das Dampfboot 1707, das Klavier 1711, der Blitzableiter 1760, die Temperaturmessung „nach Celsius" 1742. Der erste Globus wurde 1492 angefertigt, die erste brauchbare wissenschaftliche Erdkarte 1569.

Ein Denkmal für Pugatschow. Dem Rebellen Pugatschow, der gegen Katharina II. einen Aufstand erregte, soll zum 150. Jahrestage seiner Hinrichtung am 10. Januar 1925 ein Denkmal errichtet werden, für das die Sowjetpresse Stimmung macht. Obgleich Pugatschow sich für den ermordeten Zaren Peter III. ausgab und für eigene Rechnung Politik trieb, wird er von den Kommunisten als Freiheitskämpfer gefeiert, weil der von ihm geleitete Aufstand sich auf dem Untergrunde einer sozialen Bauernbewegung aufbaute.

Haus, Hof, Garten, Feld

Ein Ei im Ei. Bei Hühnereiern findet man manchmal eine recht eigenartige Mißbildung. In einem sonst ganz normal entwickelten Ei liegt wohlgeborgen ein zweites. Der Rigaer Zoologe Abulin, der solch ein Ei im Ei zum ersten Male auch bei einer Gans vorfand, hat für diese Erscheinung eine sehr einleuchtende Erklärung gefunden. Unter den Einflüssen der Kultur und der Zuchtwahl durch den Menschen ist die Fruchtbarkeit der Hühner derartig gestiegen, daß die Organe den hohen Anforderungen nicht mehr nachkommen können. Das Ei, daß im Eileiter gerade mit einer Schale umgeben werden soll, wird vom nächsten Ei schon eingeholt und gelangt auf diese Weise mit in dieselbe Schale hinein: ein Ei im Ei ist das Resultat.

Blaue Milch. Von der blauen Farbe der Milch, die durch übermäßigen Zusatz von Wasser entsteht, soll hier natürlich nicht gesprochen werden. Die frisch gemolkene Milch ist zunächst von tadelloser Beschaffenheit. Erst wenn die Sahne sich abzuscheiden beginnt, treten mitunter in der Milch blaue Flecken auf, die allmählich an Umfang zunehmen und nach einigen Tagen den größten Teil des Rahms erobert haben. Diese Milch kann zwar ohne jeden Nachteil genossen werden, doch haben die meisten Leute eine begreifliche Abscheu davor. Die Landwirte bemühen sich daher, das Blauwerden zu verhindern und die Ursache zu erfahren. Im Mittelalter mußten nicht wenige Menschen wegen Hexerei, der man das Blauwerden zuschrieb, ihr Leben lassen. In aufgeklärten Zeiten schob man die Schuld auf fehlerhafte Ernährung der Kühe, auf schlechte Körpersäfte oder Darmkrankheiten. Alle Versuche zur Verhinderung des Blauwerdens der Milch scheiterten aber. Erst die moderne Wissenschaft erkannte den Erreger der blauen Milch in einem winzig kleinen Bazillus. Von ihm wird der Farbstoff, der die größte Aehnlichkeit mit einer Anilinfarbe hat, erzeugt und in die Milch abgesondert. Vor Einführung des modernen Molkereiwesens galt als bestes Gegenmittel das Zusetzen von einem Löffel Buttermilch in die frischgemolkene Milch. Dadurch wurde eine schnellere Abscheidung des Rahmes und eine raschere Säuerung der Milch bewirkt. Die Bazillen, die gegen Säuren sehr empfindlich sind, sterben dann ab, noch bevor sie sich vermehren und blauen Farbstoff erzeugen konnten. Im Molkereibetrieb wird noch vor dem Gerinnen der Milch die Butter abgeschieden; so ist keine Gelegenheit zum Blauwerden mehr vorhanden, und das ist auch der Grund, warum man heute so selten etwas von blauer Milch hört.

Selbstentzündung des Heues. Die Entzündung der Heuvorräte bildet bekanntlich eine Gefahr für die Landwirtschaft und führt jedes Jahr zu großen Verlusten. Einen vollkommenen Schutz gegen diese Entzündungsgefahr gibt es nicht; denn es steht einwandfrei fest, daß sich auch völlig trockenes Heu entzünden kann. Meist erhitzen sich allerdings nur feuchte Heuhaufen, weil die in ihnen durch Bakterientätigkeit erzeugte Wärme sich immer weiter steigert. Die klassischen Untersuchungen von Prof. Miehe haben gezeigt, daß die Erwärmung vor allem durch zwei Bakterienarten vor sich geht, die sich einander ablösen. Auf dem feuchten Heu gedeiht zunächst trefflich das Bacterium coli und vergärt Kohlehydrate; durch die hierbei stattfindende Wärmeproduktion steigt die Temperatur allmählich auf 40°, denn die äußeren Schichten des Haufens verhindern das Entweichen der produzierten Wärme. Bei 40° sterben diese Bakterien dann ab; an ihre Stelle tritt nunmehr das Bacterium calfactor, das weitere Wärmemengen erzeugt und dann bei ungefähr 75° abstirbt. Bei dieser Temperatur desinfiziert sich also der Heuhaufen gewissermaßen selbst; ein Leben ist in ihm nun nicht mehr möglich. Wenn die Erhitzung nur durch Bakterientätigkeit erfolgte, dürfte die Temperatur im Heustock natürlich nicht über 75 bis 80° steigen. In Wirklichkeit sind aber viel höhere Temperaturen, nämlich bis zu 300°, beobachtet worden! Bei einer derartigen Erwärmung kann der leiseste Luftzug zur Entzündung des Haufens führen. Diese gewaltige Erhitzung weit über 80° hinaus ist auf rein chemisch-physikalische Vorgänge zurückzuführen, nicht auf die Tätigkeit der Bakterien. Und zwar spielt nach den neuesten Untersuchungen das in den Pflanzen fein verteilte Eisen als Zündstoff eine große Rolle. Gegenwärtig steht man also auf dem Standpunkt, daß die Selbstentzündung des Heues durch die Bakterientätigkeit wohl vorbereitet, aber letzten Endes nicht herbeigeführt wird.

Gesundheitspflege

Die Verdauungsfrist der Nahrungsmittel. Da die meisten Leute gar keine Ahnung davon haben, wie verschieden die Verdauungsfrist der hauptsächlichsten Lebensmittel ist, sei sie hier nach Dr. Beaumonts Versuchen und Berechnungen mitgeteilt. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Speisen leicht gewürzt und gut zermalmt worden sind. Dann ist die Verdauungsfrist folgende: gekochter Reis 1 Stunde, roh geschlagene Eier 1 Stunde, Gerstensuppe 1½ Stunden, Graupensuppe 1½ Stunden, Milch 2, gebratene Eier 2¼, gekochte grüne Bohnen 2½, gebratene Kartoffeln 2½, halb gekochtes mageres Rindfleisch 3, gekochtes Hammelfleisch 3, Schweinefleisch 3¼, gekochte Möhren 3¼, Rüben 3½, Huhn 4, Kohl 4½ Stunden.

Ein großer Teil der Krankheiten hat Grund und Ursache in krankhaften Zuständen des Magens, denn sobald der Magen nicht regelrecht arbeitet, wird die Ernährung sowie der ganze Stoffwechsel beeinflußt und der Keim zu den mannigfachsten Krankheiten ist gelegt. Deshalb sollte und müßte alles vermieden werden, was Magenverstimmungen und Magenleiden veranlassen kann. Viel gesündigt wird durch das Verschlingen nicht gut gekauter Speisen und es ist leicht einzusehen, daß Brocken schwerer verdaulich sind wie gut gekaute Speisen. Ferner durch den Genuß zu heißer oder zu kalter Speisen und Getränke, und es ist da namentlich bei dem Genuß von Eis große Vorsicht anzuraten. Eine weitere Magenversündigung besteht in dem Genuß von zu viel Flüssigkeiten, wodurch die zur Verdauung nötigen Magensäfte zu sehr verdünnt werden.

Die Abhärtung bei kleinen Kindern muß sehr vorsichtig vorgenommen werden. Es ist gesundheitsschädlich, wenn man kleine und zarte Kinder mit aller Macht abhärten will, indem man sie in der kalten Jahreszeit leicht anzieht, in kalten, ungeheizten Zimmern spielen und barfuß in der Wohnung herumlaufen läßt. Man wird damit nur das Gegenteil erreichen. Gute Luft und ein gut gelüftetes Schlafzimmer sollen die Kinder allerdings haben, ebenso sollen sie bei kaltem Wetter ins Freie kommen, aber die Hauptsache dabei ist, daß sie stets warm angezogen sind und daß auch das Zimmer, in dem sich die Kinder aufhalten, richtig geheizt wird. Ganz falsch ist die beliebte Abhärtung mit kaltem Wasser. Die Kinder werden durch die Kaltwasserabwaschungen leicht krank, da dadurch eine zu starke Auskühlung des kindlichen Körpers erfolgt und die abgegebene Wärme schwer wieder ersetzt werden kann. Je zeitiger diese unangebrachten Abhärtungskuren beginnen, desto schwerere Folgen haben sie zum größten Teil.

Verschiedenes

Gottesdienst im Kino. Das Kino ist — besonders in den angelsächsischen Ländern — schon seit einer Reihe von Jahren dazu verwendet worden, um durch seine große Anziehungskraft Leute, die sonst keinen Gottesdienst besuchen, zu religiösen Andachten und Versammlungen zu locken. Viele Sekten in den Vereinigten Staaten haben sich Kinoapparate angeschafft, die sie bei ihren Veranstaltungen eifrig verwenden; ja man hat in Amerika sogar auch schon Kinoaufführungen in Kirchen veranstaltet. In England, wo sich der Kinoapparat in der Kirche nicht recht einbürgern will, ist man jetzt auf eine neue Idee gekommen. Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, dann muß der Prophet zum Berge gehen. Da das Kinopublikum nun einmal nicht den Gottesdienst besuchen will, so will man den Gottesdienst in die Kinos verlegen. Die englische Geistlichkeit veröffentlicht einen Plan, der in diesem Winter in großem Maßstab verwirklicht werden soll. Man will außer den Gottesdiensten, die zu den gewöhnlichen Tageszeiten in Kirchen und Kapellen stattfinden, auch noch abends Andachten in verschiedenen Lichtspieltheatern veranstalten. In verschiedenen Vororten Londons hat man mit diesen Versuchen bereits so gute Erfahrungen gemacht, daß man sie über ganz England ausdehnen wird. Die große Anzahl der Engländer, die „kirchenscheu" ist, wird der Sensation eines Kino-Gottesdienstes nicht widerstehen können, und man erwartet, daß das Stammpublikum der einzelnen Kinos vollzählig zur Stelle sein wird, nicht nur Frauen und Kinder, sondern auch der Vater, der sich besonders schwer zum Kirchgange entschließt. Um die Männerwelt anzuziehen, wird bei diesen Veranstaltungen das Rauchen gestattet sein. Die Worte der Gebete und der Predigten werden durch Filmszenen illustriert, und diese Gottesdienste werden abwechselnd von Geistlichen der anglikanischen und der Freien Kirche abgehalten werden. fb.

Wie alt sind die kirchlichen Trauungen? Erst um das Jahr 1200 wurde vom päpstlichen Stuhl eine Verordnung erlassen, daß Eheschließungen in der Kirche vor sich gehen sollten. Vorher führte der Bräutigam einfach die Braut in sein Heim. Immerhin dauerte es mehrere Jahrhunderte, bevor sich das Gebot des Papstes allgemein durchsetzte.

Vom Büchertisch

Seppis und Hansjörchs Erlebnisse. Von Franz P. Amberg. II. Band. Preis 6 Lei. Druck und Verlag „Der Landbote", Temesvar (Rumänien). Das Büchlein enthält kleinere Theaterstücke für Liebhaberbühnen und andere lustige Geschichten in schwäbischer Mundart. Der Postbote brachte es mir unmittelbar vor einer zeitraubenden Fahrt durch das große Berlin, von der ich mich schon seit einigen Tagen gedrückt hatte. Unterwegs blätterte ich nun in dem Büchlein, las hier ein Geschichtchen und da eins. Die Sächelchen stecken voller Humor, unwillkürlich lacht man und die Nachbarn im Wagen freuen sich, daß da einer sitzt, der sich über seine lange Fahrt durch lustige Lektüre sozusagen hinweglächelt. Sie schmunzeln mit. So trägt das kleine Buch Ambergs Freude in die Welt. Gewiß geht es andern ähnlich wie mir; es muß schon jemand ein rechter Griesgram sein, dem es keinen Spaß macht. Ist nicht z. B. das nachstehende Freierstückchen komisch?

Dr Freier.

(A Stückl for drei Leut.)
Enteschnawls Niklos, a reicher Bauer
Susi, sei Tochtr
Strohkopps Sepp, Witwer, sei Nochbr.
(Stottrt bisl'che.)

Enteschnawls Niklos huckt beim Tisch, vor sich an Buch un Schreibstift in dr Hand. Die Lampe brennt. 's Susi steht hinr ihm un schaut 'm üwr die Schüll'r zu.

Strohkopps Sepp schaut erscht dorch de Türspalt un lacht, kummt no rin, stellt sich newr die Tür in dr Stub und saat: „Gut nowet!" (Er bleibt newr dr Tür stehn, dreht de Hut in dr Hand runderum.)

„Gut nowet", saat dr Niklos druf.

„Wißt'r so—so—sor was daß ich ku—ku—kumm sin, Nochbr?"

„Wanscht mr's saascht, Sepp, no wees ich's!"

„Ei, i—i—ich han g'hört, daß Ihr 'm Su—Su—Susi, wann's heirat a K—K—Kuh git un weil ich sch—sch—schun gar zu gerne m—m—mol wiedr a K—K—Kuh im St—St—Stall hätt, froo ich euch, e—e—ebt Ihr mr net 's S—S—Susi for Weib gin möcht?"

„For a Wittiwer heirate", saats Susi selwr barsch druf, „han ich noch lang Zeit! Uewrhabs so enr wie Ihr seit kann m'r gschtohl gin!"

(Wie 's Susi nor angfangt hat zu rede, fallt 'm Sepp 's Herz in die Hose un er rutscht sich mit de Ferschte un Fußspitze ganz nochet zu dr Tür.)

„Na, dann ni—ni—nix for ungut, Nochbr, n—u—un gut nacht!" (erwischt die Tür un je naus).

„Nix for ungut, Sepp, un Gut' nacht!" ruft 'm dr Vettr Niklos noch!

Briefkasten

Buenos Aires. Die sowjetrussische Gesetzgebung spricht dem Kind große Rechte zu. Einen juristischen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern macht man nicht. Ziel der Gesetzgebung und gesamten Jugendfürsorge ist die gesellschaftliche Erziehung der Kinder im Gegensatz zur individuellen in der Familie. Demgemäß würden, bei den erwarteten gesellschaftlichen Voraussetzungen, die Kosten der Erziehung auch unehelicher Kinder vom Staat zu tragen sein. Gegenwärtig jedoch ist faktisch noch die Familie die Erzieherin und so muß z. B. auch der Vater eines unehelichen Kindes für dessen Unterhalt aufkommen. Wegen der Zugehörigkeit der Kinder zu einer Religion hat die amtliche Kommission zur Revision des Familien- und Eherechts folgenden Beschluß gefaßt: „Die Kinder werden bis zu ihrer Volljährigkeit als keiner Religion angehörend betrachtet. Das Uebereinkommen der Eltern bezüglich der Zugehörigkeit der Kinder zu einer oder der anderen Religion kann keine rechtlichen Folgen haben."